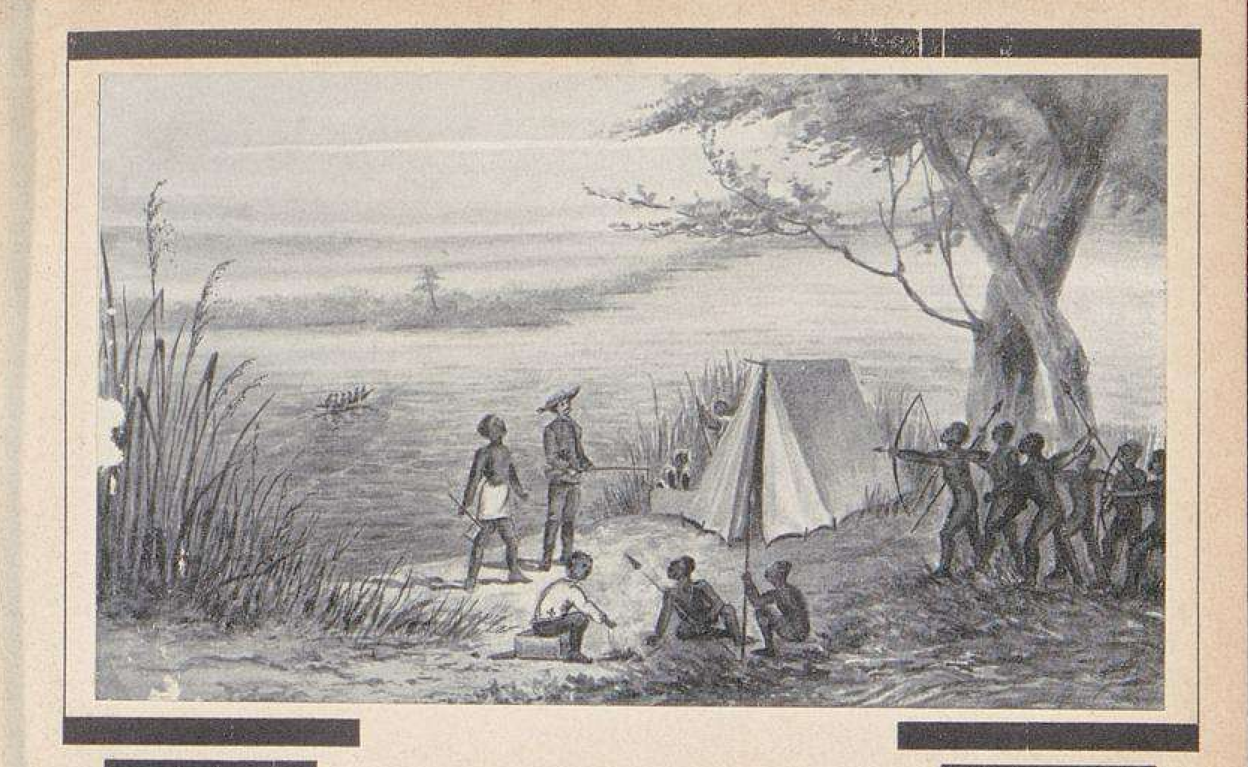


Zur

Erwerbung von Deutsch-Ostafrika

Ein Beitrag zu seiner Geschichte

von

Dr. Joachim Graf v. Pfeil



Berlin
Verlag von Karl Curtius
1907

Zur Erwerbung von Deutsch-Ostafrika



Erste deutsche Station in Ostafrika, gegründet 28. April 1885

Zur Erwerbung von Deutsch-Ostafrika

Ein Beitrag zu seiner Geschichte

von

Dr. Joachim Graf v. Pfeil





Berlin
Verlag von Karl Curtius
1907

Ostafrika ist deutsche Kolonie seit 22 Jahren. Als das Land erworben wurde, war es Wildnis, heute weist es Städte auf, wie Dar es Salam mit 24000 Einwohnern, in denen man so bequem lebt wie in Europa. Es erfordert einen Verwaltungsapparat wie eine deutsche Provinz; mit dem Reiche durch eine ständige Schiffahrtslinie verknüpft, ist es der Aufenthalt zahlreicher Persönlichkeiten, die dort Erwerb und Beruf suchen und finden, sein Handel ernährt Tausende von Existenzen im Heimatlande; strichen wir ihn plötzlich aus dem Wirtschaftsleben unserer Nation, so würde sich sein Fehlen stellenweise höchst empfindlich fühlbar machen. Neben wirtschaftlichem Verdienst werden ethische Werte ausgelöst, denn mancher Mann, dessen Leben vielleicht still und abwechslungslos in der Heimat sich abgesponnen hätte, fand unter veränderten Verhältnissen Gelegenheit, Eigenschaften zu bewähren, die Ansehen und damit Werte in sein Leben hineintrugen, denen er ohne den Besitz des Reiches an unserer Kolonie niemals entgegensehen dürfte.

Diese Tatsache sollte Befriedigung erweckend wirken und alles Streiten um die Frage in den Hintergrund drängen, wie das Reich zum Besitz jener Kolonie gekommen ist. Das Vaterland hat den Nutzen, folglich ist der Zweck erreicht. Der Rest ist Schweigen oder sollte es sein. Ich glaube auch

nicht, daß man mir mit auch nur einem Schein des Rechtes vorwerfen könne, ich habe jemals die öffentliche Aufmerksamkeit für meine Mitwirkung an der Erwerbung der Kolonie in Anspruch genommen. Auch heute würde ich nicht daran denken, mein bisher beobachtetes Stillschweigen über jene Episode meines Lebens zu durchbrechen, sähe ich mich nicht genötigt, den verleumderischen Angriffen entgegenzutreten, die Dr. Carl Peters, jetzt, nachdem 22 Jahre über den Zeitpunkt unserer gemeinsamen Arbeit hingegangen sind, ohne erkennbare Motive in seinem jüngsten Werk „Die Gründung von Deutsch-Ostafrika" gegen mich schleudert. Ungern nehme ich zu dem Zweck heute das Wort, denn ich mag Dr. Peters nicht auf dem Pfade folgen, den er eingeschlagen. Es scheint mir unwürdig einen Mann anzugreifen, der, selbst wenn er mir aus tausend berechtigten Gründen persönlich unsympathisch, doch immerhin der Gefährte gewesen ist bei einem Unternehmen, das dem Vaterlande in Gestalt ausgedehnten, überseeischen Besitzes, damit hervorgerufenen Handels und vergrößerter Weltmachtstellung nicht unwesentlichen Nutzen einbrachte, das den Höhepunkt der eigenen Lebensarbeit bildet und nun schon der Geschichte angehört. Allein die Selbstachtung zwingt da zur Äußerung, wo Stillschweigen zwar wohl kaum an Stellen, wo einige Kenntnis der Personen oder der Verhältnisse obwaltet, wohl aber in breiten, mit weniger Urteil lesenden Schichten, die Meinung erwecken könnte, als müsse ich im Gefühl eigenen Schuldbewußtseins die Anschuldigungen und die Kritik eines Dr. Peters über mich ergehen lassen.

Die Anfänge meiner kolonialpolitischen Bestrebungen

— sie trugen, wie das bei meinen Jahren kaum anders zu erwarten war, ein etwas embryonales Gepräge — liegen weit zurück. Im Jahre 1873 in Britisch Südafrika gelandet, kam ich 1874 nach Griqualand East, das damals mangels politischer Zugehörigkeit noch „Nomansland" genannt wurde. Die wirtschaftlichen Bewegungen in diesem Lande, das Bestreben seiner wenigen englischen Bewohner, sich daselbst möglichst viel Landbesitz für billigen Preis zu sichern, erweckte in mir ein gleiches Verlangen und ich erwarb zwei Farmen im Umfange von je 3000 Hektar zum Preise von 60 Pfund Sterling. Meine Bekanntschaft mit den deutschen Siedlungen von Pinetown, Neu-Hannover, Hermannsburg usw. in Natal, weckte in mir den Gedanken, diesen Landbesitz zu erweitern und daraus eine deutsche Kolonie zu machen, ein Begriff, der damals, ich gestehe es ohne Scham, in einigermaßen nebelhaften Umrissen, etwa wie eine sehr große Dorfgemeinde, meinem jugendlichen Gemüte vorschwebte. Ich vertraute auf die längere Landeserfahrung und geschäftliche Tüchtigkeit eines mich an Jahren weit überragenden deutschen Freundes, der sich für den Gedanken interessierte und geneigt schien, an dem Unternehmen mitzuwirken. Er lebte an der Umzimkulumündung in der Nähe der Hermannsburger Missionsstation Marburg, die der Missionar Stoppel verwaltete. Dort pflegte ich ihn öfters zu besuchen und für meine Ideen zu begeistern. Ihre Ausführung scheiterte an unserer beider Unkenntnis der einschlägigen wirtschaftlichen und namentlich politischen Faktoren, dem Mangel an Kapital und dem Umstande, daß im Jahre 1875 das östliche Griqualand von dem Gouverneur des Kaplandes, Sir Bartle

Frere, unter englische Oberhoheit gestellt und der Kapkolonie einverleibt wurde. Mein frühreifes Projekt fiel damit ins Wasser. Ich verließ bald darauf Griqualand und verkaufte meine beiden Farmen für den Preis von etwas über 120 Pfund Sterling, also mit einem Nutzen, der meinen unerfahrenen Augen bei der damaligen Lage der wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes ungeheuer erschien. Als Maßstab für den rapiden Gang der Entwickelung jenes Landes mag erwähnt werden, daß 5 Jahre später diese beiden Farmen von einem Engländer, Dr. Bonner, für rund 4000 Pfund Sterling erworben wurden. Die Erfahrung, die ich bei dieser, wohl als Vorübung zu bezeichnenden Unternehmung gewonnen hatte, gab meinen Gedanken an deutsche Kolonisation Beständigkeit. Zwar fehlte mir damals noch fast gänzlich der Einblick in die politische Seite der Frage, allein um so kräftiger hatten sich meine wirtschaftlichen und damit in gewisser Weise meine geographischen Kenntnisse entwickelt. Diese vermochte ich im Laufe langer, ausgedehnter Reisen im ganzen Südafrika nicht unwesentlich zu üben und zu steigern, dabei zugleich mir die Befähigung des afrikanischen Farmers aneignend, eine Strecke Landes auf ihre wirtschaftliche Verwertbarkeit, namentlich in bezug auf Viehzucht, rasch und sicher abzuschätzen. Dies wurde insofern wertvoll, als ich später im Oranje-Freistaat Grundbesitz erwarb und selbst bewirtschaftete.

Ich unterlasse die Schilderung meiner eigenen Schicksale als südafrikanischer Farmer. Die Jahre schwanden, sie brachten mir mit zunehmender Ruhe die Erkenntnis, daß die Zeitläufte dem Farmer nicht günstig waren. Sein Beruf

bot auch im Hinblick auf weiteste Ferne keine höhere Aussicht als vielleicht den Besitz eines, nach deutschen Begriffen ausgedehnten Areals mit Schaf- oder Rinderherden, die, mit australischem Maße gemessen, doch immer klein bleiben mußten. Wogen diese Zukunftsgaben schwer genug, um sich ihretwegen mit Sicherheit einer gewissen Verbauerung auszusetzen? Als sorgsame, sorgenvolle Prüfungen diese Frage verneinten, mein Gewissen mir das Zeugnis ausstellte, daß ich jahrelang ohne Wanken mein Ziel verfolgt hatte, da faßte ich den Entschluß, wenigstens einmal meinen Neigungen die Zügel schießen zu lassen und mich auf Wanderung zu begeben. Wollte das Geschick mir wohl, so fand sich dabei irgend ein Gebiet, das, im politischen Sinne unabhängig, für deutsche Kolonisation geeignet war.

Indem ich diesen entscheidenden Augenblick meines Lebensganges streife, darf ich einige persönliche und unpersönliche Einwirkungen nicht unerwähnt lassen, die tiefgehenden Einfluß auf meine Anschauungen und Handlungen, daher auf die Entwicklung meines Charakters ausübten. Während ich anfänglich als Farmer im Inneren des Freistaates lebte, rückte ich später der Grenze von Natal näher, wo ich Verkehr unter angenehmer Nachbarschaft fand. Darunter befand sich ein alter Herr Gr., Mitglied des Legislative Council in Natal. Diesem Herrn verdanke ich meine ersten Einblicke in das politische Weltgetriebe. Er erkannte mein Interesse, sowie einiges Verständnis und besprach gern und oft mit mir die Vorgänge im „house of legislative assembly“. Ich lernte verstehen, daß keine politische Handlung, so wie sie ursprüng-

lich geplant wurde, ausgeführt werden könne, weil sie unter allen Umständen Gegner findet, denen Zugeständnisse gemacht werden müssen. Ich lernte von ihm, daß, wie die Individuen, so auch die Nationen, aufeinander eifersüchtig sind, und mußte wahrnehmen, daß Deutschland im Auslande zwar gefürchtet, vielleicht geachtet, aber keineswegs beliebt sei. Vor allen Dingen aber prägte sich meinen staunenden Sinnen mit nachdrücklicher Deutlichkeit ein, daß England überall mit wachsamem Auge den Bewegungen anderer Völker nachspürt, sie fördert oder hindert, je nach Maßgabe des Nutzens, den es selbst aus den jedesmaligen Vorgängen zu ziehen hofft. Ich begann zu begreifen, daß es ein Ding gibt, das man große Weltpolitik nennt, und was ungefähr darunter zu verstehen sei.

Mein nächster Nachbar war ein junger Engländer meines Alters, von sehr guter Erziehung, aus guter Familie. Barock in seinen Anschauungen, eigensinnig in deren Verteidigung, war es nicht leicht, mit ihm zu diskutieren, Verkehrsbedürfnis bedingte jedoch unseren gegenseitigen Anschluß. Da konnten Besprechungen der von unserem gemeinschaftlichen Freunde Gr. aufgenommenen Gedanken nicht ausbleiben, oft wurden heftige Erörterungen daraus, die das Gute hatten, daß man sich über das Gehörte klar wurde, es geistig verarbeitete, aber auch Übung gewann, es in so verarbeiteter Form wiederzugeben.

Wenn ich einige Übung in der Diskussion erlangt habe, so führe ich sie wohl nicht ohne Grund auf die vielen von beiden Seiten mit glühendem Eifer und gleicher Hartnäckigkeit geführten Streitreden mit meinem Nachbar und Freunde B. zurück. Jedenfalls galten wir beide bald

unter unserer Bekanntschaft als philosophisch angehauchte Leute mit politischen Ambitionen. Man nannte uns daher „The future M. L. C.'s", Die zukünftigen Mitglieder des Legislative Council. Hatte der Mangel an Übereinstimmung einmal ausnahmsweise scharfen Ausdruck gefunden, so ritt ich den Berg hinab, um mir bei einem anderen Nachbar Belehrung, womöglich Zustimmung zu holen. Dieser, ein alter Herr, einst Grundbesitzer in England, hatte dort durch widerwärtige Umstände Verluste erlitten und war nach Südafrika gekommen. Besitzer eines nicht unbedeutenden Vermögens, hatte er anfänglich große Jagdexpeditionen unternommen, den berühmten Gordon Cumming auf einer solchen begleitet, jetzt war er Farmer wie wir alle, doch verfügte er über einiges politisches Wissen und Erfahrung, so daß sein Urteil vielfach gesucht und allgemein geschätzt wurde.

Die Gespräche über Weltpolitik und die Geschicke der Völker, d. h. Englands, ließen uns jedoch das Nächstliegende, nämlich das Gedeihen unserer Kolonie nicht vergessen. Der Kreis derer, die im Sinne engster Kolonialpolitik auf mich einwirkten, war noch größer, und zwar fanden Einflüsse von zwei Seiten im entgegengesetzten Sinne statt. Die politische Frage, die in jener Zeit in Natal alle Gemüter bewegte, war „Responsible" oder „home Government", d. h. eine Regierung, die von verantwortlichen Ministern des Landes geleitet, oder eine solche, die von England aus geführt wurde.

Meine altenglischen Freunde, Mr. Gr., der alte Ba. und andere, waren für das System der Crown-Kolonie, sie stellten sich auf den Standpunkt des englischen Steuer-

zahlers und meinten, wenn England der Kolonie Zuſchüſſe zahlen müſſe, ſo habe es allein das Recht, deren Regierungsform nach Gutdünken zu beſtimmen. Andere Bekannte, zum Teil recht niederer Herkunft, alles, was ſie hatten, der Arbeit ihrer Hände verdankend, waren entgegengeſetzter Anſicht und der Meinung, daß, wenn ſie auch in England nicht mehr mitwählten und dort keine Steuern zahlten, ſo haben ſie doch als Angehörige der engliſchen Nation ein Anrecht auf ſtaatliche Unterſtützung. Außerdem erwüchſe durch ihre Tätigkeit und Daſein der Nation ſo viel Vorteil im Wege des Handels und Zuwachs an politiſcher Bedeutung, daß dadurch die Beihilfe des engliſchen Steuerzahlers reichlich aufgewogen ſei. Dieſe Werte ließen ſich aber nur weſentlich ſteigern durch eine mit den lokalen Verhältniſſen vertraute, von den Landesbewohnern ſelbſt gehandhabte Regierung. Beſonderen Eindruck machte die Familie eines alten Schotten auf mich. Er ſelbſt war als einfacher Landarbeiter nach Natal gekommen, hatte ein halbes Dutzend kräftiger Söhne mitgebracht, die in den erſten Jahren ihrer Jugend derſelben Art der Arbeit oblagen, wie ihr Vater. Sie waren einige Jahre älter als ich, ihre Äußerungen trugen daher in meinem Ohr ſchon immer ein wenig den Klang der Erfahrung. Die ganze Familie hatte lange Jahre von der Hand in den Mund leben müſſen, war mit großer Aufmerkſamkeit jeder Phaſe der Geſetzgebung, ſoweit ſie den Arbeiterſtand anging, gefolgt, alle wußten daher auf dieſem Gebiete unheimlich Beſcheid. Mit der Zeit hatte das Glück ſie begünſtigt, der Vater hatte eine ſchöne Farm erworben, nun er alt war, bewirtſchaftete ſie an ſeiner Stelle einer der Söhne,

während die anderen sich verschiedenen Berufen zugewandt hatten. Mit ungeschwächter Aufmerksamkeit beobachteten sie nach wie vor die öffentlichen Vorgänge, jetzt allerdings unter den verschiedensten Gesichtspunkten, als Farmer, Kaufleute, als kleine Beamte. Mir sind im Leben nie wieder Menschen vorgekommen, in deren Kreise die Bedeutung politischer Tagesfragen für das praktische Leben so eingehend erwogen wurde, als in dieser Farmerfamilie. Das in ihrem Schoße Gehörte setzte sich bei meinen gebildeteren Bekannten wieder in Tagesgespräch um und ich erfuhr so die Anschauungen der Vertreter der verschiedensten Berufe über die politischen Tagesvorgänge. Mr. Gr. gab uns die Auffassung des Gesetzgebers, Mr. Ba. und B. die des gebildeten Engländers, Mr. P. und C. die des gebildeten Kolonisten. Bei der Menge dieser Eindrücke oder vielleicht der Art ihrer geistigen Verarbeitung konnten lebhafte Einwirkungen auf mich nicht ausbleiben. Ich erkannte, daß wir schließlich alle darin einig waren, in unserer jungen Kolonie den Begriff Regierung hauptsächlich als die Summe wirtschaftlicher Maßnahmen zur Erschließung aller vom Lande gebotenen Erwerbsmöglichkeiten aufzufassen. In folgerichtiger Durcharbeitung dieses Gedankens konnte ich mich weniger der Ansicht derer anschließen, zu denen Bildung und Beziehung mich am ehesten hinwies, ich wurde von selbst zu einer liberaleren, weniger englischen, als entschiedener kolonistischen Auffassung hingeführt. In diesem Sinne wirkte auch die Beobachtung des Gegensatzes in dem wirtschaftlichen Leben der beiden Länder, auf die meine Aufmerksamkeit in gleichem Maße sich richtete. Im Freistaat waren die von mir angenommenen

Grundsätze praktisch, fast zu völliger Ausführung gebracht. Dort gab es kaum etwas, das man unter den Begriff Politik hätte unterbringen können. Niemand kümmerte sich um den anderen, jeder konnte tun und lassen, was er wollte. Mit dem Strafrichter lief man kaum Gefahr zu kollidieren, denn der Versuchungen waren zu wenige. Man freute sich, den Nachbar einmal zu sehen, man lag zu weit auseinander, man hatte keinen Grund, sich gegenseitig zu schädigen; wo es dennoch geschah, wurde die Sache durch ein Schiedsgericht vor dem „Veldcornet" ausgetragen. Mit geschriebenem Recht und Gesetz kam man nur in den Städten in Berührung, wo die Voraussetzung dichterer Bevölkerung sich erfüllte. Selbst dort trat das Recht fast ausschließlich in Gestalt der Prozeßentscheidung in die Erscheinung, denn der Boer ist wie der Bauer, versessen darauf, das Tüpfel auf dem I zu spalten. In Natal dagegen wurde viel Politik getrieben, zum Teil aus dem Grunde, weil die Kolonisten sich durch viele der bestehenden Gesetze bedrückt fühlten, Recht und Gesetz, sowie die Einwirkung des Mutterlandes oft am eigenen Leibe sehr unbequem fühlen mußten. Der Vergleich in dieser Beziehung fiel entschieden zum Vorteil des Freistaates aus, wollte man dagegen etwas auf dem Gebiet der Kolonialpolitik lernen, so war Natal geradezu als Hochschule dafür zu bezeichnen. Hier spielten sich ständig Vorgänge ab, die, weil sie den Kolonisten persönlich berührten, ihn interessieren mußten, er mochte wollen oder nicht. Natürlich war es immer nur im Wege der Besprechung mit anderen möglich, sich der Bedeutung eines jeden Vorganges klar zu werden, ihn von allen Seiten betrachten zu lernen.

In dieser Beziehung den Boeren näher zu treten, war bis auf seltene Fälle ausgeschlossen. Rinder, Pferde und Schafe sind die einzigen ihnen geläufigen Objekte für Gedankenaustausch. Politik existierte damals für sie nur als Bezeichnung eines Zustandes persönlicher, d. i. boerischer Freiheit, allgemeingültige Fragen überstiegen in der Regel ihre Fähigkeit objektiver Erörterung. Da mir die ganze Boerengesellschaft wegen ihrer greulichen Unbildung und gleichzeitigen übertriebenen Anmaßung unsympathisch war, so wandte ich mich selbstverständlich meinen gleichaltrigen, gebildeten, englischen Nachbarn zu oder nahm noch lieber Anlehnung an deren älterer Generation. Wenn deswegen meine Erfahrungen fast gänzlich auf englischem Boden erwuchsen, so strebte ich dennoch, die obwaltenden Verhältnisse gegeneinander abzuwägen und mir eine eigene Anschauung zu bilden, die darin gipfelte, daß in einer jungen Kolonie, wie Natal, in erster Linie das Gesetz der Billigkeit, nicht das des Rechtsparagraphen obwalten müsse.

Erst wenn eine dichtere Bevölkerung es notwendig mache, die Interessen des Einzelnen gegeneinander und gegen die der Menge abzuwiegen, erst dann könne und dürfe die Rede davon sein, das abstrakte Recht zur Anwendung zu bringen. So lange die Interessen des Einzelnen ausschließlich an den Erwerb, im Wege der Werteproduktion gebunden sei, so lange müsse auch das gebilligt werden, was etwa dem abstrakten Rechtsbegriff zuwiderlaufe, vorausgesetzt, daß dadurch kein Dritter geschädigt werde. Dieser Gedanke ließ sich indessen nur dann gesetzgeberisch verkörpern, wenn unsere Kolonie nicht Kronkolonie blieb, wie sie es damals war, wenn sie nicht

durch Beamte aus dem Mutterlande und nach Rechts-anschauungen verwaltet wurde, die anderen völkischen Grundlagen entsprossen, auf alte Kulturzustände paßten, aber versagen mußten, in einem Lande, wo die Menschen unter anderen politischen, ethnologischen und physikalischen Verhältnissen anders leben, denken und handeln. Beamte aus England mußten — das war nur menschlich — die Mitwirkung von Kolonisten nach Möglichkeit auszuschalten suchen, nur aber, wenn letztere nach Maßgabe der lokalen Bedürfnisse sich selbst verwalteten, ihre Finanzen nach Möglichkeit selbst aufbrachten, nur den Gouverneur aus der Heimat empfingen, d. h. wenn das System des „Responsible Government" eingeführt wurde, war die Möglichkeit gegeben, die Entfaltung aller wirtschaftlichen Kräfte des Landes zu gewährleisten. Es war nur natürlich, daß ein junger Mann lebhaften Temperaments seine neu erworbene Weisheit nicht für sich behalten konnte. Da mein alter Freund Ba. mich ermutigte, wagte ich es, Aufsätze in den damaligen Zeitungen Natals zu schreiben, die sich nach der Art der meisten Kolonialzeitungen mehr durch Langatmigkeit und die Zahl ihrer politischen Artikel, als durch deren Klarheit und Logik auszeichneten. Nachdem nun fast 30 Jahre über jene Abfassung meiner ersten kolonialpolitischen Leitsätze verflossen sind, würde es mich lebhaft interessieren, sie durch die Brille meiner heutigen Erfahrung zu betrachten. Von ihnen dürfte kaum noch ein einziger existieren, und so wird die Nachwelt sich wohl ohne jene Erzeugnisse meines damals 21 jährigen Geistes weiter durchzuhelfen suchen müssen. Ich will aber hier bekennen, daß ich den damals in mir entwickelten Prin-

zipien treu geblieben bin und sie noch heute als im allgemeinen richtig anerkenne. Die gewonnenen Anschauungen konnte ich gewissermaßen nachprüfen auf ausgedehnten Reisen, die ich in dem Transvaal und nach den Diamantfeldern unternahm, wo ich die Verfassung des ersteren, die Verwaltung letzterer kennen zu lernen Gelegenheit fand.

Auch den Rand der Kalahari erreichte ich in jenen Tagen, ohne zu ahnen, daß ich viele Jahre später am jenseitigen Ufer, auf deutschem Gebiete stehend, mich der Zeiten auf der englischen Seite dankbar erinnern würde. Jedenfalls betrachte ich die neun Jahre, die ich im Britisch-Südafrika zubrachte, als die Zeit meiner kolonialpolitischen Schulung, die mir später im Leben nicht ohne Wert gewesen ist.

Ich kann nun nicht umhin, die wirtschaftliche Lage der Kolonie in den siebziger und achtziger Jahren zu berühren, weil sie nicht allein meine kolonialpolitische Ausbildung in einem anderen Fach bewirkte, sondern auch meinen eigenen Lebenspfad aufs nachhaltigste beeinflußte. Ende der siebziger Jahre war in ganz Südafrika eine wirtschaftliche Stockung auf allen Gebieten eingetreten. Die von Lord Carnarvon inaugurierte Politik der Vereinigung von ganz Südafrika hatte sich nicht durchführen lassen, die verschiedenen Staaten, Kapkolonie, Natal, Freistaat und Transvaal, lagen einander politisch in den Haaren, Handel und Produktion mußten darunter leiden. Australien mit seinem ungeahnten Aufschwung machte Afrika empfindliche Konkurrenz, nicht nur durch seine Schafzucht, sondern auch durch Zufuhr von billigem Mehl. Die

Farmer fanden wenig Absatz für ihre Erzeugnisse und erlitten Einbuße an ihrer Kaufkraft, die Geschäfte stockten. Der Transvaal hatte eine Niederlage bezüglich seines beabsichtigten Bahnbaus erlitten. Bares Geld war knapp, man zahlte überall 8 Prozent Zinsen. Der Freistaat sah sich genötigt, seinen Bürgern eine einmalige Kopfsteuer aufzuerlegen. Wie ein wohltuender, fruchtbarer Regen wirkte daher das viele Geld, das plötzlich ins Land floß, durch den Kriegszug, den England damals gegen den tapferen Zulukönig zu unternehmen sich veranlaßt sah. Die Verproviantierung der Truppen, Bewältigung des für diese nötigen Transports brachte unerwarteten und reichlichen Verdienst. Viele Menschen gaben Farm, Geschäft, Beruf auf, um sich völlig den sich bewegenden Truppen anzuschließen. Riesenvermögen sind damals binnen wenigen Monaten erworben worden, um in noch kürzerer Zeit wieder zu zerschmelzen. Ein Mann, namens B. H., gewann während des Krieges 40 000 Pfund Sterling, um kurz nach dessen Beendigung als Kellner sein Unterhalt zu verdienen. Nur wenige verstanden weise mit dem hauszuhalten, das die Verhältnisse ihnen in den Schoß geworfen hatten. Der Zulufeldzug hatte unter der Jugend des Landes einen Sturm der Begeisterung entfacht und unendlich viele junge Leute hatten sich in Volunteerkorps einreihen lassen, um sich an dem Feldzuge zu beteiligen. In welcher Form ich daran teilnahm, gehört nicht hierher, ich habe es an anderer Stelle erzählt. Auch an mir war der Krieg nicht ganz ohne finanzielle Wirkung vorübergegangen. Meine Ochsengespanne hatten durch Transport verdient und ich sah mich in der Lage, meine Farm gegen eine andere, größere zu

vertauschen. Allein der Feldzug hatte, wie natürlich, auch üble Folgen, die sich in einer heftigen wirtschaftlichen Reaktion äußerten. Leichter Verdienst hatte dem leichtsinnigen kolonialen Völkchen den Geschmack an raschem Gelderwerb beigebracht, den für Werteproduktion verdorben. Man hatte verlernt, planvoll zu arbeiten, und wollte doch in dem gewohnt gewordenen üppigen Stil weiterleben. Die Folge war, daß die flaue Lage der Geschäfte sich nach dem Kriege ärger bemerkbar machte, als vorher. Wolle hatte keinen Preis, resp. der daran zu erzielende Verdienst wurde aufgezehrt durch die Transportkosten, die vom Kriege her sich in einer nur durch diesen zu rechtfertigenden Höhe bewegten. Die Kaufleute in den Städten forderten unerschwingliche Preise für ihre Waren, einesteils eben wegen der Transportkosten, aber auch weil man sich gewöhnt hatte, den Truppen alles doppelt anzukreiden. Am schlimmsten aber war, daß durch die starke Rinderbewegung während des Krieges, die damals „Rooiwater" benannte, jetzt als Texasfieber erkannte Krankheit unter den Rindern überall Verbreitung gefunden hatte und die besten Gespanne dezimierte. Lungenseuche war ebenfalls infolge des Krieges weit umher verschleppt worden, und manche prunkende Rinderherde wurde von dieser tückischen Krankheit bis auf das letzte Stück dahingerafft. Hier stellten sich Probleme ein, deren Lösung jene Zeit noch nicht gewachsen war. Zwar verlangten wir nach behördlichem Eingriff, wir forderten Anstellung von Veterinärärzten zur Untersuchung jener Krankheiten und Maßregeln zu deren Bekämpfung, allein die bakteriologische Wissenschaft hatte damals noch keinen Vertreter, wie ein Koch es seither geworden ist.

Das Schicksal einer kleinen Kolonie, wie Natal, konnte den englischen Steuerzahler keinen Augenblick in hinreichende Aufregung versetzen, um derentwegen den Beutel zu ziehen zur Bezahlung von Ärzten, nachdem soeben erst aus politischen Gründen viel, sehr viel Geld für jenes Land ausgegeben worden war. Im Freistaat war damals noch keine jener Krankheiten eingezogen, seine Verwaltung aber hätte selbst beim besten Willen niemals irgend eine wirtschaftliche Zwangsmaßregel durchsetzen können. Dafür gab das bekannte „scab law" das beste Beispiel. Unter den Schafen war die im englischen als scab, holländisch „Brand ziekde" bezeichnete Krankheit ausgebrochen, bei der eine in der Haut sich einnistende Milbe das Ausfallen der Wolle verursacht. Da die Krankheit ungemein ansteckend ist, und die Herde, auch des aufmerksamsten Farmers, ihr nicht entgehen konnte, wenn der Nachbar seine Tiere nicht sauber hielt, so entstand ein Gesetz, demzufolge jeder Schafzüchter seine Schafe in bestimmten Zeiträumen mit einer gewissen Lösung zu waschen hat, um die Krankheit nicht zum Ausbruch kommen zu lassen. Dieses an sich berechtigte und entschieden wirksame Gesetz ist niemals über geringe Anfänge hinaus zur Ausführung gekommen, weil gerade diejenigen Farmer, deren Herden am meisten vernachlässigt waren, am lautesten gegen die Vergewaltigung Einspruch erhoben, die sie in einer ihre Privathandlungen regulierenden Verfügung erblickten. Unter der autonomen Verwaltung des Freistaates verlief die Sache im Sande. Der Boer ist zu indolent, um irgend eine auf das Gemeinwohl gerichtete Maßregel mit Nachdruck zu verfolgen, die er im allgemeinen wohl als nützlich

und für andere als verbindlich betrachtet, die nur auf ihn als Individuum ausnahmsweise keine Anwendung finden darf. In Natal lag die Frage anders. Die Entscheidung fiel im Heimatlande. Wurde von dort aus die schroffe Durchführung des Gesetzes verfügt, so machte sich das Regierungssystem noch unpopulärer, als es schon war. Man versuchte deshalb die Ausführungsbestimmungen dem Legislative Council in die Schuhe zu schieben. Dieses forderte, die heimatliche Regierung möge die Mittel zur Durchführung des Gesetzes bewilligen, während dort die Auffassung herrschte, die Kolonie habe sie aufzubringen. Blieb im Freistaat das Gesetz ein papierenes aus Mangel an einer Regierung, so entstand unter dem Berge dieselbe Wirkung, weil dort zuviel Regierung war. Die Beobachtung des Kampfes um derartige Fragen und Stellungnahme dazu mußte natürlich den Sinn und das Empfinden für koloniale Verwaltung, für Rechte und Pflichten des Kolonisten, für die Kraft und den guten Willen der Regierung klären und stärken. Während das ganze Land unter den geschilderten Verhältnissen eine wirtschaftliche Krise durchmachte, schöpfte die Bevölkerung wieder Hoffnung auf das Eintreten eines zweiten Goldregens, denn die Entscheidung der Transvaalfrage lag in der Luft, ein zweiter Krieg drohte. Man kaufte wieder Mais und Ochsen zu möglichst billigen Preisen, um sie mit ungeheurem Profit an die Truppen zu verhandeln. Allein der Menschen, die auf diesen klugen Gedanken kamen, waren zu viele, man trieb sich im Voreinkauf die Waren schon zu schwindelhafter Höhe und rechnete nicht mit dem Umstande, daß die englischen Generale, die Leiter des

soeben erst verflossenen Krieges, doch schließlich auch gelernt hatten, die Kriegsführung billiger als früher einzurichten. Die Enttäuschung war allgemein, viele und große Verluste waren wieder zu verzeichnen. Es ist ja bekannt, wie der Transvaalkrieg für England unglücklich verlief und durch einen Wechsel des Parlaments, der Gladstone wieder ans Ruder brachte, ganz plötzlich beendet wurde. Dieser Umschwung entfesselte von neuem die Diskussion über den Zusammenhang zwischen Kolonie und Mutterland, und während die große Masse, geblendet von dem Verdienst, den der auf Kosten Englands geführte Krieg ihnen gebracht hatte, jetzt für das System der „Crown Colony" sich begeisterte, mehrten sich auch solche, die die Frage aufwarfen, mit welchem Recht das Land durch einen Krieg, an dem es in keiner Weise beteiligt sei, in die schwierigste Wirtschaftskrise verwickelt wurde. Jedenfalls hatten die geschilderten wirtschaftlichen, wie politischen Vorgänge bei jedem, nur einigermaßen gebildeten Einwohner des Landes den nachhaltigsten Eindruck hervorgerufen. Man war sich über die Gründe der Erscheinungen klar geworden, nachdem man der letzteren Wirkungen am eigenen Leibe erprobt hatte. Was half aber der Zuwachs an Weisheit. Der Rückschlag war schwer zu ertragen. Während der Kriege hatten sich die Farmer mit Lebhaftigkeit auf den Anbau von Hafer geworfen, den man zu vortrefflichen Preisen absetzen konnte. Ich habe zu jener Zeit Tausende von Garben langen Fahnenhafers, das Stück für 2,50 Mark, verkauft. Nach der plötzlichen Beendigung des Krieges hatten die meisten Farmer ausgedehnte Haferfelder in voller Frucht stehen, sahen sich aber plötzlich außerstande,

auch nur den zehnten Teil davon abzusetzen. Ihn zu verfüttern, war unmöglich. Stallfütterung gab es damals noch nicht für Rinder, für Pferde nur in beschränktem Maße, beide fanden auf der Weide so reichlich Grünfutter, daß sie trockenes Futter verschmähten. Man ließ die Ernte auf dem Felde verfaulen. Es war eine wirtschaftlich schwierige Zeit, sie konnte aber nicht verfehlen, jedem, der mit offenen Augen in die Welt sah, viel zu lehren in politischer, volkswirtschaftlicher und verkehrstechnischer Hinsicht, denn auch die Bahnfrage wurde damals wieder in eifrige Erwägung gezogen. Die Arbeiterfrage begann gleichzeitig ihr Haupt zu erheben. Die Kriege hatten den Eingeborenen zu denken gegeben, die während des Zulufeldzuges so überwältigend erscheinende Macht Englands erwies sich vor ihren Augen plötzlich als unzulänglich, in mehreren Stämmen erwachte Neigung zu Unbotmäßigkeit, man mußte sie jedoch gewähren lassen, um sie nicht mächtigen kriegerischen Häuptlingen in die Arme zu treiben. Viele Eingeborene wanderten aus Natal nach Zululand zurück. Alle diese Umstände trugen dazu bei, den Farbigen arbeitsunwillig zu machen, seine Arbeit schwindelhaft im Preise zu steigern. Es ergoß sich ein mächtiger Arbeiterstrom in die Diamantfelder, die den Farmern die Arbeitskräfte entzogen. Die hyperphilantropische Stellungnahme der englischen Regierung gegenüber den Eingeborenen stiftete jetzt großen Schaden, denn die Verwaltung versagte überall da, wo Autorität gegenüber den Farbigen am Platze gewesen wäre. Gewalttaten Eingeborener gegen Weiße mehrten sich. In dieser Hinsicht bewährten sich die Einrichtungen des Freistaates und bis zu gewissem Grade

auch die im Transvaal. Dort durfte kein Nigger sich beliebig im Lande bewegen, er mußte einen Paß mit sich führen; das hatte zur Folge, daß jene Länder nicht so rasch von Arbeitern entblößt wurden, wie Natal, und daß eine weit größere Sicherheit der Weißen gegenüber den numerisch stark überwiegenden Eingeborenen obwaltete. Die Eingeborenenfrage bildete das Tagesgespräch und die Zeitungen waren voll der Erörterungen einer zweckmäßigen Eingeborenenpolitik. Damals mußte man Kolonialpolitik lernen, man mochte wollen oder nicht. Ich hatte im Laufe dieser Zeiten meine Farm erfolgreich bewirtschaftet. Die hohen Haferpreise während des Krieges hatten mich veranlaßt, mich mehr, als sonst im Land üblich, auf Landwirtschaft zu legen, bedeutende Flächen meines Areals waren durch tiefe Gräben sorgsam entwässert und für Ackerbau hergerichtet worden. Die Felder standen im Flor. Da kam der Preissturz. Hafer hatte keinen Markt und ich konnte froh sein, für meine Ernte ein, wenn auch niedriges, so doch überhaupt ein Angebot zu erhalten. Ich verfrachtete eines Tages meinen gesamten Vorrat von Hafer auf eine Reihe von Wagen und sandte meinen Gefährten, der mir damals in der Bewirtschaftung der Farm beistand, damit nach Ladysmith, wo der Vorrat abzuliefern war. Hier stießen zwei Umstände zusammen, deren wirklichen Sachverhalt ich nie habe ergründen können. Vielleicht, daß mein Abnehmer seine Zusage bereute und gern von dem Kauf zurückgetreten wäre, vielleicht, daß mein Beauftragter sich in der Führung der Wagen Nachlässigkeiten hat zuschulden kommen lassen, kurz, in Ladysmith wurde die Annahme des Hafers verweigert, weil er unterwegs naß

geworden und verdorben sei. Das war für mich ein ungemein harter Schlag. Hatte ich ursprünglich gehofft, aus dem Ertrage meiner Felder eine große Einnahme zu erzielen, später wenigstens noch Aussicht gehabt, die für deren Anlage gemachten Ausgaben wieder einzubringen, so war nun auch das für letzteren Zweck angelegte Kapital dahin. Ein Unglück kommt indessen selten allein. Die Gegend, in der ich lebte, war von wildromantischer Schönheit, aber gerade deswegen wohl ein Rest des von Erwerb suchenden Siedlern weniger begehrten Landes auf dem Kamme der Drakensberge. Stellenweise fanden sich hier noch ausgedehnte Waldungen, untermengt mit undurchdringlichem Bambusgestrüpp. Tiefe Schluchten waren noch kaum je von weißem Fuße betreten, ragende Bergspitzen noch nie erklommen worden. Allerlei Wild war noch zahlreich anzutreffen, infolgedessen waren Raubtiere häufig, obwohl sie sich selten aus ihren Verstecken herauswagten. Ein übles Geschick wollte es, daß gerade um diese Zeit ein Trupp wilder Hunde, eine Art Cayote oder australischer Dingo einen Beutezug auf dem Drakensberg entlang unternahm und sich eines Nachts auf meine Schafherde stürzte. Am nächsten Morgen fanden wir die Tiere weit über die Gegend zerstreut, viele zerrissen, andere verwundet, mehr noch verloren, die ganze Herde zersprengt, deren reichliche Hälfte war dahin. Unter den obwaltenden wirtschaftlichen Verhältnissen war das ein unersetzlicher Verlust. Die Herde wieder zur Ertragsfähigkeit zu bringen, schien aussichtslos, namentlich da mir nun auch die Einnahme verloren gegangen war, die ich aus dem Verkauf meiner Hammel zu ziehen gehofft hatte. Es erschien mir höchst

fraglich, ob ich überhaupt meine Farm würde halten können, ob ich kapitalkräftig genug sei, den erlittenen Schlag zu verwinden. Ich will hier nicht die Frage erörtern, ob das möglich gewesen wäre, ich beschränke mich auf die Wiedergabe von Tatsachen und Gründen, die mich bewogen, zu handeln, wie ich handelte. Darum ist ein kleiner Rückblick an dieser Stelle unerläßlich. Schon lange, ehe die erzählten Ereignisse eintraten, war mir die Erkenntnis gekommen, daß das Leben eines südafrikanischen Farmers wohl ein bewegtes, tätiges, auch abwechslungsreiches sein könne, daß es aber nicht die Möglichkeit der Weiterbildung der natürlichen Fähigkeiten und Anlagen gewähre.

Diese wiesen mich mit Entschiedenheit auf naturwissenschaftliches Gebiet. Die Neigung zu diesem wurde geweckt durch einen alten Herrn, den Geheimrat Marks, der mich während meiner Gymnasiastenzeit in Göttingen mit seiner Aufmerksamkeit beehrte. Ein weitläufiger Verwandter des berühmten Gerhard Rohlfs, erzählte er mir viel von dessen damals gerade Aufsehen erregenden Taten und Reisen. Er konnte mir allerdings nicht voraussagen, daß ich dereinst mit diesem bedeutenden Manne in engste Beziehungen treten würde. Die Anregung des alten Herrn, vielleicht enthielt sie einen Zusatz pädagogischer Absicht, wies mich auf die Lektüre von Reisebeschreibungen und naturwissenschaftlichen Werken, soweit mir solche verständlich waren. Mit der Wahllosigkeit des Schülers begeisterte ich mich für mehrere Bücher, die mir in die Hände fielen, darunter Andersens Reisen in Südwestafrika und Baldwins Jagdabenteuer. Mit feiner Direktive lieh mir Geheimrat Marks die Reisebeschreibung der Brüder Forster, der Begleiter

Cooks und die Skizzen der Natur von Humboldt. Ich empfand den höchsten Genuß, als meine lebhafte Phantasie mir die Länder und Gebiete, die jene hervorragenden Forscher der Kulturwelt erschlossen, die zu diesem Zweck geleistete wissenschaftliche Arbeit, die erlittenen Gefahren und erlebten Abenteuer mit plastischer Deutlichkeit vormalte. Die Erinnerungen an die Leistungen jener Männer, an die Lektüre ihrer Werke wurde mir zu jener Zeit, die ich oben beschrieb, besonders dadurch wachgerufen, daß damals die ersten Nachrichten über Stanleys Erfolge im Innersten unseres Erdteils als flüchtige Zeitungsnotizen uns erreichten, ferner durch die Erzählungen meines alten Freundes und Nachbars Mr. Ba., von dem ich schon erwähnte, daß er den berühmten Jäger Gordon Cumming auf einigen seiner Jagdzüge begleitet habe. Die Erinnerung an früher erhaltene Belehrung, die Beobachtung der Vorgänge in meiner Umgebung, die Nachrichten über Großtaten der Gegenwart, alles entflammte mächtig in mir das Verlangen nach geistiger Tätigkeit. Ich ließ mir aus der Heimat Bücher kommen, entlieh mir, was immer davon im Kreise meiner Bekannten zu finden war, und begann meine Abende mit der Fortsetzung lang vernachlässigter Studien auszufüllen. Ich vertiefte mich in Colensos Arithmetik und Geometrie, las ein wenig Nationalökonomie, und als sich unter den Büchern einige geographische Werke fanden, warf ich mich auf dieses mir bis auf seine dünnste Oberfläche fremde Fach, das mir eine Quelle unerwarteten Genusses erschloß. Ich konnte damals nicht voraussehen, wie wertvoll mir diese bescheidenen Studien noch werden sollten. Schon nach einiger Zeit erkannte ich jedoch, daß auch diese sich

auf bestimmte Ziele richten mußten, um zweckentsprechend zu werden. Da war es ziemlich selbstverständlich, daß meine alten Pläne aus der Mitte der siebziger Jahre mich wieder umgaukelten. In neuem, hellerem Licht schien mir jetzt der Gedanke, für Deutschland Länder zu suchen, wo praktische Kolonisation getrieben werden könne. Und da ich mich vor die Frage gestellt sah, ob ich meine Farm würde halten können oder sollen, half mir der neu erwachte Drang nach geistiger Betätigung ziemlich schnell zu einer Entscheidung zu kommen, ich beschloß, die Farmerei an den Nagel zu hängen und mir ein neues Arbeitsfeld auf intellektuellem Boden zu suchen. Mein bisheriges Leben, meine dabei gewonnenen Erfahrungen, meine jüngsten Studien, meine Neigungen wiesen mich darauf hin, zu versuchen, meine alten Pläne zu verwirklichen, und als dieser Entschluß einmal gefaßt war, begann ich mich seiner praktischen Ausführung zuzuwenden. Ich bereitete mich vor, so gut ich das verstand und vermochte. Von meinen Nachbarn lieh ich mir, was ich an Büchern über afrikanische Reisen finden konnte, und las alles, was mir in dieser Beziehung in die Hände kam. Hauptsächlich war es Livingstone, dessen Taten mich fesselten, und ich glaube, ich wäre heute noch imstande, ein Examen abzulegen über den Umfang und Verlauf seiner Reisen in Afrika. Ganz ungemein bedeutungsvoll erschien mir der politische Teil seiner Tätigkeit gegen Ende seines Lebens, der ihn den Zambesi aufwärts bis in die Nyassaländer führte. Auch die Schriften eines jungen Engländers, Erskine, fielen mir in die Hände, er war vom Sabi zum Limpopo gezogen und hatte vielleicht als erster Europäer den

oberen Lauf jenes damals sagenhaften Flusses geschaut. Noch schwankte ich, wohin ich meine Schritte richten sollte. Verlockend für mich war das weite Innere mit seinen Herden unzählbarer Antilopen, seinen ausgedehnten, fast noch gänzlich unerforschten, nur von den dünnen Routen einiger berühmter Forscher durchzogenen Gebieten. Ihren Pfaden zu folgen mußte natürlich dem Neuling ganz besonders verlockend und reizvoll erscheinen, dem als fast unerreichbares Ziel vorschwebte, Angehöriger ihrer Zunft zu werden. Zuletzt gab aber doch der Gedanke an mögliche Erwerbungen für das Vaterland den Ausschlag, und ich beschloß, mich in die Gegenden des Limpopo zu wenden, die den Vorteil boten, einen mächtigen Fluß auf seine mutmaßliche Schiffbarkeit zu untersuchen, also Forscherarbeit zu leisten und vielleicht in der Nähe der Meeresküste und doch fern von irgend welchen berechtigten europäischen Hoheitsansprüchen festen Fuß zu fassen. Ich gestehe, daß letzterer Gedanke bei mir der wenigst lebhaft entwickelte war. Ich lebte noch des süßen Wahnes, daß das Deutsche Reich nur zu nehmen brauche, um zu besitzen, daß Vaterland und Volk mit dankbarer Freude jede Handlung begrüßen würden, die die Unterlage bot, überseeisches Gebiet zu erwerben. Damit waren meine Erwägungen zu Ende, das Handeln hatte zu beginnen. Meinen alten Freund Ba. habe ich damals wohl viel gequält mit Fragen über Ausrüstung, Lagerregeln, zu erwartenden Charakter des Landes und seiner Bewohner, Jagdverhältnissen usw. Mit unendlicher Geduld befriedigte er, soweit er vermochte, meinen unersättlichen Wissensdrang, und seinen eingehenden Mitteilungen verdanke ich viel, was mir später im Leben gut

zustatten gekommen ist. Begleitet von den meiner Farm entstammenden, zur Bedienung meiner Fahrzeuge, eines Ochsenwagens und einer sogenannten scotch cart erforderlichen Negern, brach ich nach Norden auf. Unterwegs gesellte sich, durch merkwürdige Umstände fast gezwungen, ein Engländer, namens Wilson, zu mir, der, um 20 Jahre älter als ich, in vollster Objektivität meine patriotischen Aspirationen billigte, meinen politischen Horizont wesentlich erweiterte und mir in allen Dingen ein treuer Reisegefährte gewesen ist. Ich gedenke aber hier nicht einen Bericht über jene mir unvergeßliche erste Forschungsreise zu schreiben, von der ich einzelne Episoden an anderer Stelle geschildert habe. Jene Reise rief in mir die Überzeugung wach, daß das von mir durchwanderte Land wegen seiner großen Ähnlichkeit mit dem Teile Natals, den man als „Die Dornen" zu bezeichnen pflegt, wegen seiner vielen unversieglichen Wasserläufe, wegen seiner Fähigkeit, viel Vieh auf verhältnismäßig geringem Areal zu ernähren, wegen des Charakters der angetroffenen Bevölkerung, der Erträge ihrer ausgedehnten Gärten ein wirklich gutes Siedlungsland sein müsse. Auch politische Schwierigkeiten glaubte ich nicht erwarten zu brauchen, nachdem ich am Ende meiner Reise einen Blick in die Zustände in dem portugiesischen Gebiete von Lourenço Marquez geworfen hatte. Von den Eingeborenen war kaum Gegnerschaft zu erwarten, soweit sie nicht großen Häuptlingen unterstanden, zerfielen sie in kleine Stammeshäuflein, die sich, ohne zu fragen, wahrscheinlich einer kraftvollen Autorität gebeugt hätten. Erst später lernte ich mit einem mir damals noch unbekannten Faktor, dem klimatischen Fieber,

rechnen, das leider in jenen Gegenden europäischen Kleinsiedlern die Niederlassung erschwert, und in jenen Tagen noch in weit höherem Grade als heute, für einen unbesiegbaren Feind gehalten wurde. Von ganz besonderem Wert aber war es für mich, daß ich unter den wilden Verhältnissen der Zeit und des Landes lernte, mich ganz auf mich selbst zu stellen, die jeweilige Lage rasch zu überschauen, sie nach Möglichkeit entsprechend meinen Zwecken zu verwerten. Ich war vielfach genötigt, Eingeborenenhäuptlingen gegenüber Stellung zu nehmen. Da kam mir zustatten, daß ich in früheren Jahren schon deren größte, Cetywayo, König der Zulus, Umqegela von Pondoland, Moshesh von Basutoland u. a. m., jetzt kürzlich Umbandin von Swazieland kennen gelernt hatte. Bekanntschaft, mit ihrer Art sich zu geben, verlieh mir Sicherheit gegenüber den kleineren Herrschern, mit denen ich jetzt in Berührung kam. Zwar lernt jeder südafrikanische Farmer sich gegenüber seinen schwarzen Leuten in seiner Überlegenheit zu behaupten, allein dazu hilft ihm auch das Bewußtsein, im Notfalle die Unterstützung von Behörden in Anspruch nehmen zu können. Hier wurde ich vor die Notwendigkeit gestellt, diese Überlegenheit auch dann noch aufrechtzuerhalten, als ich lange Zeit allein oder nur in Gesellschaft eines Weißen den Farbigen gegenüberstand, unter Verhältnissen, die es schlechthin verboten, etwaige Unbotmäßigkeit in irgend einer Form zu rügen, wo jede solche Rüge ungestraft Wiedervergeltung hätte finden können. Ich lernte die Leistungsfähigkeit meiner Leute und Tiere, schließlich auch die eigene beurteilen und das Wollen mit dem Können in Einklang zu bringen entwickelte die Fähig-

keit, die zum Ziele führenden Wege zu erkennen, den sich ungangbar erweisenden rasch gegen den besseren zu vertauschen. Kurz, jene erste Reise ins Unbekannte gestaltete sich, ohne daß ich es noch ahnte, zur Schule für einen Teil meiner späteren Lebenstätigkeit. Die Leichtigkeit, mit der es mir gelang mich vorwärts zu bewegen, ließ in mir weitausschauende Gedanken reifen. Ich beschloß, immer weiter nach Norden vorzudringen und träumte davon, mit der Zeit die Pfade zu erreichen, auf denen Livingstone einst gewandelt. Allein das Geschick sorgt dafür, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, denn als das Auftreten der Tsetse weiterem Vordringen mit dem Ochsenwagen ein Ende machte und ich erkennen mußte, daß meine Mittel nicht ausreichten, eine Trägerkolonne längere Zeit auf eigene Kosten zu unterhalten, da machte ich kehrt, voll der neuen Eindrücke, die ich gewonnen, in der festen Überzeugung, daß weiter im Norden doch die Möglichkeit gegeben sein müsse, meine nun wieder in aller Lebhaftigkeit erwachten Pläne anlangend, deutsche Kolonisation zu verwirklichen. Mir schwebte ein Unternehmen vor wie es die Engländer seitdem ausgeführt haben. Der Zambesi, das wußte ich aus Livingstones Tagebüchern, stellt eine auf bedeutende Strecke fahrbare Wasserstraße dar, der Shire, so vermutete er, würde wenigstens streckenweise sich benutzen lassen. Einmal am Südende des Nyassa angekommen, befand man sich im Lande unbeschränkter Freiheit im politischen wie im wirtschaftlichen Sinne, und das von den großen Seen umschlossene Gebiet mußte schon wegen der durch die riesenhaften Wasserflächen gebotenen Verkehrsmöglichkeit eine glänzende Zukunft haben. Wer dort

zuerst festen Fuß fassen konnte, so schloß ich, der mußte einen Handel mit den Eingeborenen treiben können, der alles, was Südafrika in dieser Beziehung zu bieten hatte vollständig in den Schatten stellen würde. Meine Beobachtungen dort hatten mich bis jetzt gelehrt, daß der Handel die ergiebigste Quelle des wirtschaftlichen Wohlstandes sei und meine Gedanken bewegten sich daher hauptsächlich in seiner Richtung. Die Bedeutung der mit dem Erwerb jener Länder zu gewinnenden weltpolitischen und weltwirtschaftlichen Stellung erschloß sich damals, ich bekenne es offen, meinem Geiste noch nicht in annähernd vollem Umfange, spätere Zeiten sollten mir in dieser Beziehung Aufklärung bringen. Jedenfalls war von jetzt ab all mein Denken und Trachten auf jene Länder gerichtet, und ich erwog im Geiste die Möglichkeit, mich ihnen zu nähern. Die Rückreise gestaltete sich nicht wesentlich anders als der Ausmarsch, nur mit dem Unterschiede, daß ich einen Abstecher nach Lourenço Marquez, der portugiesischen Kolonie an der Ostküste machte, wo ich später noch einmal längeren Aufenthalt nehmen sollte. Dort gewann ich einen Einblick in portugiesische Verwaltung, zu einer Zeit, wo für jenes Völkchen noch kein Zwang bestand, sich nach außen möglichst anständig zu präsentieren. Als ich die äußersten Ränder bewohnter Gegenden wieder erreichte, begegnete ich einem Manne, dessen Name später auch in Deutschland bekannt geworden ist. Damals war er Angestellter im Transvaaldienst, er hieß Schiel. In seinem Hause nahm ich kurzen Aufenthalt, um meinen Ochsen Rast zu gönnen von dem beschwerlichen Aufstiege aus dem Tieflande am Lusutu-Flusse im Zwazielande.

Kaum hatte ich Herrn Schiels Farm verlassen um die Heimreise wieder anzutreten, als ich von einem heftigen Fieberanfalle ereilt wurde, wahrscheinlich einem Gastgeschenk, das ich in dem damals noch recht ungesunden Lourenço Marquez erhalten oder mir irgendwo auf dem Wege aufgelesen hatte. Der Anfall war so heftig, daß mein Leben in äußerster Gefahr schwebte. Mein Reisekamerad benachrichtigte Herrn Schiel, der mit einem anderen Deutschen, namens Mensing, sofort herbeikam, um mich wieder in sein Haus zurückzuführen. Unter freundlicher Pflege genas ich dort vom Fieber. In Herrn Mensing lernte ich einen für alle idealen und patriotischen Ziele begeisterten Mann kennen, den ich schon nach verhältnismäßig kurzer Zeit mit meinen Gedanken über deutsche Kolonisation vertraut machte. Sie fanden lauten Widerhall in seinem Gemüt schon aus dem Grunde, weil deren Verwirklichung ihm, der ohne Vermögen sich anzusiedeln strebte, die Aussicht gewährte in neu für Deutschland zu erwerbenden Gebieten um ein billiges Land von geringerem oder größerem — lieber natürlich größerem — Umfange erwerben zu können. Solche Motive darf man nicht tadeln und egoistisch schelten. Sie kräftigen das Streben zum Ziele, und es gibt niemand in der Welt, der ohne jegliche eigene Wünsche, nur um des Wertes der Idee willen arbeitet. Wenn Mensing auf dem Rande meines Krankenbettes saß oder mich später auf langen Spaziergängen begleitete, bildete der Gedanke an Kolonisation den Gegenstand unseres Tagesgesprächs. Wir erwogen alle möglichen Weisen ihn praktisch auszuführen und erhitzten uns nicht wenig über die Erörterung verschiedener Methoden, was das Gute hatte, daß mein

Plan allmählich schärfere Umrisse annahm. Herr Mensing, der noch nicht lange in der Kolonie lebte, hatte in irgend welcher Form Beziehungen zu dem damaligen Missionsinspektor Dr. Fabri, dem Herausgeber einer Zeitschrift, die zwar in erster Linie Missionszwecken diente, in der jedoch schon damals das koloniale Thema öfters angeschnitten wurde. Mir war die Zeitschrift unbekannt. Mensing jedoch meinte, daß Fabri sicherlich einen von mir verfaßten Artikel über mein Projekt bringen würde.

Ich war zu jener Zeit noch nie mit einem in deutscher Sprache verfaßten Artikel vor ein deutsches Publikum getreten, und mir machte die Arbeit nicht wenig Kopfzerbrechen. In der Geographie war ich gut beschlagen, auch wußte ich genau, was ich wollte, allein mir mangelte es an Übung, einen Aufsatz folgerichtig aufzubauen, meine Gedanken in eine auch anderen leicht faßliche Form zu gießen. Immer daher, wenn ich den fertigen Aufsatz Herrn Mensing vorlas, schüttelte dieser den Kopf und meinte, das müsse noch anders werden. So habe ich das Opus viele Male durchgearbeitet, bis Mensing endlich meinte, so könne es gehen. Er schrieb es in seiner guten, leserlichen Handschrift ab und es wanderte seinen Weg nach Deutschland, zu Herrn Dr. Fabri. Dieses Schriftstück enthielt meinen Plan, die Gegend des heutigen Deutsch-ostafrika zu besetzen, und zwar fast genau in der Weise, wie es geschehen ist, mit dem Unterschiede, daß ich mir damals dachte, man müsse Zambesi und Shire als Zugangsstraße zu dem Zwischenseengebiete benutzen. Im übrigen war auf die politische Zugehöriglosigkeit des Landes, auf die wirtschaftliche Bedeutung der Seen als Handelsstraßen und

auf den Kilimandscharo als Siedlungsgebiet hingewiesen. Vielleicht war die Form der Darstellung doch wohl nicht geeignet, einem deutschen Publikum vorgesetzt zu werden, denn Herr Fabri teilte uns in einer Notiz seiner Zeitschrift mit, daß der Aufsatz sich für Publikation in seinem Organ nicht eigne. Die entsprechende Notiz wird sich im Briefkasten jener Zeitschrift vom Jahrgange 1882 oder 1883 finden. Als ich Dr. Fabri später kennen lernte, sagte er mir, der Gedanke, wie ich ihn ausgesprochen, sei ihm zwar sehr empfehlenswert, aber doch ein wenig zu kühn erschienen.

Herrn Mensing hatte die Idee tiefer ergriffen, als ich damals dachte. Als später das Zululand von den Engländern annektiert wurde, war er einer der ersten, die sich dort niederließen in dem Gedanken, auf dem von ihm erworbenen Lande deutsche Farmer anzusiedeln. Leider genügten seine Kapitalkräfte nicht zu einem solchen Unternehmen, auch wurde dieses von der englischen Regierung wohl nicht mit übermäßigem Wohlwollen betrachtet, denn eines schönen Tages erklärte letztere, daß nicht alle Landansprüche von Siedlern im Zululande anerkannt werden würden, sondern nur solche, die sich in einer ganz bestimmten Zeit und gewissen Formen vollzogen hatten. Unter diesen befand sich der Grundbesitz des Herrn Mensing nicht, er sah sich plötzlich seines Landes und des hineingesteckten Kapitals beraubt. Der Schlag traf ihn so schwer, daß eine heftige Krankheit ihn ergriff und dahinraffte. Friede sei seinem Angedenken! Nachdem ich vom Fieber völlig genesen war begab ich mich zu Pferd zurück nach dem Freistaat, wohin Wilson meine Wagen geführt hatte. Meine

Farm wieder neu mit Vieh zu versehen erlaubten mir meine Mittel nicht, auch waren die Zeiten den Farmbetrieben nicht günstig. Ferner muß ich gestehen, daß mir die Reise so viel Anregung in der verschiedensten Richtung und damit Hinweis auf Betätigung auf geistigem Gebiete gegeben hatte, daß es mir nicht richtig scheinen wollte, mich wiederum auf wirtschaftliche Bestrebungen zu konzentrieren, den Kampf mit ihnen unter von vornherein ungünstigen Bedingungen noch einmal aufzunehmen. Briefe aus der Heimat brachten mir Nachricht, daß auch dort der koloniale Gedanke entglommen sei; diesem glaubte ich durch meine koloniale Erfahrung und Schulung, sowie meinen Eifer für die Sache nützen zu können. Ich verkaufte meine Farm und den Rest meines lebenden Inventars, behielt zwei Pferde und eine zweirädrige, sogenannte Cape cart, und fuhr wieder nach Norden, um auf dem Wege über Lourenço Marquez die Heimreise anzutreten. In Newcastle traf ich Herrn Mensing wieder; auch ihn zog es nach Europa und ich fand Gelegenheit, ihm seine mir während meines Fieberanfalles erwiesene treuliche Pflege zu vergelten, indem ich ihm die Heimreise ermöglichte.

Weil Pferde das Klima der Niederung nicht vertragen können, verkaufte ich meine Karre und Pferde im Transvaal und, begleitet von meinem Gefährten trat ich von da die Reise nach Lourenço Marquez zu Fuß an. Unterwegs wurde ich von einem Unfall betroffen, dessen Folgen jedoch für mich höchst interessant werden sollten. Mein Reisegeld trug ich in englischem Golde in einem Ledertäschchen am Gürtel. Das Täschchen war alt, sein Schloß aber gut,

ich hielt den Inhalt für sicher. Die Flüsse, die wir auf dem Wege zu überschreiten hatten, mußten wir durchschwimmen, denn irgend welche Verkehrserleichterungen gab es zu jener Zeit noch nicht, sie dürften heute dort noch fehlen. Der Lusutu, ein nicht bedeutender, aber immerhin sehr breiter, höchst romantischer Fluß, war noch ein wenig geschwollen und meine Leute trugen Bedenken, sich mit unserem Gepäck hineinzuwagen. Es blieb mir nichts übrig, als mein eigener Fährmann zu sein und meine Sachen, meine Leute und meinen Gefährten selbst hinüberzuschaffen, indem ich den Fluß viele Male durchschwamm. Als endlich die ganze Karawane glücklich am jenseitigen Ufer angelangt war, entdeckte ich, daß das Wasser mein Täschchen aufgeweicht hatte, und daß eine Rolle mit 100 Pfund Sterling herausgeglitten war. Das Geld durch Tauchen wiederzuerlangen, war ausgeschlossen, auch in Lourenço Marquez ließ sich meine Kasse nicht ergänzen, und ich sah mich dieserhalb gezwungen, für mich und Mensing Schiffsbilletts im Zwischendeck zu nehmen. Zu jener Zeit vermittelte den Küstenverkehr noch die berühmte, besser berüchtigte Britisch India-Linie. Deren Schiffe hatten keine andere Aufgabe als in jeder an der afrikanischen Küste zulässigen Weise Geld zu verdienen. Die Schiffe liefen jeden kleinen Hafen an, die ich nun alle zu sehen bekam. Natürlich mußten wir mit Negern, Indern und allerhand kolonialem Gesindel den Raum teilen; das war nicht angenehm, doch in der Jugend überwindet man dergleichen Unbequemlichkeiten schnell, boten sich doch gerade dabei die Möglichkeit, allerhand psychologisch und ethnologisch merkwürdige Beobachtungen zu machen. Diese

ungewohnte Umgebung, die verschiedenartigen vielen Häfen, die ich betrat, alles ergriff mich mächtig, fremd, so nachhaltige Eindrücke bewirkend, daß ich diese, unter so ungünstigen Vorbedingungen begonnene Reise den interessantesten meines vielbewegten Lebens zuzuzählen vermag. Der Verkehr im Zwischendeck hatte sogar noch vorteilhafte Folgen. Unterwegs lernte ich einen halbweißen Portugiesen kennen, noch weist mein kleines Skizzenbuch sein Porträt auf, der in Quilimane ansässig, entweder im Dienste einer größeren Firma stand oder an einer solchen beteiligt war. Da unser Dampfer viele Tage in Quilimane liegen mußte, so bewog dieser Mann meinen Reisegefährten und mich, das Schiff zu verlassen und uns einer Tour anzuschließen, die er in einer Pirouge den Zambesi hinauf unternahm. Auf diese Weise lernten wir den mächtigen Strom und eine Reihe von portugiesischen Handelsniederlassungen an seinen Ufern kennen, ohne daß uns dieser Abstecher irgend welche wesentliche Ausgaben verursacht hätte, die bei dem damaligen Zustande meiner Kasse unmöglich gewesen wären. Unsere helle Freude an dem majestätischen Flusse wurde durch Wolken von Moskitos verdunkelt. Nur zweimal im Leben habe ich in ähnlicher Weise von ihnen zu leiden gehabt, wie hier, wo sie uns sogar während eines heftigen Regenfalles um nichts weniger als sonst belästigten. An der Mündung des kleinen, die Grenze zwischen Natal und dem unabhängigen Pondalande bildenden Flusse Umtamvuna in Südafrika und in dem Dorfe des Muinye Usagara in Ostafrika wurde ich ebenso arg von diesen Insekten gepeinigt, und ich kann mir eine Verstärkung dieser Plage über das Maß des damals er=

littenen hinaus nicht vorstellen. Es war kein Wunder, wenn bei dieser Menge Moskitostichen das Fieber sich einstellte. Zwar hatten wir Chinin bei uns, nahmen es auch regelmäßig, allein ich trug wohl noch einen Rest Fieber mit mir herum, so daß ich bald begann sein Wirken zu spüren, während mein Kamerad vorläufig noch verschont blieb. Ich konnte in Mozambique noch das alte Fort besichtigen, in dem ich von einem liebenswürdigen portugiesischen Offizier, den ich irgendwie kennen lernte, herumgeführt wurde; auch in Ibo ging ich noch ans Land, ohne zu ahnen, daß ich diesen Ort später unter wunderlichen Verhältnissen wiedersehen sollte. In Sansibar suchte ich den damaligen deutschen Konsul, einen Herrn O'Swald, oder dessen Vertreter auf. Während ich mit ihm sprach, kam das Fieber zum Ausbruch und ich wurde in seiner Bureaustube fast ohnmächtig. Mit großer Liebenswürdigkeit gestattete mir der Herr, mich auf seinem Sofa auszuruhen, bis ich durch kurzen Schlaf hinreichend Kraft gewonnen hatte, um mich wieder an Bord meines Schiffes zu begeben. Dieser erneute Fieberanfall vereitelte meinen Plan, mich besuchsweise auf das Festland zu begeben, um Information hinsichtlich meiner Pläne zu sammeln. In Aden, wo ich einen Dampfer des österreichischen Lloyds benutzen wollte, faßte mich das Fieber aufs neue, und ich mußte dort längere Zeit liegen bleiben, weil ich zu schwach war, die Reise fortzusetzen. Hier lernte ich zum ersten Male die Methode kennen, das Chinin als Lösung unter die Haut zu spritzen, die ein englischer Arzt an mir zur Anwendung brachte. Der längere Aufenthalt ermöglichte auch die Regelung der Geldverhältnisse, so daß

wir den Rest der Reise nicht mehr im Zwischendeck zurückzulegen brauchten. In Triest trennte ich mich von meinem Reisegefährten; ich habe ihn nicht wiedergesehen und bereits angegeben, auf wie traurige Weise er sein Leben einbüßte. In Deutschland hatte inzwischen der koloniale Gedanke Wurzel gefaßt; unter der Leitung des Fürsten Hohenlohe war der Frankfurter Kolonialverein gegründet worden. Es konnte nicht ausbleiben, daß Beziehungen sich bald herstellten. Ich wurde veranlaßt koloniale Vorträge zu halten und bin damals viel im Reiche herumgewandert. Mein erstes öffentliches Auftreten fand in Liegnitz statt, und diese Tatsache hat zwischen der dortigen Gruppe der Kolonialgesellschaft und mir eine dauernde Beziehung hervorgerufen, die mir viele Freude bereitet hat. Aus so mancher deutschen Stadt habe ich damals nachhaltige Erinnerungen mit fortgenommen, reiche Sehenswürdigkeiten wurden mir in möglichst angenehmer Form vorgeführt, sie wirkten um so stärker auf mich, weil ich jetzt, nachdem ich ein gut Teil von der Welt gesehen hatte, eigentlich erst die Heimat kennen lernte. Überall fand ich begeisterte Zustimmung zu dem kolonialen Gedanken, so daß sich in meinem unerfahrenen Gemüt alsbald die Überzeugung einstellte, der Wille zur Erwerbung von kolonialem Besitz sei bereits so gefestigt, daß es nur noch der Entscheidung über das Wo bedürfe. Die koloniale Begeisterung fand gegenüber meiner Person freundlichen Ausdruck in folgendem kleinen Begebnisse. In einer Stadt im Norden lernte ich einen alten Herrn kennen, der mir versicherte, daß, wenn er jung genug wäre, er sich sofort in den Dienst der kolonialen Idee stellen würde. Er sei

zu alt, wolle aber doch gern etwas für die Sache tun. Er fragte, ob er mir eine Freude bereite, wenn er mir einen Stock, den er trug, zum Geschenk mache. Dieser Stock war aus Rotkethelbeere, einem ungemein zähen, widerstandsfähigen Holze, geschnitzt. Öffnete man in seinem Griff eine Kapsel, so entnahm man ihm eine etwa sechs Zoll lange Stahlspitze, die man dann der Zwinge nur aufzuschrauben brauchte, um eine ganz gefährliche Waffe in der Hand zu haben. Dankbar nahm ich den Stock entgegen. Ich trug ihn auf allen Wanderungen als steten Begleiter und will meinen Lesern gleich seine weiteren Schicksale erzählen. Eines Tages widerfuhr uns ein eigenartiger Unfall. Meine Karawane befand sich in ruhigem Marsche durch verhältnismäßig friedliches Gebiet, als plötzlich aus dem Busche zu unserer Linken ein Nigger herausstürzte und mit einem Speer wie wild auf meine Träger losstach. Die Leute warfen die Lasten nieder und flüchteten sich teils in den nahen Busch, teils in das hohe Tambutigras am Wege. Ich lief sofort hinzu, um Ordnung herzustellen. Kaum sah mich der Kerl, als er seinen Speer mit aller Gewalt auf mich abschleuderte. Ich hatte gerade noch Zeit, mit meinem Stock zu parieren, aber nur so knapp, daß der Speer mit der Spitze auf den Stock traf. Wegen des reichlichen Taues im Grase war alles naß, und auch mein Stock ein wenig aufgeweicht. Der Speer vermochte daher in das Holz einzudringen. Ich fühlte das sofort und gab dem Stock eine Drehung, so daß das weiche Eisen der Speerspitze sich um den Stock bog. Als ich diesen nun schüttelte, fiel der Speer zur Erde und ich konnte mich gegen den Mann verteidigen,

der mit wüstem Geschrei, einen zweiten Speer in der Hand, auf mich losstürmte. Ein Hieb über den Kopf machte ihn straucheln, und er fiel so vor mich nieder, daß er, auf beide Hände sich stützend, mir die rechte Flanke, höher als die linke, präsentierte. Auf diese hieb ich nun mit aller mir reichlich zur Verfügung stehenden Kraft los, und der Stock bewährte das gute Material, aus dem er gefertigt war. Ich fühlte, daß irgend etwas zerbrach, der Stock war es nicht. Der Nigger blieb liegen, und ich fand jetzt Zeit, den Vorgang zu untersuchen. Da keinerlei Anlaß für den Überfall zu entdecken war, der Nigger auch ganz allein, ohne Mithelfer gehandelt hatte, so kam ich zu dem Schluß, daß ich es hier mit einem unter Negern äußerst seltenen Fall von Amocklaufen zu tun gehabt hatte. Die Karawane setzte ruhig ihren Weg fort, der Speer befindet sich heute noch in meinem Besitz, kenntlich an seiner abgebrochenen Spitze. Viele Jahre später in der Südsee, hatte ich ebenfalls Gelegenheit, mich gegen den Angriff eines Eingeborenen verteidigen zu müssen. Ein Schlag mit dem guten Stock über den Kopf des Kanaken befreite mich von ihm. Endlich nahte sich das Ende. Ich befand mich in Java und führte einen wunderbar schönen Hund mit mir, den ich in Australien als Geschenk erhalten hatte. Auf dem Markte von Djokjakarta sah ich plötzlich, wie ein fremder Köter meinen Hund überfiel und häßlich zurichtete. Ich sprang zur Verteidigung Intombi's, so hieß mein Hund, hinzu, und erteilte dem Angreifer einen wohlgemeinten Hieb über die Rippen. Damit befreite ich meinen Hund, allein der Stock war durch die vielen Jahre Wanderns in allen Klimaten und Witterungsverhältnissen doch

endlich morsch geworden, er konnte nicht mehr aushalten, was ich ihm zumutete, er zersprang. Ich warf ihn außerhalb der Stadt in ein Bambusgebüsch, dort mag das knorrige Holz aus dem deutschen Walde dem glatten Bambus der Tropen viel zu erzählen gehabt haben.

Meine Einschätzung des Wertes kolonialer Begeisterung in öffentlichen Versammlungen wurde bald nüchterner. Durch meine Beziehungen zu dem Kolonialverein, und während der vielen Vorträge, die ich im Laufe der Jahre 1883 und 1884 für diesen hielt, erkannte ich zwei Dinge mit großer Deutlichkeit. Einmal das Bestehen zweier Parteien. Die eine trug einen rein theoretischen Charakter. Sie hatte auf ihr Banner die große Devise geschrieben, wir wollen uns das Recht, Kolonien zu besitzen, zu verdienen suchen und dabei allmählich einen Plan für koloniale Erwerbungen entwerfen. Ein solches Programm, das kein Programm war, mußte alle jüngeren Geister, namentlich solche, die Gelegenheit gehabt hatten, Englands Vorgehen in der Weltpolitik zu beobachten, in Harnisch bringen. Darin bekundete sich ein Überrest altdeutscher Schwerfälligkeit aus den Jahren deutscher Kleinstaaterei. Erst mit theoretischer Gründlichkeit abwägen, ob wir auch dürfen was andere täglich tun, und über solchem Erwägen das Handeln vergessen, das war schließlich alles, wozu der Unternehmungsgeist dieser Partei hinreichte. Zwar hatte sie wegen der vielen, immerhin gewichtigen Leute, die ihr zugehörten, eine nicht unerhebliche Anzahl von Anhängern; allein es dauerte nicht lange, bis die andere Partei die Oberhand gewann und behielt. Diese forderte sofortiges Handeln, es sollte umgehend kolonisiert werden.

Alle ihre Anhänger waren willens, etwas zu tun, selbst Opfer zu bringen, um übersee ein deutsches Kolonialreich entstehen zu sehen. Aber niemand war in der Lage, auch nur andeutungsweise anzugeben, wo denn überhaupt ein Anfang gemacht werden könnte. Die merkwürdigsten Ideen wurden laut; im allgemeinen aber schien die Ansicht vorzuwalten, daß Südamerika ein geeignetes Feld für die Ausführung derartiger Pläne bieten müsse. Die diese Auffassung vertretende Partei war es, die die größte Regsamkeit entfaltete, und wenn sie auch keine praktischen Erfolge zu erzielen wußte, so muß ihr doch das Zeugnis ausgestellt werden, daß sie nichts unterlassen hat, den kolonialen Gedanken im Volke populär zu machen. Die Begeisterung für koloniale Unternehmungen in breiten Volksschichten entfacht zu haben, darf der ehemalige Kolonialverein zum großen Teil für sich in Anspruch nehmen.

Die zweite Beobachtung, die ich machte, lag auf persönlichem Gebiet. Ich erkannte, daß es mir wohl gelang, das Pubikum, zu dem ich sprach, zu interessieren, dem kolonialen Gedanken geneigt zu machen; allein meine lange Abwesenheit von Europa während der Jahre, in denen sich der Charakter hauptsächlich bildet, hatte mich europäischem Denken und Fühlen bis zu gewissem Grade fremd werden lassen. Viele europäische Anschauungen waren mir entrückt, viele meiner unter ganz eigenartigen Verhältnissen erworbenen Auffassungen mußten in deutschem Milieu anecken. Ehe ich diesen Zusammenhang ergründete, befremdete mich die Wahrnehmung, daß es mir nicht gelingen wollte, dieselben Menschen, deren lebhafte Zustimmung zu den

von mir vertretenen Ideen ich soeben noch gewonnen hatte, nun auch zu Handlungen in Bewegung zu setzen. Ich empfand, daß ich viel Kraft ohne entsprechenden Gewinn verausgabte, weil ich die Kunst nicht verstand, sie an der richtigen Stelle einzusetzen. Mir fehlten ferner geeignete Beziehungen zu maßgebenden Persönlichkeiten, und jedermann, der sich solche hat schaffen müssen, weiß, welche Schwierigkeiten man darin zu überwinden hat. In dieser Beziehung wirkte hindernd der Umstand, daß ich auf dem Lande lebte, und als ich mich nach gereifter Erkenntnis in Berlin niederließ, war es spät am Tage, das Versäumte nachzuholen, besonders da auch mein Berliner Aufenthalt vielfach durch Vortragsreisen längerer Dauer unterbrochen wurde. Auch zu anderen Zwecken mußte die Zeit in Berlin ausgenutzt werden. Wollte ich weiter in Afrika oder in anderen überseeischen Ländern tätig sein, so war es durchaus nötig, mir gewisse Kenntnisse anzueignen, deren Mangel ich auf meiner oben beschriebenen Reise gefühlt hatte, die mir aber auch in jeder Lebenslage von Nutzen sein konnten. Ich begann zu diesem Zwecke Geographie systematisch zu betreiben und verlegte mich auf gründliches Studium astronomischer Ortsbestimmungen, in denen ich bei einem Verwandten, ehemaligem Marineoffizier und hochbegabtem Mathematiker, lange, eingehende und freundliche Unterweisung fand. Auch meine erste Bekanntschaft mit meinem späteren hochverehrten akademischen Lehrer, dem berühmten Geographen und Geologen F. v. Richthofen, fällt in jene Zeit.

Lernend und lehrend stand ich so inmitten einer großen Bewegung, zwischen zwei Parteien, nach Maß=

gabe meiner guten Einsicht aber schwachen Kräfte versuchend Ziele zu stecken, Marschrouten anzugeben. Da trat ein politisches Ereignis ein, gelegentlich dessen sich eine Anzahl von Fäden zu einem Strang verknüpften, die das Geschick bis dahin einzeln zu spinnen beliebt hatte. Die Boerengesandtschaft war nach Berlin gekommen, unter ihnen Paul Krüger, den ich in Südafrika, noch ehe er Präsident der Republik wurde, ziemlich gut gekannt hatte. Ihnen zu Ehren wurde ein großes Festessen gegeben, zu dem ich wegen meiner nahen Beziehungen zu dem Kolonialverein eine Einladung erhielt. Da ich damals in Berlin einer der wenigen Leute war, die die Boerensprache vollständig beherrschten, wurde mir der Auftrag, eine Ansprache in Boeren-Holländisch zu halten. In richtiger Erkenntnis boerischer Gefühlsrichtung trank ich auf den „Volksraad", und meine Rede war die einzige, auf die eine Erwiderung erfolgte. Bei diesem Diner saß ich gegenüber dem damaligen Herausgeber der „Täglichen Rundschau", jetzigem Herausgeber der „Deutschen Zeitung", dem wohlbekannten und vielverdienten Dr. Fr. Lange. Die Bekanntschaft wurde eine mehr als flüchtige, als sich herausstellte, daß er als ehemaliger Gymnasiallehrer meine Brüder unterrichtet hatte. Dr. Lange war schon längst innerlich ein eifriger Anhänger des kolonialen Gedankens, und diese Sinnesgemeinschaft ließ die neuen Beziehungen rasch erstarken. Sie bestehen noch heute und ich betrachte jenen Tag, an dem sie entstanden, als einen besonders glücklichen, weil er mir die Bekanntschaft eines Mannes brachte, den ich unter dem Wechsel aller Verhältnisse habe hochschätzen können. Durch Dr. Lange

lernte ich schließlich indirekterweise auch Dr. Peters kennen. Dieser hatte bei Dr. Lange Beschäftigung an der Redaktion der „Täglichen Rundschau“ gefunden, beide hatten sich darüber geeinigt, daß in kolonialen Dingen etwas geschehen müsse, und Dr. Peters berief eine Versammlung in das Hotel Magdeburger Hof in der Mohrenstraße, zu der er mir eine Einladung zugehen ließ. Durch meine vielen Vorträge, meine Beziehungen zum Kolonialverein usw. war ich bekannt geworden und Dr. Lange hatte vermutlich Dr. Peters noch besonders darauf hingewiesen, mich zu gewinnen. Die Aufforderung zur Teilnahme wurde mir durch einen mir nicht weiter bekannten Herrn überbracht, dessen Name mir entfallen ist. In dieser Versammlung, aus deren Schoß die Gesellschaft für deutsche Kolonisation hervorging, fand meine erste Begegnung mit Dr. Peters statt. In ihm erkannte ich intuitiv den Menschen ungewöhnlicher Begabung, den vielgewandten Mann der Kombinationen, mit der Kraft, Menschen in Bewegung zu setzen, den Denker, aber auch den Mann der Tat. Ich glaubte auch den Organisator, den Mann des schöpferischen Talentes zu erkennen, den Mann, der ohne Rücksicht auf die eigenen Interessen die Kräfte seines Charakters und Denkvermögens rückhaltlos in den Dienst der von ihm ergriffenen Sache zu stellen vermag. Auf alle Fälle erblickte ich in ihm einen Mann, dem nach meinem damaligen Urteile alles das in ausgebildeter Form zu eigen war, was ich bei mir selbst nur in den Anlagen zu entdecken vermochte. Ich kann mit Strachwitz sagen: „Ich habe nie das Knie gebogen, den starren Nacken nie gebeugt,“ ich tue es auch heute noch nicht, es sei denn

freiwillig, und das kann nur da geschehen, wo überlegene Geistesgaben und Charakterkraft gern gewährte Anerkennung von mir heischen. Peters aber war einer der Männer, vor dem ich freiwillig und darum gern mich beugte, begierig von ihm das zu lernen suchend, was ich an mir selbst so vielfach vermissen mußte. Dr. Lange kann mir bezeugen, daß ich hier nur wiedergebe was ich damals fühlte und ihm wiederholt anvertraute. Diese meine uneingeschränkte Bewunderung Petersscher Begabung ließ mich alles das übersehen, was sonst geeignet gewesen wäre, uns äußerlich zu trennen, was zwischen jedem anderen, nicht ähnlich begabten Mann und mir auch unbedingt gesellschaftlich unübersteigliche Schranken errichtet hätte. Das Streben nach gleichen Zielen führte Peters und mich von nun an viel zusammen. Wir pflegten unsere Mittagsmahlzeiten gemeinsam einzunehmen und über die Dinge zu sprechen, mit denen der Geist junger Leute, wir standen beide noch in der Mitte der Zwanziger, sich beschäftigt. Philosophie und Politik, Ethik und exakte Wissenschaften, und als unser Umgang über Monate sich erstreckte, da begann auch ein jeder hervorzutreten mit dem, was ihn innerlich bewegte: eigenes Erlebtes und von der Zukunft Erhofftes. Natürlich trat das koloniale Problem immer wieder in den Mittelpunkt und ich fand Freude daran, Peters meine Erfahrungen, Pläne, Ansichten zu entwickeln, der sie mit dem lebhaften Verständnis aufgriff, das ein Mann bedeutender Begabung einem ihm wenn auch nur in den äußeren Umrissen bekannten, so doch höchst wichtig erscheinenden, und ihn darum lebhaft interessierenden Gegenstand entgegen-

bringt. In jenem anfänglichen Stadium war jedoch die deutsche Kolonisation noch nicht die Grundlage für das Denken von Peters geworden. Obwohl er, wie bemerkt, meine Ausführungen als wichtig erkannte und aufgriff, so wurde sein Innerstes doch bis zu gewissem Maße beherrscht von dem Gedanken an ein von ihm veröffentlichtes philosophisches Werk und eine abzufassende Habilitationsschrift. Diese Dinge traten in unseren Gesprächen immer wieder in den Vordergrund, und ich bin anläßlich ihrer sozusagen eigentlich von Peters in das mir bis dahin fremde Gebiet erkenntnistheoretischer Betrachtungen eingeführt worden. Erst nachdem Peters aus Hannover zurückkam, schien er die Überzeugung gewonnen zu haben, daß eine Professur ihm nicht bieten könne was er suchte, und erst von da ab warf er sich mit aller Kraft auf die Verfolgung der in der Luft schwebenden kolonialen Gedanken. Dementsprechend nahmen unsere Gespräche von da ab einen anderen Charakter an. Hatten wir vorher teilweise geschwärmt und betrachtet, so trugen unsere Erörterungen jetzt ein mehr rationelles Gepräge, sie wurden erwägend und schlußfolgernd. Ich entwickelte Dr. Peters das System südafrikanisch-kolonialer Verwaltung so gut ich diese selbst verstand und sie mir bekannt war, wir besprachen wie man sie in eigenen Kolonien zu organisieren haben würde. Schon zu dieser Zeit wurde mein auf Ostafrika bezügliches Programm eingehend besprochen und bei dieser Gelegenheit die Einführung einer Hüttensteuer der Eingeborenen in ihrem Zusammenhange mit der Arbeitsgestellung der letzteren lebhafter Erörterung unterzogen. Eine richtige Steuerpolitik gegenüber den Eingeborenen

ist von jeher ein wesentlicher Punkt meines kolonialpolitischen Programms gewesen. Als ich später, am 13. September 1886, in einer kolonialpolitischen Rede die Hüttensteuer in ihrer ganzen Wichtigkeit darstellte, wurde ich heftig deswegen angegriffen; heute ist sie überall nach Möglichkeit eingeführt. Auch die Anlage kolonialer Städte beschäftigte uns. Ich erklärte, wie ich selbst geholfen hatte die Stadt Vreede im Freistaat anzulegen, und wir gründeten im Geiste in ähnlicher Weise Niederlassungen in eigenen deutschen Kolonien. Kurz, damals bewegte sich unser gesamtes geistiges Leben auf dem Boden kolonialer Probleme, und wie ich gestehen muß, daß jene Zeit unseres Umganges nicht ohne geistigen Gewinn für mich verlief, so darf ich wohl mit einigem Recht annehmen, daß ein gleiches bei Dr. Peters der Fall war. Es leben noch heute Männer, die, obwohl sie Peters und den Umfang seiner aus England mitgebrachten Geistesschätze hinlänglich kannten, die Anschauung vertreten, daß Peters auf dem Gebiet engerer Kolonialpolitik die Grundlage seiner Anschauungen damals von mir erhalten habe.

Jedenfalls hatte Dr. Peters auf anderem Gebiete vielfach Gelegenheit, meine ihm nie versagte Unterstützung lebhaft in Anspruch zu nehmen. Die neu gegründete Gesellschaft für deutsche Kolonisation erforderte planvolle Tätigkeit. Anfänglich setzte sie sich aus Männern zusammen, denen bei aller Begeisterung für die Idee, der Gedanke an Taten einen gelinden Schrecken einjagte, weil sie vor der mit der Ausführung erdachter Pläne verbundenen Verantwortung zurückschreckten. Dagegen ließ sich nichts sagen, denn es waren zum Teil kleine Gewerbe-

treibende, die gegebenenfalls materielle Verluste zu fürchten hatten. Die Notwendigkeit, solche Männer herbeizuziehen, die willig und kräftig genug waren eine derartige Verantwortung zu tragen, führte zu öfteren Umwälzungen innerhalb der Gesellschaft, die manchmal sogar Stürme heraufbeschworen. In solchen Fällen war es Dr. Peters nicht unangenehm, wenn ich, vielleicht unter Hintenansetzung solcher Rücksichten, die man im allgemeinen auf andere, ganz besonders auf sich selbst zu nehmen pflegt, mich unbedingt ihm anschloß und solchen Veränderungen in der Zusammensetzung unserer Körperschaft beistimmte, die ihm ersprießlich erschienen. Wiewohl er der einschlägigen Vorgänge in seinem Buche, „Die Gründung von Deutsch-Ostafrika", wohl Erwähnung tut, so hat er doch die Namen derjenigen Herren, auf deren Schultern er oft genug stehen durfte, vergessen.

Diese Umwälzungen führten mit der Zeit auch Dr. Fr. Lange in den Ausschuß unserer Gesellschaft, wo er für längere Zeit unser wirklicher geistiger Führer wurde. Er war der einzige unter uns, der einen Überblick über die zeitweilige politische Lage besaß, als Redakteur der damals viel gelesenen und ziemlich einflußreichen „Täglichen Rundschau" die öffentliche Meinung zu fühlen und zu beeinflussen vermochte. Ihm gebührt das Verdienst, die Gesellschaft geistig am Leben erhalten zu haben, während Dr. Peters, noch im Zweifel über die Richtung, wohin er endgültig seine Schritte lenken sollte, in Hannover weilte, um eine Habilitationsschrift zu verfassen. Unserer Gesellschaft wurden, wie natürlich, bald eine Reihe von Projekten unterbreitet, deren jedes erwogen werden mußte,

deren keines sich als praktisch durchführbar erwies. Nicht ganz von der Hand zu weisen war der Plan des damals schon bejahrten Majors v. Mechow, der vorschlug, zu versuchen, am Quango, einem Nebenflusse des Kassai, festen Fuß zu fassen. Allein bei näherer Prüfung mußte auch dieser Gedanke fallen gelassen werden. Neben den auf Afrika gerichteten Vorschlägen wurde der Wunsch, sich mit unseren kolonisatorischen Plänen nach Südamerika zu wenden, vielfach und nachdrücklich verlautbar. In diese, nach den verschiedensten Richtungen auseinandergehenden Erwägungen über unser zukünftiges Aktionsprogramm hat Dr. Peters niemals durch Aufstellung eines eigenen fest umrissenen Vorschlags eingegriffen. Vielleicht deutlicher als irgend einer von uns anderen vermochte er die politische und wirtschaftliche Tragweite des geplanten Unternehmens zu überblicken und zu würdigen.

Allein praktische Wege zu weisen, in bezug auf das, was wir wollten und, sollte jemals brauchbare Arbeit entstehen, wollen mußten, dazu fehlte ihm die erforderliche Kenntnis, die sich wenig über das hinaus erstreckte, was jeder in England lebende Leser englischer Zeitungen nicht umhin kann sich anzueignen. Ihm schwebte ein ganz allgemein gehaltenes dunkles Projekt vor, in der Gegend von Sofala, in goldreichem Lande, deutsche Niederlassungen zu gründen, und noch heute besitze ich mein altes Exemplar der damals maßgebenden Karte von Afrika, auf der Peters mit Bleistiftstrichen die Gegend bezeichnet hat, wo er sich solche Niederlassungen dachte. Diesem Projekte versagte ich meine Billigung, weil es sich auf Länder erstreckte, deren Lage und Aufbau ihnen zu viel Ähnlichkeit mit

denjenigen zuwies, die ich erst kürzlich durchreist hatte. Es fiel auch unter den Tisch und wurde niemals ernstlich erörtert, schon aus dem Grunde, weil Peters während seines Aufenthaltes in Hannover es nicht zu vertreten in der Lage war. Da tauchte ein anderes Projekt auf, ich erinnere mich nicht mehr von wem es ausging. Es stellte als Ziel unserer Bestrebungen das Hinterland der portugiesischen Provinz Mosamedes auf, wo in den Humpatabergen Boeren sich niedergelassen hatten, mit deren Hilfe und in Anlehnung an sie wir deutsche Niederlassungen gründen sollten. Der Leser wird unschwer erkennen können, daß bei aller Einheitlichkeit unseres Wollens der Tat doch eine Anzahl Strömungen entstanden, deren jede bestrebt war, das Schifflein unseres Wagemutes mit sich in eine besondere Richtung zu führen. Da kehrte Peters aus Hannover zurück, nunmehr anscheinend entschlossen, sein Geschick nicht der Gelehrsamkeit anzuvertrauen, sondern es auf eine Karte in der Lotterie der Politik zu setzen. Alsbald änderten sich die Verhältnisse in der Gesellschaft. Nicht weil überlegene Kenntnisse in bezug auf unsere Tätigkeit ihn befähigten, uns ein eigenes Programm aufzuzwingen, sondern weil er in weit höherem Maße als irgend einer von uns anderen die Gabe besaß, die Menschen auf Gesichtspunkte zu einigen, diejenigen Elemente zu fördern, die sie stützen, die gegnerischen zu entkräften. In bewundernder Anerkennung seiner Kraft, und in Erkenntnis, daß nur ihm es gelingen würde, unsere Mitglieder zu bewegen, nicht nur ein Programm, sondern auch dessen Ausführung zu beschließen, unterstützte ich ihn mit selbstlosem Eifer als er seine Talente in der Neu-

gestaltung unserer Gesellschaft voll entfaltete, eine Arbeit, die mir damals fernlag, mich weder anzog noch meinen Gaben entsprach. Peters machte das Mosammedes-Projekt durchweg zu dem seinigen. Ich wußte aus der Lektüre Livingstones, daß wir dort mit Portugals rechtmäßigem Besitz in Konflikt kommen mußten und widerstrebend nur konnte ich mich entschließen diesem Plane meine Zustimmung zu geben, doch tat ich es endlich in der Hoffnung, daß die anderen Herren die politische Seite der Frage richtiger als ich beurteilen könnten und fest entschlossen keinen Zwiespalt in unsere nun fast schlüssige Gesellschaft zu tragen. Nach Ausgleichung, Beruhigung und Vereinigung sämtlicher etwa abweichender Meinungen wurde das Mosammedes-Projekt beschlossen, und wir standen nun vor der ziemlich aussichtslos erscheinenden Aufgabe, die für unser Unternehmen nötigen Gelder aufzubringen.

Das geschah nach zwei Methoden, durch Ausgabe kleiner Anteilscheine von je 50 Mark und durch Zeichnung größerer Summen von 5000 Mark an. Die kleinen Anteilscheine wurden zuerst zur Zeichnung aufgelegt. Obwohl damals keiner von uns mit weltlichen Gütern besonders gesegnet war, hielten wir es doch für unsere Pflicht, unseren Glauben an unser eigenes Unternehmen durch finanzielle Beteiligung zu bekräftigen. Dr. Lange steht als erster auf der Liste die damals herumging, als zweiter figuriere ich selbst mit der für meine damaligen Verhältnisse sehr hohen Summe von 500 Mark; die gleiche Summe zeichnete Graf Behr. Die auf diese Weise zusammengebrachten Gelder erreichten nicht annähernd die Höhe der für unsere Zwecke durchaus erforderlichen Summe, und wir setzten

alle unsere Hoffnungen auf das Ergebnis der Zeichnungen für die Beträge von 5000 Mark. Solche Summen à fonds perdu zu fordern, das Ansinnen aber einem durch schamlose Preßartikel mißtrauisch gemachten Publikum mundgerecht zu machen, war eine uns alle erschreckende Aufgabe. In der Versammlung, in der dies geschah, hat Dr. Peters zweifellos großes Talent bewiesen, und niemals habe ich größere Bewunderung für seine Fähigkeiten empfunden als an jenem Abend, dem 19. August 1884, wo es gelang, die für unsere Expedition nötigen Gelder flüssig zu machen, und zwar nur auf die Sicherheit unserer Personen, denn irgend welche andere Garantie vermochten wir nicht zu bieten.

Von uns allen war nur der schon bejahrte Kammerherr Graf Behr materiell nicht nur selbständig, sondern im Besitz reicher Mittel, wir anderen, wie Dr. Jühlke und ich, waren teils noch auf unsere Eltern, andere, wie Dr. Lange und Dr. Peters, auf Stellungen oder Beschäftigungsgeber angewiesen. Dr. Peters nimmt daher wohl den Mund ein wenig zu voll, mindestens beweist er eine eigenartige Wertschätzung seiner Mitarbeiter, wenn er schreibt, daß das Zutrauen zu *seinem* Charakter es war, das die Menschen den kolonialen Plänen unserer Gesellschaft geneigt machte. Damals war Dr. Peters neben Dr. Lange, Graf Behr und mir ein unbekannter Mann, und es ist kein Grund zu erkennen, warum das Publikum zu dem Charakter der anderen Vertreter unserer Gesellschaft weniger Zutrauen gehabt haben solle, als zu dem des selbst uns seinen Mitarbeitern hauptsächlich nur seinen Verstandesgaben nach bekannten Dr. Peters. Dieser er-

innert sich in seinem Buche meines Namens immer nur dann, wenn er die Möglichkeit sieht, ihn herabzusetzen und mit Schmutz zu bewerfen, freilich kann er die Tatsache nicht unterdrücken, daß ich einer der Vertreter unserer Gesellschaft war, dem gegenüber die Zeichner der hohen Beträge sich zur Zahlung verpflichteten. Die wenigen noch existierenden Anteilscheine aus jener Zeit, einer davon in meinem eigenen Besitz, weisen jedenfalls meinen Namen auf als eines der Träger unserer Gesellschaft.

Immerhin bleibt Dr. Peters das Verdienst, jene Versammlung geleitet zu haben. Hätte einem anderen als ihm diese Aufgabe obgelegen, ich bezweifle ob wir das geforderte Geld erhalten hätten. Und es ist, ich kann wohl sagen, sein ausschließliches Verdienst, allerdings auch sein größtes, an jenem Abend unseren in ihm verkörperten Willen und Einsicht, seinen Zuhörern so aufgedrückt zu haben, daß sie sich bewegen ließen, einer Gruppe von jungen Leuten, deren sich noch keiner in irgendwelcher hervorragenden Weise ausgezeichnet hatte, Gelder in der genannten Höhe zur Verwendung für ein mindestens wagehalsig erscheinendes Unternehmen anzuvertrauen. Hätten wir damals jene Gelder nicht erhalten, so trüge die deutsche Kolonisation, die auch ohne uns ins Leben getreten wäre, heute ein anderes Gesicht, dem gleichwohl eine Anzahl uns jetzt schon freundlich bekannter Züge fehlen würden. Wären die damals gesammelten Gelder für andere Erwerbungen als für die von Ostafrika verwandt worden, so hätten sie, des bin ich überzeugt, niemals die Wirkung hervorgerufen, die ihnen heute zuzuschreiben ist. Sie aufgebracht zu haben mag Dr. Peters für sich in Anspruch

nehmen, ich selbst will ihn gegen jeden Konkurrenten in dieser Hinsicht verteidigen. Wenn er aber heute mit Vorliebe über die Erwerbung Deutsch-Ostafrikas ausschließlich in der ersten Person spricht und für sich allein in Anspruch zu nehmen sucht, was Raum bietet um vielen Mitarbeitern Anteil zu gewähren ohne die Urheber zu schmälern, so darf heute doch schon mit Sicherheit behauptet werden, und die Geschichte wird, wie sie es zum Teil schon getan hat, mit unumstößlicher Sicherheit feststellen, daß, soviel Verdienst Dr. Peters bleibt, er doch ein angemessenes Teil an seine Mitarbeiter abgeben muß, die er jetzt als beliebig von ihm gehandhabte Werkzeuge hinzustellen versucht.

Von dem Augenblick an, da unser Beschluß gefaßt war, als die ersten Mittel flüssig wurden, wir aus dem Nebelreich der Theorie herabsteigend den Boden der Tat betreten sollten, da wurden wir uns bewußt, daß uns das Geschick als Arbeiter an den Webstuhl eines Gewandes gesetzt hatte, das wohl würdig werden konnte, neben dem nordischen Hermelin um die Schultern unseres Herrschers gelegt zu werden. Wohl keiner von uns, die wir jene Zeit durchlebten, kann daran zurückdenken, ohne sich wenigstens bis zu gewissem Grade in die Stimmung versetzt zu fühlen, die uns damals erfüllte. Und es ist tief bedauerlich, daß das Band jener gemeinsamen, wirklich dem Vaterlande geweihten nutzbringenden Tätigkeit uns, die Vollbringer jenes Werkes, nicht zusammenzuhalten vermocht hat, daß es durch eitle Eifersucht, nicht zu befriedigende Ruhmsucht unheilbar zerrissen wurde. Doch trifft das nicht auf alle zu. Begegne ich heute einigen meiner Mit-

arbeiter aus jener Zeit, so kommt bestimmt ein Augenblick, wo wir uns gemeinsam erlebter Episoden erinnern im erhebenden Bewußtsein, Teilnehmer gewesen zu sein an der schöpferischen Arbeit der Jahres 1884, befriedigt und belohnt in dem Gedanken, daß diese unserem Vaterlande zum Nutzen ward, ohne Groll derjenigen gedenkend, deren Eigendünkel es ihnen nicht gestattet, sich mit uns des gemeinsam errungenen stolzen Erfolges zu freuen.

Nachdem die ersten Anzahlungen geleistet, die nötigen Anschaffungen für die Reise, deren Ziel angeblich feststand, gemacht worden waren, trat ein Augenblick der Ruhebedürftigkeit für uns alle ein. War auch die Arbeit der letzten Wochen anstrengend gewesen, so hatte sie alle Beteiligten mit einem Gefühl der Verantwortlichkeit und der Bedeutung dessen, wofür gearbeitet wurde, erfüllt, daß niemand sich der daraus erwachsenden Last bewußt wurde. Nur kurze Zeit der Erholung wollten wir uns vor Antritt der Reise, dem zweiten Teile unseres Werkes, gönnen. Peters ging nach Hannover, Dr. Jühlke nach Potsdam, Dr. Lange wurde durch seinen Beruf an Berlin gefesselt, ich selbst ging nach Schlesien um in dem zu dem Besitz meiner Eltern gehörigen Bade mich zu erholen. In dem Hause meiner Eltern fand eines Abends eine gesellige Vereinigung der Nachbarschaft statt, als mir, während wir bei Tisch saßen, ein Telegramm von Dr. Peters gebracht wurde mit ungefähr folgendem Wortlaut: „Mosammedes aufzugeben. Was tun? Gleich Berlin kommen!" Ich erhob mich von der Tafel und fuhr mit dem Nachtzuge nach Berlin. Hier hatte sich folgendes zugetragen: Auf eine mir nicht mehr erinnerliche Weise

war dem Auswärtigen Amte unser Projekt bekannt geworden, und die Behörde hatte darauf dem Bureau unserer Gesellschaft in irgend einer Form die Mitteilung zugehen lassen, daß sie der Ausführung unseres Programms hindernd entgegentreten müsse, da durch sie das Reich in Konflikt mit Portugal kommen müsse und würde. Durch diese Mitteilung wurden wir in eine sehr schiefe Lage gebracht. Wir hatten uns vor unseren Geldgebern auf ein bestimmtes Programm festgelegt, unsere Abreise war für den Oktober geplant. Jetzt standen wir vor der Aufgabe, bis dahin ein neues Projekt auszuarbeiten.

Unsere Entschlußkraft, aber auch unsere Phantasie, wurde auf eine harte Probe gestellt. Wir traten zu einer eiligen Sitzung zusammen, in der ich nunmehr mit allem Nachdruck den Vorschlag machte, uns nach Ostafrika zu wenden. Ich trug das früher erwähnte, Dr. Fabri seinerzeit zugestellte Programm vor, das ich jetzt, gestützt auf die Autorität Stanleys, wesentlich modifiziert hatte. Wie erinnerlich, hatte ich den Weg Zambezi, Shire, Nyassa im Auge gehabt. In seinem Werke „How I found Livingstone" gibt Stanley eine glaubhaft erscheinende Darstellung, wie Ostafrika unter Benutzung des Flusses Wami als Verkehrsstraße, die uns rasch in ein gesundes Berland führen müsse, erschlossen werden könne. Ohne Anzweiflung Stanleyscher Zuverlässigkeit ordnete ich meine, nur auf dem Boden allgemeiner geographischer Kenntnisse sich aufbauenden Anschauungen der mit Sicherheit vorgetragenen Lokalkenntnis des berühmten Forschers unter, und schlug vor, die Küste gegenüber Sansibar zum Ausgangspunkt unseres Unternehmens zu machen. Die Zeit

drängte. Ein Entschluß mußte gefaßt werden. Mein Projekt wurde ja auch nicht zum erstenmal zwischen Dr. Peters und mir erörtert, es hatte jedenfalls den Anschein der Ausführbarkeit für sich. Meine lange afrikanische Erfahrung gab meinen Worten Gewicht und mein Plan gewann Anhang. Sein alleiniger Gegner blieb Peters, dieser bekämpfte ihn zunächst zugunsten seiner Idee, anlangend Sofala, die er jedoch weder mit geographischen noch mit wirtschaftlichen Gründen hinreichend unterstützen konnte. Peters wollte sich nicht beruhigen, daß sein Programm nicht widerspruchslose Aufnahme fand, und bestand darauf, noch andere Autoritäten zu Rate zu ziehen. Wir beschlossen deshalb, den durch seinen langen Aufenthalt in Südafrika bekannten Konsul Herrn v. Weber aus Dresden um eine Äußerung zu ersuchen. In einer Zusammenkunft, zu der er von Dresden nach Berlin eilte, entschied auch er sich unbedingt für meinen Gedanken. Dr. Peters konnte nunmehr seinen Widerstand nicht länger aufrecht erhalten, mein alter Plan fand einstimmigen Beifall und bedurfte nur noch der offiziellen Einbringung in unseren Sitzungen um zum Aktionsprogramm unserer Gesellschaft erhoben zu werden.

Wiewohl ich den Plan in unseren Sitzungen schon besprochen hatte, lag doch nach verschiedenen Vorgängen Dr. Peters', als dem Vorsitzenden, die Pflicht ob, die inzwischen in privaten Zusammenkünften und Unterredungen gereiften Ansichten in Gestalt von Anträgen der Gesellschaft vorzulegen, vor allem nun es sich darum handelte, deren schon endgültig beschlossenes Programm abzuändern. Ganz korrekterweise verständigte sich Peters

mit mir über diesen Punkt und erhielt ohne das geringste Bedenken meine Zustimmung, selbst den Antrag zu stellen, statt nach Mosammedes uns nach Ostafrika zu wenden.

In seinem Buche druckt Dr. Peters das Protokoll unserer Gesellschaft ab, um durch dessen Inhalt den Beweis zu versuchen, daß er auch Urheber des auf Ostafrika gerichteten Planes gewesen sei. Er tut es, nachdem schon Dr. Lange den äußerlichen Verlauf des Sachverhaltes richtiggestellt und erzählt hat, daß der Plan von mir ausgegangen sei. Ich habe es bislang nicht der Mühe wert gehalten, diese Tatsache vor der Öffentlichkeit zu betonen. Wer den Gedanken faßte, ist an sich gleichgültig, genug, daß er ausgeführt wurde. Für jeden der Beteiligten bleibt es ein erhebendes Bewußtsein, Miturheber eines großen Werkes gewesen zu sein. Wenn aber einer der Mitarbeiter sich mit dieser Tatsache nicht begnügen will, für sich den ganzen Ruhm in Anspruch nehmen möchte, den schon ein Gefühl anständiger Kollegialität ihn bewegen sollte freiwillig zu teilen, namentlich wenn neidlose Anerkennung der Leistungen anderer die eigenen Verdienste in keiner Weise schmälert, wenn ihm das Empfinden dafür abhanden gekommen ist, daß ohne das Zusammenwirken der verschiedenartigsten Fähigkeiten und Kräfte die Ausführung des Planes ganz unmöglich gewesen wäre, so wird es Pflicht der Gerechtigkeit gegen sich selbst, die Verhältnisse, soweit subjektives Empfinden das zuläßt, richtigzustellen. Dr. Peters hat selbst sehr genau empfunden, und mir nie vergeben, daß er nicht der geistige Urheber des Aktionsplanes unserer Gesellschaft war, denn von dem Augenblick an, wo dessen Ausführung beschlossen wurde, datiert seine

Stellungnahme gegen mich, die für mich um so nachteiliger fühlbar wurde, als ich von Afrika aus nicht in der Lage war, Gegenmaßregeln zu ergreifen.

Aus welchem Gefühl — wenn man das Wort Feindseligkeit vermeiden will — läßt es sich erklären, daß jetzt, nach 22 Jahren, nachdem wir seit mehr als einem Jahrzehnt einander weder gesehen haben noch in irgendwelche Berührung miteinander gekommen sind, Dr. Peters sich in so gehässiger Weise in seinem Buche über mich äußert? Kann er so blind sein, zu glauben, daß sein Urteil über Persönlichkeiten deren Charakterbild endgültig festlegt? Was bezweckt er damit, den Anschein zu erwecken, als habe meine Teilnahme an jener Expedition lediglich von seinem Willen abgehangen; als habe er überhaupt in auch nur irgend einer Form darüber zu bestimmen gehabt wer an der Expedition teilnehmen solle. Für die Herren, die damals unsere Gesellschaft leiteten, war es ganz selbstverständlich, und ich war mir dessen wohl bewußt, daß ich bei der Expedition nötig war, war ich doch der einzige unter uns, der über afrikanische Erfahrung verfügte, und was das für ein Unterfangen wie das unsrige zu bedeuten hat, wird jeder ermessen können, der jemals an einer Expedition teilnahm. Das wußte Dr. Peters selbst sehr gut, und so gern er es gesehen hätte, wäre ihm ganz allein die Leitung des Zuges anvertraut worden, mußte er, weil er jemanden brauchte, um ihn sozusagen in den dunklen Erdteil einzuführen, in den sauren Apfel beißen, mit mir gemeinsam zu arbeiten, auch auf die sichtliche Gefahr hin, jemanden zur Seite zu haben, den zum willenlosen Werkzeug herabdrücken zu können, ganz ausgeschlossen war.

Wer uns beide kennt, wird sich des Lächelns nicht erwehren können bei dem Versuch des Dr. Peters, seine Leser glauben zu machen, er habe mich als „seinen Begleiter" gewählt und ich habe mich wählen lassen.

Mit der letzten erwähnten Sitzung, sie fand am 16. September statt, war der theoretische, europäische Teil unserer Arbeiten abgeschlossen. Von jetzt ab waren wir auf unsere eigene Kraft angewiesen, aber keiner von uns kannte genau die Stelle, wo sie einzusetzen war. Der Augenblick mußte die Entscheidung darüber bringen. Man wird sich heute, nun die Kolonie deutsches Eigentum ist, kaum eine richtige Vorstellung davon machen können, welcher Entschluß dazu gehörte, sich von der Mitarbeit anderer loszulösen, sich in einem fremden, gänzlich wilden Lande auf eigene Füße zu stellen, um politisch verwertbare Erfolge zu erringen. Der moralische Schwerpunkt unserer Tat liegt nicht in der Abschließung von Verträgen mit eingeborenen Häuptlingen, nicht im Ertragen einiger Schwierigkeiten im dunklen Afrika, in der Überwindung unzivilisierter, mehr noch zivilisierter Gegner. Er liegt in der Entschlußkraft, die uns die Fähigkeit verlieh, im entscheidenden Moment nicht zu zagen, sondern ruhigen Gemütes ins Ungewisse hinauszuziehen, zwar getragen von großen Hoffnungen, aber völlig bewußt der Gefahr, sich im Falle des Mißerfolges den Fortgang der weiteren Lebenslaufbahn mindestens wesentlich zu erschweren. Klingt es da nicht wie Ironie, sagen zu müssen, daß keinem von uns der Erfolg unserer patriotischen Tat in irgend einer denkbaren Form Vorteil eingetragen hat?

Am 24. September 1884 verließen Peters und Jühlke

Berlin, am 25. ich selbst. Die wenigen Tage vor der Abreise verliefen in fieberhafter Tätigkeit, um die äußerlichen Verhältnisse der Expedition noch zu organisieren. Die Presse fiel in wahrer Wut über uns her und verurteilte von vornherein jedes Unternehmen, das von drei jungen Leuten ohne staatliche Unterstützung und Billigung unternommen wurde. Man machte England auf uns aufmerksam, und es wäre uns wohl übel ergangen, wenn die verschiedenen über uns kursierenden Nachrichten sich nicht so auffallend widersprochen hätten, daß man überall und nirgends uns auftauchen zu sehen erwarten durfte. Im letzten Augenblick ist noch ein schändlicher Verrat an uns verübt worden. In irgend einer Zeitung wurde unser Programm in allen Details ausführlich mitgeteilt und England vor uns gewarnt. Wir haben niemals erfahren können, wer sich diese schlechte Tat hat zuschulden kommen lassen. Dadurch aber, daß wir uns an verschiedenen Orten sehen ließen, Nachrichten in Zeitungen lancierten, die unsere Abreise teils nach England, teils nach anderen Ländern meldeten, gelang es, die öffentliche Meinung irrezuführen und uns aus Berlin zu entfernen, ohne daß jemand eine Ahnung von dem Aufbruch der Expedition hatte. Diese Irreführung der Presse ist ohne Zweifel ein Verdienst von Peters, der, sobald Agitation in Frage kam, sich als Meister zeigte. Peters und Jühlke reisten über Potsdam und Hannover, um sich dort von den Ihrigen zu verabschieden; mir blieb nicht die Zeit, zu gleichem Zwecke nach Schlesien zu fahren, mir lag ob, noch vieles für die Expedition in Ordnung zu bringen, ehe ich ebenfalls abreisen durfte, um mich mit Peters und Jühlke in Wien zu vereinigen. Kurz vor un-

serem Aufbruch hatte ein Kaufmann, namens Otto, gebeten, sich der Expedition anschließen zu dürfen, er wollte auf eigene Kosten in der neu zu erwerbenden Kolonie sich niederlassen und dort Handel treiben. Im letzten Augenblicke hatte ihn jedoch vermutlich eine Befürchtung erfaßt, so daß sein Vorhaben ihm zu gewagt erschien, er war am Morgen des Tages unserer Abreise nicht zu finden, und ich mußte viel Zeit verlieren, um seiner habhaft zu werden. Endlich war auch er zur Stelle und die Reise konnte beginnen. Den ganzen Tag lang hatte mich ein damals in Berlin lebender Bruder treulich unterstützt, er gab mir auch das Geleit bis zum Bahnhofe. Da ich noch nicht Zeit gefunden hatte, mich durch irgend eine Mahlzeit zu stärken, so erstand er fürsorglich ein Butterbrot und steckte es in die Tasche meines Paletots. Als ich in den Wagen einstieg, trennten wir uns, voraussichtlich auf lange Zeit, am Vorabend eines großen mir bevorstehenden Wagnisses. Im Gefühl dieser Tatsachen umarmte er mich, und wir verabschiedeten uns mit einem Kuß. Im Wagenabteil begann ich meine Gedanken zu ordnen und auf die zunächst vor mir liegende Zeit zu richten. Da bemerkte eine mir gegenübersitzende Amerikanerin zu ihren beiden, halb erwachsenen Kindern, diese Deutschen können doch nicht auseinandergehen, ohne sich „slobbering kisses" zu geben. Ich erschrak ein wenig über diese Unverfrorenheit, begann aber ohne Beachtung dieser Kritik mich in mein jetzt sehr willkommenes Butterbrot zu vertiefen. Das bewegte die Dame zu einer weiteren Betrachtung über deutsche Sitten, die in der Ansicht gipfelte, daß Deutsche doch keinen Eisenbahnzug betreten könnten ohne „to start

feeding". Jetzt wurde mir diese Kritik deutscher Gewohnheiten doch zu offenherzig, und ich wagte in artigem Tone die Frage, ob die Dame schon zu Mittag gegessen hätte. Ich erhielt ein etwas verdutztes Ja, und Ihre weiteste Reise ist gewiß die von Neuyork nach Hamburg gewesen und immer nur in „first rate Hotels" usw. Wieder fand ich Zustimmung. Nun fuhr ich fort, so haben Sie doch eigentlich kein Recht, aus dem Gebaren eines wegen übertriebener Geschäftigkeit hungrigen Mannes und aus der Verabschiedung zweier, sich auf Jahre trennenden Brüder auf die Gefräßigkeit und Sentimentalität einer ganzen Nation zu schließen. Die „Dame", die, wie so oft die Amerikaner, sich nicht vorstellen konnte, daß man in Ländern, denen das „enlightenment" fehlt, das Amerikaner für sich in Anspruch nehmen, mehr ausländische Sprachen triebe, als in Amerika, war einigermaßen verdutzt über meine Entgegnung, der ja die Freimütigkeit ebensowenig fehlte, als ihren kritischen Bemerkungen. Sie schwieg bis Dresden, wo sie den Wagen verließ. Der Bahnzug war drückend voll, und da ich anfing, die Wirkung der Arbeit der letzten Tage an meinen Nerven zu spüren, so war es unbedingt nötig, daß der mir gegenüberliegende Platz während der Nacht frei blieb, wenn ich nicht am Morgen mit starken Kopfschmerzen aufwachen sollte. Unter schweigender Zustimmung meiner Mitreisenden und begünstigt von der schwachen Beleuchtung führte ich einen schnell ersonnenen Plan aus. Ich setzte meinen kleinen Handkoffer aufrecht in die Ecke, mir gegenüber, bedeckte ihn mit meinem Überzieher, setzte eine Reisekappe oben darauf, schlug eine Reisedecke darunter, um ein Paar Beine

zu markieren und mir gegenüber saß nun ein so griesgrämlicher Passagier, als sich je einer in einem überfüllten Coupé mißliebig machte. Die andrängenden Passagiere warfen nun nur einen Blick in das Abteil, sagten gewöhnlich „schon voll“ und gingen ein Häuschen weiter. Als der Zug sich in Bewegung setzte, wanderten die Gepäckstücke wieder an ihren Platz und ich hatte Raum, meine langen Beine hinreichend zu strecken. Ohne Kopfweh und vergnügten Mutes sprang ich am nächsten Morgen in Wien heraus, hier sollte sich die ganze Expedition zusammenfinden. Wir trafen uns auf Vorschlag von Dr. Peters im „Erzherzog von Österreich“, hielten alsbald Abrechnung und ich benutzte die Gelegenheit, alle mitgebrachten Gelder in beträchtlicher Höhe an Dr. Peters abzuliefern, der von jetzt ab die Kasse führte. Wir reisten gemeinschaftlich nach Triest, um dort auf dem Dampfer „Titania“ des österreichischen Lloyd uns einzuschiffen. Es war wohl ein Anfall übermütiger Laune, der Dr. Peters zu dem Vorschlag veranlaßte, uns als Engländer auszugeben. Er selbst beherrschte die englische Sprache einigermaßen, Otto radebrechte sie im Ausdruck und Wortschatz ganz gewöhnlicher Leute, und Dr. Jühlke sprach kein Wort englisch. Da wir eine Deckpassage genommen hatten, wohin wir unserem Auftreten und Erscheinung nach gar nicht paßten, so waren wir den übrigen Mitreisenden sofort verdächtig, und wir wurden mehr beobachtet, als es sonst der Fall gewesen wäre. Vor anderen mußten wir entweder stillschweigen, oder ich mußte mich, was mir damals nicht schwer fiel, als Engländer gerieren, um den Schein unserer geborgten Nationalität aufrecht zu erhalten. Es half uns aber nichts.



Lager der Erwerbungsexpedition 1884

Eines Tages überraschte uns ein Missionar dabei, wie wir recht lebhaft in deutscher Sprache diskutierten, was Engländer untereinander für gewöhnlich nicht zu tun pflegen. In Aden mußten wir unser Schiff gegen eins der Britisch-India-Linie vertauschen, auf dem wir unter Engländern wieder zur Bekennung unserer richtigen Nationalität genötigt wurden. Ich will mit keinem Worte der Vorkommnisse klagende Erwähnung tun, über die ich schon während der Seereise mich zu beschweren hatte. Ich habe aber die Verleumdungen zurückzuweisen, die Dr. Peters in seinem Buche gegen mich vorbringt. Ich muß daher in Selbstverteidigung erwähnen, daß ich vom Augenblicke, in dem wir das Schiff betraten, den gewöhnlichsten Angriffen von seiten des Dr. Peters ausgesetzt war. Sie waren so offenbar absichtlicher Natur, daß der Zweck nicht verborgen bleiben konnte. Nichtsdestoweniger beschimpft mich Dr. Peters als illoyal, indem er behauptet, daß diese Eigenschaft meine Naturanlage sei. Unter Illoyalität pflegt man gemeinhin ideelle Untreue zu verstehen, eine illoyale Handlung ist also eine solche, die im Gegensatz zu den Gefühlen steht, die man anderen gegenüber beteuert oder zu der Haltung, zu der man sich gegenüber Menschen oder Gedanken verpflichtet hat. Ich glaube, daß es Dr. Peters schwer werden dürfte, mir auch nur eine einzige, so charakterisierbare Handlung nachzuweisen. Ich dagegen bin in der Lage, zu beweisen, daß schon während unserer gemeinsamen Schiffsreise Dr. Peters sich brieflich darüber ausgesprochen hat, daß er jetzt damit beschäftigt sei, mich zu unterdrücken, klein zu kriegen oder, wie der Ausdruck gelautet haben mag, also jedenfalls eine gegnerische Haltung mir gegen-

über einzunehmen. Diese Mitteilung habe ich von Herrn Dr. Lange, an den jene Briefe gerichtet waren; er hat mir gestattet, mich auf ihn und den Inhalt der Briefe zu berufen. Es wird eine nicht schwer zu beantwortende Frage sein, wer an dem anderen illoyal gehandelt hat, und ich kann mir die Auffassung des Dr. Peters nur erklären unter dem Gesichtspunkt, daß er es schon als illoyal empfindet, wenn jemand eine von der seinen abweichende Ansicht zu haben oder gar andere Haltung einzunehmen wagt. In welcher Weise er mich in Sansibar durch sein Auftreten verletzte, unterdrücke ich aus den angeführten Motiven, nur ein Beispiel kann ich nicht unerwähnt lassen als Illustration zu dem Begriff Loyalität. Ich hatte es in Sansibar unternommen, für eine Dhow zur Überfahrt nach dem Festlande zu sorgen. Ein Inder hatte Peters ein Fahrzeug für 65 Rupien angeboten, ich vermochte die Miete zu verhindern. In Deutschland hat Dr. Peters sofort nach seiner Rückkehr immer mit besonderer Betonung erzählt, daß ich das Fahrzeug gemietet und fünfmal zu teuer bezahlt habe. In meinem Tagebuch von damals steht der wirklich gezahlte Preis von 15 Rupien verzeichnet; ich würde gern die Abrechnung sehen, derzufolge Dr. Peters nachweisen kann, daß ein anderer, oder überhaupt welcher Preis gezahlt wurde. Geschah hier dennoch ein Versehen, so war nicht ich der Zahler, denn Dr. Peters selbst führte die Kasse. Hätte ich jedoch wirklich eine solche Verschwendung begangen, so betrug die Summe immerhin doch nur eine Kleinigkeit und fiel gegenüber den Gesamtausgaben der Expedition nicht ins Gewicht. Wozu also eine mir zugeschriebene belanglose Unvorsichtig-

keit in Vorträgen und Schriften verbreiten, wenn nicht die Absicht vorlag, mich in möglichst wenig gutes Licht zu setzen. Es würde mir leicht sein, Dr. Peters in seiner eigenen Münze heimzuzahlen, wenn ich es für anständig oder „loyal" hielte, das zu tun.

In Sansibar stand uns eine unangenehme Erfahrung bevor. Der Konsul, wenn ich nicht irre, Herr O'Swald, teilte uns mit, daß er von der Regierung beauftragt sei, uns die Expedition auf das Festland zu untersagen und uns, im Falle wir sie dennoch antreten sollten, den Schutz des Reiches zu entziehen. Aus dieser Mitteilung ging hervor, daß daheim abermals dunkle Mächte am Werke gewesen waren. Dem Auswärtigen Amte war von uns keine Mitteilung über Ziel und Zweck unserer Expedition zugegangen, die Öffentlichkeit war absichtlich irregeführt worden, man konnte uns mit demselben Rechte in Südamerika vermuten, wie in Sansibar. Irgend jemand, dem die Vorgänge im Schoße unserer Gesellschaft bekannt geworden waren, muß das Auswärtige Amt unterrichtet haben, wo wir uns zurzeit befänden. Brieflich konnte diese Weisung nicht an den Konsul gelangt sein, denn dann wäre der Brief in dem Dampfer angekommen, der uns selbst nach Sansibar brachte. Dazu hätte die Regierung von unserem Plane zu einer Zeit Kenntnis haben müssen, wo es noch möglich gewesen wäre, uns in Berlin mündlich, resp. durch Verbalnote von unserer Expedition zurückzuhalten. Der Konsul erwähnte aber, daß er die Nachricht bereits vor einiger Zeit empfangen und unsere Ankunft erwartet habe. Sie muß ihm also auf telegraphischem Wege zugegangen sein. Diese Mitteilung wirkte einigermaßen

niederschmetternd. Sollte wirklich unser ganzes Unternehmen an einem Blatt Papier scheitern? Kann das deutsche Volk immer nur dann zu einer Großtat sich aufraffen, wenn sie von der Regierung befohlen oder doch wenigstens genehmigt wird? Hier lag eine große Gefahr nahe, denn, ließen wir uns durch die nicht mißzuverstehende Drohung einschüchtern, so war es aus mit jeglicher Kolonisation in Ostafrika, dann trat England sofort an die Stelle, die wir verließen. Uns jungen Leuten hätte ein Zurückweichen vor der Autorität der höchsten Behörde des eigenen Landes nicht die vernichtende Verurteilung durch die Öffentlichkeit zugezogen, die bei Unfähigkeit der Überwindung etwaiger politischer Schwierigkeiten, oder solcher, die die Natur oder wilde Stämme uns hätten entgegenstellen können, unausbleiblich eingetreten wären. Man hätte sich weidlich über uns lustig gemacht, schließlich aber gesagt, es waren doch schneidige Kerle. Peters hätte sich als Dozent habilitiert, Jühlke wäre vermutlich in die Fußtapfen seines Vaters getreten, oder wäre Rechtsanwalt geworden und mein Leben hätte sich in einer englischen Kolonie weitergesponnen. Pathetische Beteuerungen der Unmöglichkeit das Scheitern der Expedition überleben zu können, waren daher ganz unangebracht. Aber die Gefahr der Niederlage trat an uns heran. Dr. Peters sowohl wie Jühlke ließen sich durch die Weisung des Konsuls mehr als billig niederdrücken. Beide sprachen von der Notwendigkeit, umzukehren. Sie wollten zusammen nach Chikago gehen, um dort eine Zeitung zu gründen. Otto beschloß einen längst gehegten Gedanken auszuführen und sich nach Japan zu begeben. Kurz, die Expedition lief Gefahr zu enden wie

das Hornberger Schießen. Die sich ergebenden Verhandlungen fanden in der Ecke eines großen Zimmers in unserem Hotel statt und gelegentlich meiner letzten Anwesenheit in Sansibar habe ich mir das Eckfenster jenes Gebäudes, das heute eine Bank zu sein scheint, photographiert zur Erinnerung an die damaligen folgenschweren Unterredungen, die wir daselbst führten. Dr. Peters hat natürlich jene Episode vergessen. Seinem Gedächtnis ist es gänzlich entschwunden, daß ich ihm damals recht energisch entgegengetreten bin mit der strikten Forderung, mir die Gelder der Gesellschaft zu übergeben, weil, wenn er nach Amerika gehen wolle, ich jedenfalls gesonnen sei, die Expedition weiter fortzuführen. Für ihn steht nur fest, daß er Afrika erwerben oder untergehen wußte. Auf mich machte die angedrohte Schutzentziehung keinerlei Eindruck. Ich hatte mich zehn Jahre meines Lebens ohne jeglichen Schutz des Reiches in der Welt recht wohl befunden, ja ihn niemals nötig gehabt oder entbehrt. Ich hatte die feste Überzeugung, daß wir sein Fehlen auf der Expedition auch nicht hemmend empfinden würden. Kaufmann Otto erklärte sich nach kurzer Unterredung bereit, mit mir die Expedition fortzusetzen, so daß ihr Bestand gewährleistet blieb. Ich würde niemals mich herbeigelassen haben, diese Episode der Öffentlichkeit zu übergeben. Angesichts der Darstellung, die Dr. Peters von den damaligen Ereignissen gibt und seiner abfälligen Betrachtung über meine Loyalität und meine Leistungen in einem vielgelesenen Buche, mag sie hier wiedergegeben werden als ein Beleg dafür, inwieweit Dr. Peters ein Recht hat, bezüglich der Erwerbung von Ostafrika immer nur in der ersten Person

zu sprechen, und die Charaktere anderer herabzusetzen. Mein Einspruch verhallte jedenfalls nicht ohne Wirkung. Bei seiner nicht zu bezweifelnden Begabung, eine Situation rasch zu durchschauen, erkannte Peters wohl, daß, wenn ich die Expedition trotz der Drohung der Regierung für möglich hielt, auch er sie nicht aufzugeben brauche. Diese Erkenntnis war für ihn gleichbedeutend mit dem Entschluß, die amerikanischen Pläne fallen zu lassen, und weiter zu gehen. Die Expedition bot in ihrem Verlauf wenig Erwähnenswertes außer dem, was Peters und ich schon anderwärts niedergelegt haben. Was ich angesichts der Petersschen Auslassungen über mich noch zu erwähnen ein volles Recht hätte, unterdrücke ich, weil ich keine Anklage schreibe und keinerlei Absicht habe, Peters auf dem von ihm eingeschlagenen unreinlichen Pfade zu folgen. Jedem, der afrikanisches Karawanenleben kennt, wird es einleuchten, daß auf unserem Zuge technische Schwierigkeiten nicht ausbleiben konnten. In solchen Fällen mußte es natürlich von erheblichem Nutzen sein, daß eine mit derartigen Dingen vertraute Persönlichkeit sich in der Karawane befand. Meine lange Gewöhnung an den Umgang mit dem Neger und Kenntnis seines Charakters machte es mir leicht, auch mit zentralafrikanischen Leuten fertig zu werden, in Augenblicken, die uns sonst vor schwierige Aufgaben gestellt hätten. Meine vollständige Beherrschung der Zulu- und anderer Bantu-Sprachen ermöglichte es mir, rasch einige Worte des eng verwandten Suaheli aufzulesen, so daß ich schon nach wenigen Tagen mir mit einigen Phrasen dieser Sprache zu helfen wußte. Dr. Peters zeigte wenig Talent im Umgange mit Eingeborenen, er vermag ihren Anschauungen

nicht Rechnung zu tragen und seine Herrennatur ist zu wenig biegsam, um im rechten Augenblicke nachgeben zu können. Wenn ihm keinesfalls die Fähigkeit abgeht, in gefährlichen Momenten ausschlaggebende Entschlüsse zu fassen, seine späteren Reisen zeigen das, so vermag er doch im täglichen Leben den Eingeborenen nicht zu gewinnen, weil er sich ihm weder nähern kann, noch will. Es liegt auf der Hand, daß die Anwesenheit eines mit dem Negercharakter vertrauten Mannes nicht ohne Wirkung bleiben konnte und zum Gelingen des Zuges durchaus erforderlich war. Ich brauche auf Einzelheiten nicht einzugehen, will aber betonen, daß Dr. Peters auf dieser Reise sich keine der Grausamkeiten hat zuschulden kommen lassen, deren er später gerade in bezug auf unsere erste Reise angeschuldigt worden ist. In seinem Buche erzählt Dr. Peters, ich habe mich als mißgünstiger Beobachter grollend beiseite gehalten. Daß ich mich abseits von ihm hielt, ist richtig und hatte seine guten Gründe; ich will nicht Gleiches mit Gleichem vergelten und sie hier genau auseinandersetzen. Wenn das Verhalten von Dr. Peters gegen die Eingeborenen auch ohne Grausamkeit war, so hatten doch seine sämtlichen Gefährten unter seiner brutalen Art zu leiden. Otto erklärte eines Tages, er ginge nicht weiter mit, und selbst Jühlke, ein weicher Mensch, der Peters seit Jahren genau kannte und eine wirklich rührende Freundschaft für ihn an den Tag legte, erklärte eines Tages, als ich mich zu ihm setzte, während er fiebernd in einer Hängematte ruhte, daß Peters es doch zu arg triebe. Ich darf demgegenüber jedoch folgendes nicht unerwähnt lassen. Wiewohl Peters

mit nicht wiederzugebenden Ausdrücken seine Umgebung, namentlich den Kaufmann Otto, in denkbar freigebigster Weise belegte, hat er sich niemals solche gegen mich erlaubt. Auf der einen Seite hatte er Gelegenheit gehabt, zu erkennen, daß es für seine Willkür mir gegenüber eine Grenze gäbe, andererseits gab ich ihm eben dadurch, daß ich mich ihm möglichst wenig näherte, keine Gelegenheit, sich nach seiner Art in der Form zu vergessen. Trotz aller trennenden Momente hielt die Expedition bis zum Ende zusammen, ja es traten Augenblicke ein, wo die errungenen Erfolge uns auch wieder zeitweise einander näherten, gaben uns doch die mit den Häuptlingen abgeschlossenen und von ihnen unterzeichneten Verträge Dokumente in die Hände, auf denen wir unser Unternehmen weiter ausbauen konnten. Auftauchende Zweifel, und uns allen war bekannt, wie leicht Böswillige die Erwerbungen anfechten konnte, unterdrückten wir mit mächtigem Willen, und es muß gesagt werden, daß wir alle zu Peters das Zutrauen hatten, er sei der Mann, die Dokumente in Deutschland in irgend einer Beziehung zu Wertobjekten zu stempeln. Bezüglich dieser kann ich nicht umhin, Peters in einer Beziehung entgegenzutreten. Nach seiner Darstellung haben wir anderen lediglich die Aufgabe gehabt, Zeugen seiner Erwerbung zu sein. Das ist nicht richtig. Wenn wir anderen uns seiner Führung unterordneten, so geschah das freiwillig aus der Erkenntnis, daß einer die Führung haben mußte, sollte das Unternehmen gedeihen. Wir fühlten uns ihm aber in keiner Weise untergeordnet, konnten das auch nicht sein, denn wir erhielten keinerlei Gegenleistung von irgend welcher oder

gar seiner Seite, sondern wir hatten dem Unternehmen jeder nach seinem Vermögen, geistige Kräfte und materielle Mittel zugewandt, letztere sogar in weit umfangreicherem Maße als Dr. Peters. Wir standen neben ihm als Mitunternehmer des Wagnisses und Teilnehmer des Erfolges, und wenn die Ländereien, die wir erwarben, nominell an Dr. Peters abgetreten wurden, so geschah das sicherlich nicht, weil er der alleinige Unternehmer, Ausrüster usw. der Expedition war, sondern, weil aus Zweckmäßigkeitsgründen nur einer die Gesellschaft vertreten konnte, der in Wirklichkeit das Land nun gehören sollte. Wir hätten uns damals wohl gehütet, so viel aufs Spiel zu setzen, hätte man uns gesagt, daß wir nur für Dr. Peters arbeiteten, nur als Staffage für ihn dienen sollten. Wir haben uns auch während der Expedition, in deren Verlauf wir freiwillig die Führung des Dr. Peters anerkannten, als vollständig gleichberechtigte Mitunternehmer gefühlt und niemals zum Ausdruck kommen lassen, daß die Erwerbung das alleinige Verdienst oder die alleinige Arbeit von Dr. Peters sei. Das kam ganz besonders in Muinye Sagara zum Ausdruck, wo wir die letzte, aber vielleicht bedeutungsvollste Erwerbung machten. Wir besprachen die Erfolge unserer Mission, erwogen, welche Aufnahme deren Ergebnis in Deutschland finden würde, den weiteren Ausbau des Unternehmens, die Aufgaben, die dabei jedem von uns in Zukunft zufallen sollten. Aber bei der Äußerung der Hoffnungen und Wünsche eines jeden trat die oben dargelegte Auffassung in die Erscheinung. Wohl fühlten wir, daß in Deutschland Peters an unsere Spitze gehöre, die Leitung in seiner Hand bleiben müsse, dort durfte keiner von uns sich mit

ihm messen. Aber auch er konnte nur dann unser Führer werden, wenn wir ihn freiwillig auf den Schild erhoben und diesen selbst trugen. Für uns durften wir in der neuen Organisation fordern, was uns passend erschien, und niemals gaben wir dem Gedanken Raum — noch wagte Peters je derartiges anzudeuten —, daß er oder irgendwer uns das Verlangte weigern könne. In dem Alter, in dem wir uns befanden, war es natürlich, daß wir allerhand Luftschlösser bauten und die Weiterentwicklung der Kolonie in rosigen Farben ausmalten. Wir glaubten, daß in Deutschland eine kräftige Stimmung für Kolonisation vorherrsche, daß es gar nicht aussichtslos war, Geld, viel Geld für diesen Zweck zu erhalten, alles hing nur davon ab, welchen Wert man unserer Erwerbung beimessen würde. Nach dem Telegramm, das uns im letzten Augenblick fast vom Betreten des afrikanischen Festlandes zurückgehalten hätte, durften wir nicht erwarten, in Regierungskreisen offene Arme zu finden. Im Gegenteil, wir mußten damit rechnen, daß dort unsere Gegner stehen würden, und entwarfen Pläne zu deren Bekämpfung. Diese konnte sich nur vollziehen auf dem Wege durch das Publikum, d. h. durch die öffentliche Meinung, und diese zu gewinnen, mußte unsere vornehmste Aufgabe sein. Freilich lagen auch hier die Chancen nicht besonders günstig, denn die Presse hatte unbeschadet aller kolonialen Begeisterung gerade vor uns und unserem Unternehmen gewarnt. Auf die Bearbeitung der öffentlichen Meinung mußte daher mit besonderem Nachdruck in Zukunft der Schwerpunkt unserer Arbeit gelegt werden, und alles hing davon ab, ob Dr. Peters es verstehen würde, unserem Erfolge in Deutschland Geltung

zu verschaffen, durch taktvolles Auftreten sich und unserem Werk Sympathie zu gewinnen. Wir hatten in dieser Beziehung damals volles Vertrauen zu ihm, denn wir waren zu oft Zeuge gewesen, mit welcher Leichtigkeit es ihm gelang, Stimmung für eine Sache zu erwecken, wo andere sich erfolglos bemühten. Ihm war das Talent hierzu angeboren. Wir besaßen aber noch einen mächtigen Bundesgenossen in Dr. Lange. Dieser war in seinem Blatt stets für praktische Kolonialpolitik im allgemeinen und für unser Programm im besonderen eingetreten. Wir hatten verabredet, daß er je nach der Gestalt unseres Erfolges ein in bestimmten Worten abgefaßtes Telegramm erhalten sollte. In der Zeit, die zwischen dessen Eingang und der Heimkehr von Dr. Peters verlief, hatte er reichlich Gelegenheit, das Publikum über die Art unseres Erfolges aufzuklären und Stimmung dafür zu machen. Wir verließen uns in diesem Falle ganz besonders auf den Charakter unseres Mitarbeiters und durften zuversichtlich annehmen, daß er alle Kräfte daransetzen würde, die ihm Gefolgschaft leistende Lesergruppe so für die bedeutsamen Folgen unserer raschen Tat einzunehmen, daß Dr. Peters auf einen stürmischen Willkommensgruß rechnen konnte. Getragen von einer noch so kleinen, wenn nur begeisterten Gruppe, durfte Dr. Peters es dann wagen auch ein größeres Publikum anzugehen, und er hätte nicht er sein müssen, wenn es ihm dann nicht gelungen wäre, dieses die Dinge durch seine resp. unsere Brille ansehen zu machen. Wir haben uns, in bezug auf die zuverlässige Mitarbeit von Dr. Lange, nicht getäuscht. Er hat getan was in seinen Kräften stand, um unsere Hoffnungen zu ver-

wirklichen, und wenn er auch, weil er an der Expedition nicht teilnehmen konnte, in gewisser Beziehung am wenigsten von uns allen hervorgetreten ist, so gebührt ihm auf Grund seiner, wenn auch intimeren, so doch nicht geringeren Arbeit unstreitig derselbe Anteil an dem Verdienst des Erfolges wie uns anderen. Aber mit dem Beifall der öffentlichen Meinung, so nötig wir ihn brauchten, war es nicht allein getan. Wir brauchten die Regierung. Zwar ließ sich die Möglichkeit denken, trotz der Regierung eine Art privates Handelsunternehmen zu schaffen und sich damit in volle Unabhängigkeit von letzterer auf eigene Füße zu stellen, allein diese Möglichkeit konnten wir nur in der Theorie zugeben. In dem gänzlich kontinentalen Deutschland, dem Polizeistaat, dem Lande des Bierphilistertums, war es kaum denkbar, Menschen zu derartig selbständigem Handeln zu bewegen, schon deshalb nicht, weil zur Nachahmung ähnlicher englisch-holländischer Vorgänge ganz ungeheuere Kapitalien gehört hätten. Diese für ein auf Privatinitiative stehendes Programm zu erhalten, durften wir nicht erwarten. Erst wenn das Plazet der Behörden uns allen auf die Schulter eingebrannt war, konnten wir hoffen, in den Augen unserer Landsleute als glaubwürdige Menschen zu erscheinen, mit Forderungen größerer Kapitalien vor sie zu treten wagen. Gerade hier aber standen wir zweifelnd. Wie sollten wir das Wohlwollen der Regierung gewinnen? Hatten wir doch trotz des Telegrammes das Unternehmen gewagt. Beziehungen nach oben fehlten uns fast gänzlich. Die mit höchsten Behörden in Verbindung stehenden, sich für die koloniale Sache interessierenden älteren Herren gehörten alle dem Kolonialverein an, mit dem wir

sozusagen in idealer Konkurrenz lebten. Beziehungen zur Regierung neu zu schaffen, war ungemein schwierig. Hier war unsere Achillesverse, hier waren wir sterblich. Auf diesem Punkte, das empfanden wir deutlich, versagte auch Dr. Peters. Er war nicht der Mann die Wege nach oben zu ebnen, oder da sicheren Fußes zu wandeln, wo die Gesetze geschulter Umgangsformen unerbittliche Beachtung heischten, ihre Kenntnis die Voraussetzung zur Anknüpfung persönlicher Verbindungen waren.

Immerhin waren wir nach Abschluß der Verträge mit Muinye Sagara gutes Mutes, es herrschte Eintracht und Friede unter uns, und wir versenkten uns vor Beschluß weiterer Schritte in den Genuß der Betrachtung unserer Erfolge. Daß diese nicht ohne erheblichen Kräfteaufwand errungen waren, begannen wir schon jetzt wahrzunehmen, denn trotz des Willens und des Anlasses zu Stimmungsäußerungen, ließen solche sich nur mit Anstrengung kundgeben. Irgend etwas lag uns in den Gliedern, bedrückte unser Gemüt, nagte an unseren Kräften. Dennoch entstand ein Programm. Zwei Dinge waren vor allen Dingen nötig. Wollten wir die Anerkennung unserer Verträge herbeiführen, so mußten sie nach Deutschland gebracht werden. Nicht minder wichtig war aber die Behauptung des erworbenen Besitzes. Eine Unterbrechung hierin durfte nicht stattfinden, wollten wir nicht Gefahr laufen, unsere Rechte angefochten zu sehen. In Deutschland sowohl wie in Afrika mußte je eine Zentralstelle geschaffen werden, die eine zur Finanzierung und späteren allgemeinen Leitung des Unternehmens, die andere zur Ausführung solcher Maßnahmen, die aus politischen Erwägungen von Europa aus

für nötig befunden wurden, sowie solcher, die der Charakter des Landes und seiner Bewohner erforderlich werden hieß. Wie schon oben ausgeführt, konnte nur Peters mit der Weiterführung unserer Angelegenheit in Europa betraut werden; es wurde daher beschlossen, daß er umgehend dorthin zurückkehre. Jühlke sollte ihn begleiten, um alsbald nach vollzogener Konstituierung des Unternehmens wieder herauszukommen. Er sollte dann als juristischer Vertreter der zu gründenden Körperschaft in Sansibar seinen Aufenthalt nehmen und dort die Verbindung bilden zwischen der Zentralleitung und mir, der ich im Innern des Landes zunächst die Verwaltung führen sollte.

Bezüglich dieser stellte sich uns die erste Schwierigkeit entgegen. Wie war eine Verwaltung im Lande einzuführen, welche Gestalt sollte, konnte sie haben, worauf mußte sie sich richten, ja man hatte sich zu fragen, wie sie überhaupt nur anzudeuten war. Wir dachten daran, irgend einen einflußreichen Neger mit formalen Rechten auszustatten und ihn als unseren Beauftragten einzusetzen. Allein dazu fehlte uns vor allem der Neger, der alte Muinye Sagara war zu greisenhaft, um ein solches Amt zu übernehmen, der Stamm, unter dem wir uns befanden, war entschieden ein minderwertiger, er schien kraftvolle Individuen nicht zu besitzen, vielleicht sich zu deren Hervorbringung nicht zu eignen. Den Gedanken, Araber zu verwenden, mußten wir sofort fallen lassen. Wir kamen als ihre Gegner ins Land, d. h. als Leute, die ihre eventuellen Herrschaftsansprüche bestritten und sie durch die eigenen ersetzen wollten. Zunächst durften wir ihnen vor Regelung der Besitzfrage des Landes auf diplomatischem Wege über=

haupt nicht Kenntnis von unseren Ansprüchen und Plänen geben, es war richtiger, wenn sie diese auf Umwegen erfuhren. Inder wagten sich damals noch nicht so weit in das Land, auch lag bei ihnen immer die Befürchtung nahe, daß sie statt für uns, in englischem Interesse sich bemühen würden. Die Besitzergreifung mußte aber unter allen Umständen äußerlich kenntlich gemacht werden, wollten wir uns nicht der Gefahr aussetzen, daß unsere Abwesenheit von politischen Gegnern zu unserem Schaden ausgebeutet würde. Da entschloß ich mich zu dem Anerbieten, selbst sofort an Ort und Stelle zu bleiben, um als lebender Vertreter unserer Herrschaftsansprüche diese zu wahren, wenn möglich zu erweitern. Meine lange Erfahrung unter Eingeborenen sagte mir, daß mein Entschluß ein gewagter war, denn ich sollte unter Leuten leben, deren Charakter mir fremd war, deren Sprache ich noch nicht beherrschte. Ich hatte Beispiele genug erlebt, daß einsam lebende Händler von Eingeborenen umgebracht worden waren und lange Zeit darüber verging, ehe die Tatsache zur öffentlichen Kenntnis kam. Mir fiel die Aufgabe zu, mich unter diesen mir fremden, islamitisch angehauchten, daher von Arabern leicht aufreizbaren Negern mich mit dem Gewande der Autorität zu umhüllen, ohne auch nur über das geringste Mittel zu verfügen, sie auszuüben. Wußte ich ja doch nicht einmal, ob man mich in der Ausübung meiner allerfriedlichsten Beschäftigungen, wie Hausbau usw., die mir dann oblagen, ungestört lassen würde. Es half aber nichts, wir hatten A gesagt, jetzt mußte B gesagt werden. Ein Abzug, so plötzlicher Art, wie unser Erscheinen, hätte die Nachwirkung unserer Arbeit vermindert, das Schlachtfeld muß der Sieger

stets behaupten. Mich stärkte bei meinem Wagnis der Gedanke, daß ich durch mein Verbleiben im Lande meiner Nation einen wirklichen Dienst leiste. Gelang es, unseren Erwerbungen staatliche Anerkennung zu erringen, so mußte das ganze Gebiet, auf das ich vor einem Jahre in meiner an Fabri gesandten Arbeit hingewiesen hatte, deutsch werden. Welche Aussichten eröffnete ein solches Ereignis dem deutschen Handel, welche Zukunft der Ausbreitung des deutschen Elementes auf der Erde, welchen Machtzuwachs dem deutschen Vaterlande. Mußte es nicht schließlich auch mir ein hoch bedeutsames interessantes Arbeitsfeld für mein ferneres Leben eröffnen? Trotz der Waghalsigkeit des Entschlusses habe ich dennoch niemals ein erhebenderes Bewußtsein empfunden als in jenen Tagen, wo ich erkannte, daß an meinem Leben möglicherweise der Ausgang eines der deutschen Geschichte in mancher Beziehung neue Wendungen anweisenden Unternehmens abhing. Ich durfte aber hoffen, mein Vorhaben erfolgreich durchzuführen. Mir stand eine langjährige Erfahrung im Umgange mit Negern zur Seite, ich hatte so lange einsam unter ihnen gelebt, daß ich an die Umgebung gewöhnt, keine Gefahr lief, darunter zu verniggern, sondern daß ich, wie schon früher, so auch jetzt, in allen Fällen Selbstdisziplin und damit Herrentum unter ihnen bewahren würde. Ich war mir der Gabe bewußt, in denkbar kürzester Zeit die Landessprache mir aneignen und damit Einfluß gewinnen zu können. In den unabhängigen Negerländern Südafrikas hatte ich die Kunst erlernt, mich auch im wildesten Busch bald häuslich einzurichten, denn so manches Haus, aus keinem anderen als dem vom Busch gelieferten Material

war unter meinen Händen entstanden. An Beschäftigung für den Geist würde es mir nicht fehlen, mit Spannung sah ich dem Augenblick entgegen, wo ich meine jüngst in Berlin erworbenen Kenntnisse astronomischer Ortsbestimmung und ein wenig Geologie auf die Umgegend meines Wohnortes würde anwenden können. Schließlich war ich an Entbehrungen aller Art gewöhnt, verfügte über einen eisenharten Körper und einem unbeugsamen Willen. Was wollte ich mehr? Ich hatte keinen Grund zu zagen, mein Entschluß kostete mir daher verhältnismäßig wenig Überwindung. Auch Herr Otto wurde mächtig ergriffen von der Bedeutung der durch die Verhältnisse uns schon jetzt gestellten Aufgabe. Da er auf der Reise sich aus Dankbarkeit für meine stets freundliche Behandlung ganz besonders mir angeschlossen hatte, trat er sofort auf meine Seite mit der Erklärung, daß er bei mir bleiben würde, um mich in meiner bevorstehenden Arbeit zu unterstützen. Er werde dabei später auch auf seine Rechnung kommen. Keiner von uns hätte von dem kleinen, unbedeutenden Mann einen solchen Mut, resp. Entschlossenheit erwartet, und wir hörten seine Beteuerungen einigermaßen ungläubig und erstaunt. Da er jedoch bei seinem Vorsatz beharrte, so blieb nichts übrig, als ihn gewähren zu lassen. Zu sagen hatten wir ihm nichts, er reiste auf eigene Kosten und konnte tun und lassen was er wollte. So sehr ich mich ihm gegenüber nunmehr verpflichtet fühlte, Dankbarkeit zu empfinden, so beschlich mich doch einige Beunruhigung, denn ich erkannte wohl, daß mir durch Herrn Otto eine Verantwortung erwuchs und ich genötigt sein würde, neben anderen Sorgen auch die für ihn zu übernehmen. Es ist daher erklärlich,

daß ich sein Anerbieten mit gemischten Gefühlen annahm.

Somit war jedem von uns die ihm obliegende Arbeit vorgeschrieben, jetzt hieß es, ans Werk gehen. Die Expedition trennte sich. Ich gab den beiden heimkehrenden Herren noch eine Strecke weit das Geleit, neben der Hängematte marschierend in der Peters sich tragen ließ, weil er den schwächenden Einfluß nahenden Fiebers empfand. Zwischen uns herrschte friedliche Stimmung, in mir hervorgebracht durch das Bewußtsein, gemeinsam an einem großen Ziel gearbeitet und es erreicht zu haben. Ich ahnte nicht, mit welchen Gefühlen Peters von mir zog. Als ich die scheidende Karawane verließ, und ich mich nun tatsächlich der Einsamkeit, den neuen Verhältnissen, unter mir fremden Eingeborenen gegenübersah, beschlich mich doch ein, vielleicht durch Anwandlung physischen Unbehagens hervorgerufenes Gefühl der Niedergeschlagenheit, das zu bekämpfen meine ganze Willenskraft anspannte. Es ist ein anderes, im Affekt des Enthusiasmus einen noch so wohl überlegten Entschluß zu fassen, ein anderes, nach eingetretener Ernüchterung ihn durchzuführen. Glücklicherweise war Otto, wie ich selbst, ein alter Kolonist, so daß wir uns verstehen würden in der Handhabung der Dinge, die uns zunächst bevorstanden. Ich konnte darauf rechnen, mich mit ihm zu vertragen, ich war ihm in jeder Beziehung überlegen, wußte aber, daß ich diesen Vorteil nicht mißbrauchen würde. Er war gutmütiger Veranlagung und hatte sich schon auf der Reise gern meinen Anschauungen gefügt. Ihn möglichst kameradschaftlich zu behandeln, konnte mir nicht schwer fallen, war ich doch von Südafrika

her daran gewöhnt, mich mit Leuten geringster Herkunft zu stellen. Ich verfuhr ihm gegenüber so, daß ich ihm meine schon erwogenen Pläne mitteilte, ihm Gelegenheit gewährte, sich darüber auszusprechen, in der Erwartung, daß seine Erfahrung ihm möglicherweise Besserungen eingab. In Prinzipienfragen glaubte ich auf keinen Widerstand rechnen zu sollen; er hätte auch wenig genutzt. Was war nun die nächste mir vorliegende Aufgabe? Vor allem mußte ich für menschenwürdiges Unterkommen sorgen. Aus alter Erfahrung war mir bekannt, welche Reihe von Unannehmlichkeiten in bezug auf Unreinlichkeit, Küche, Schlafgelegenheit usw. ein ständiges Zeltlager mit sich bringt. Diesem Gesichtspunkt mußte besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden, weil die kleine Regenzeit nahe bevorstand. Wiewohl sie sich mit der großen nicht annähernd messen kann, so hatte ich doch triftigen Grund, auch gegen sie alle möglichen Vorkehrungen zu treffen, sie konnte sonst unsere Gesundheit auf schwierige Proben stellen. Alle diese Erwägungen drängten zu der Notwendigkeit, mit tunlichster Beschleunigung einen zur Stationsanlage geeigneten Ort zu finden. Die Lage mußte gesund sein, reichliches und gutes Trinkwasser, sowie Baumaterial in nächster Nähe bieten, um den Bau nicht unnötig zu erschweren. Außerdem mußte die Bodenbeschaffenheit Gartenanlagen von einiger Ausdehnung zulassen, damit die Station hinsichtlich ihrer Verpflegung von den Eingeborenen unabhängig werden konnte. Als ich mir über alle diese Punkte klar geworden war, besprach ich sie mit Otto, und wir vereinbarten, sofort Streifzüge in die Umgegend zu unternehmen, um einen geeigneten Platz ausfindig zu machen. Allein es kam anders,

als wir dachten. Die körperliche Schwäche, die ich seit einigen Tagen fühlte, steigerte sich erheblich, völliger Appetitmangel stellte sich ein, so daß mir alles Essen zum Ekel wurde. Das war insofern ein Glück, als meine Vorräte europäischer Lebensmittel sehr knapp bemessen waren.

Ein junger Eingeborener, namens Kibana, ein Sohn des alten Muinye Sagara, der sich gleich von Anfang an sehr freundschaftlich zu mir stellte, nahm meinen Zustand wahr und deutete ihn richtig auf herannahendes Fieber. Er schenkte mir einen Topf Honig, um meinen Appetit anzuregen, allein so gern ich sonst diesen Leckerbissen zu mir nahm, jetzt vermochte ich nichts davon über die Lippen zu bringen. Ich überließ ihn Herrn Otto, doch dieser befand sich ebenso elend, er verzichtete auf den Genuß. Bei dieser zunehmenden Schwäche war natürlich jeder Gedanke an Wanderungen in die entferntere Umgegend unausführbar, weil mir jedoch bekannt war, daß Bewegung das einzige Mittel ist, dem nahenden Fieber entgegenzutreten, lief ich dennoch so viel umher, als meine Kräfte es irgend zuließen. Zuweilen badete ich im Flusse, allein auch das schaffte mir nicht die sonst gewohnte Erfrischung oder Linderung. Ich versuchte unter den Eingeborenen Freunde zu gewinnen. Unweit des Dorfes wohnte ein anderer Sohn des alten Muinye Sagara, diesen besuchte ich öfters und erhielt von ihm eine Ziege und einige Eier zum Geschenk. Otto und ich, angeekelt von den Konserven, zwangen uns, ein wenig von dem frischen Fleische zu genießen. Den Löwenanteil verzehrten meine ewig hungrigen Leute im Handumdrehen. Die Besuche in der Nachbarschaft mußte ich bald einstellen. Es strengte mich

ungemein an, Unterhaltung zu machen in einer Sprache, von der mir bislang nur ein geringer Wortschatz zur Verfügung stand. Bald aber wurde mir auch die Entfernung zu groß, ich konnte mich nicht mehr weiter als bis zur Grenze der das Dorf umgebenden Felder hinausschleppen. Auf diesen Wegen begleitete mich anfänglich Kibana. Er versprach, mir täglich eine Schale Milch zu geben, sie bildete lange Zeit das einzige Nahrungsmittel, das ich zu mir nehmen konnte. Otto befand sich ebenso unbehaglich wie ich. Leider war es unmöglich, ihn zu veranlassen, sich Bewegung zu machen. Er hatte sein Quartier in einer Eingeborenenhütte aufgeschlagen, die er niemals verließ. Unsere Mahlzeiten, soweit von solchen die Rede sein kann, nahmen wir nicht mehr gemeinsam ein, denn es herrschte hinsichtlich ihrer keinerlei Regelmäßigkeit; ging ich aus, so rief ich wohl in seine Hütte hinein, ihn zur Begleitung auffordernd, allein meine Schwäche gestattete mir nur selten, mich in den engen Eingang hineinzuzwängen um ihn aufzurütteln. Nur ganz gelegentlich, wenn ich einmal einen guten Tag hatte, gelang es mir, einzudringen und ihn zu sehen. Bei solchen Gelegenheiten jammerte er dann viel und verlangte Träger, um an die Küste gebracht zu werden. Wie sollte ich die wohl beschaffen? Kostete es mir doch Anstrengung genug, Herr meiner selbst zu bleiben und mich selbst nur am Leben zu erhalten. Hatte er sich ausgejammert, so sah er wohl unsere Hilflosigkeit sowie die Notwendigkeit auszuharren ein und faßte wieder Mut. Ernstliche Schwierigkeiten hat er mir wissentlich nicht verursacht. Allein die Wünsche Ottos waren nicht die einzigen, die von mir Erfüllung heischten.

Auch meine Leute beanspruchten meine Fürsorge, und zwar ohne irgend welchen Grad der Rücksichtnahme, die Otto selbst in seiner Krankheit noch bezeugte. Sie wollten verpflegt sein, und ich sollte trotz meiner Schwäche für Nahrungsmittel sorgen. Zwar zahlte ich ihnen, wie hierzulande üblich, ihren Wochenlohn in Zeugstoffen aus, allein sie erkannten einerseits meine Unkenntnis der Lokalpreise, andererseits meine Unfähigkeit, Information zu sammeln, und wären keine richtigen Niggers gewesen, wenn sie die Sachlage nicht ausgenutzt hätten, um mir höhere Löhnung abzunötigen als ihnen berechtigterweise zukam. Die einschlägigen Verhandlungen, die dem Nigger um so mehr Erholung sind, je länger sie sich ausdehnen, gereichten mir zur unsäglichen körperlichen und geistigen Plage und trugen nichts zur Linderung meines Zustandes bei. Zudem wurde jetzt die Hitze unerträglich, oder wenigstens schien es mir so. Im Zelt zu wohnen wurde unmöglich, ihm fehlte das beschattende Doppeldach, es glich daher einem Backofen. Auch ich suchte wie Otto Unterkunft in einer Hütte der Eingeborenen, konnte aber nur einen zufällig leerstehenden Ziegenstall erhalten, mehr durchzusetzen fehlten mir die Kräfte. Der Aufenthalt im Dorfe wurde meines Dafürhaltens gesundheitsgefährlich. Die von anwidernden Gerüchen erfüllte Luft atmete Miasmen, die Moskitos peinigten uns fürchterlich, sie schienen hier ganz besonders giftig und so zahlreich, wie ich sie nur an wenigen Orten der Erde gesehen habe. Wenn man auch damals den Zusammenhang zwischen Moskitos und Fieber noch nicht ahnte, so litten doch unsere Nerven so sehr unter diesen Plagegeistern, daß unbedingt unser Befinden durch sie nachteilig beeinflußt werden mußte.

Gedrängt von dieser Erkenntnis und ebenso von dem Gedanken, daß eine kräftige Anstrengung des Willens mehr als irgend etwas anderes dazu beitragen würde den verzagenden Körper zum Gehorsam zu zwingen, beschloß ich ohne Zögern und ohne weitere Platzwahl mit dem Hausbau zu beginnen, und zwar auf einem Hügel in nächster Nachbarschaft des Dorfes. Sein Gipfel lag hoch über dem Niveau des Flusses, jenseits war Raum für Gartenanlagen, Holz allein fehlte. Ich berief meine Leute zusammen und trug ihnen auf, im Busch Rundhölzer zu fällen und heranzuschleppen, diese sollten als Baumaterial dienen.

Täglich erstieg ich den Hügel, um die Arbeiten zu kontrollieren. Zum Aufseher meiner Leute hatte ich einen Mann, namens Marabu, einen ehemaligen Begleiter Stanleys auf seiner ersten Afrikadurchquerung ernannt, in der Annahme, daß er vielleicht an Tatkraft und Energie seine Landsleute ein wenig überrage. Aber selten ist der Neger etwas anderes, als das, was der Europäer aus ihm zu machen versteht. Ist er veranlagt, so kann er zu brauchbaren Leistungen in den verschiedensten Richtungen, ja sogar zu einer gewissen Selbständigkeit des Handelns gezogen werden, taugt er nichts, so wird er bei geschickter Behandlung wenigstens während der Anwesenheit des Herren, dessen Tatkraft, wenn auch abgeschwächt widerspiegeln, bei nachlassender Kontrolle aber in gedankenlose Trägheit zurücksinken. Latende Begabung aus sich selbst zu entwickeln ist dem Neger nur in vereinzelten Fällen gegeben. Was immer Marabu in der Hand eines ungewöhnlich energischen Mannes gewesen sein mag, ohne Leitung, mit der Aufsicht anderer betraut, erwies

er sich als Oberlump erster Klasse ohne mildernde Umstände. Ich vermute, daß er den Leuten im Busch etwas vorfaulenzte und daß die anderen freudig seinem Beispiel folgten. Die Arbeit des Holzfällens rückte nicht merklich vom Fleck. Mit Anspannung aller Kräfte begleitete ich deswegen die Leute einmal bis zum Schlage, allein ich überanstrengte mich dadurch und mein Zustand wurde täglich bedenklicher. Da fiel in die Zeit tiefer seelischer und körperlicher Depression ein anregendes Moment. Eines Abends erfuhr ich, es sei in unserer Nähe eine Karawane angekommen. Ich ahnte sofort, daß sie die eines englischen Missionars sein müsse, der sich mit seiner Frau nach seiner Missionsstation tief im Innern begebe. In Sansibar hatte ich die Leute kennen gelernt und für die der französischen Sprache nicht mächtigen Frau einigemale gedolmetscht. Ich freute mich der Aussicht, zivilisierte Menschen zu treffen, in einer Kultursprache reden zu können und begab mich langsamen Schrittes an die Stelle, wo sie ihr Lager aufgeschlagen hatten. Beide saßen unter einem geräumigen Zelt, und ich erhielt eine Tasse Tee mit Zucker, ein mir lange ausgegangener Artikel, der vielen Menschen wohl Luxus, mir aber direkt Lebensnotwendigkeit ist. Da ich empfand, daß ich ganz besonders ein wenig Zuckers bedurfte, um mich ab und zu wieder durch den Genuß einer Tasse Tee erquicken zu können, bat ich den Missionar, mir ein kleines Quantum zu überlassen. Nach langem Zögern willigte er ein, mir gegen ein Huhn eine Untertasse voll Zucker zu vertauschen. Ich selbst besaß kein Huhn, erhielt aber eins von dem schon öfters erwähnten Kibana geschenkt und gelangte so

in den Besitz eines wenigen des mir so nötigen Lebensmittels. Ich veranlaßte den Herrn, den kranken Otto zu besuchen, dem er eine Medizin hinterließ. Als der Missionar aufbrach, gab ich ihm noch eine Strecke Weges das Geleit. Seine Frau fuhr in einer eleganten, von zwei hintereinandergespannten Eseln gezogenen Karre, er ging nebenher und dirigierte das Fahrzeug. Nach Zurücklegung einer kurzen Wegesstrecke spürte ich wieder die schreckliche Schwäche, trennte mich von der Karawane und begab mich ins Dorf zurück. Angeregt durch die Begegnung mit Kulturmenschen, glaubte ich neue Kräfte gesammelt zu haben. Ich bestieg wieder den Hügel, um den ersten Pfahl zum Hausbau zu setzen. Allein ich hatte mir doch zuviel zugemutet, meine Kräfte überschätzt. Ein langanhaltender Ohnmachtsanfall war die Folge, währenddessen die Leute mich ins Dorf hinabtrugen. Ich habe den Hügel, um dort zu bauen oder Arbeiten zu kontrollieren, nicht wieder bestiegen. Irgend welche Arbeitsleistung und dadurch bedingte Kräfteausgabe war von jetzt ab überhaupt nicht mehr möglich, ich konnte nur darauf bedacht sein, die vorhandenen Kräfte möglichst zu schonen, damit sie den Körper gegen die ihn bedrängenden physischen und seelischen Leiden widerstandsfähig erhielten.

Mit großer Anstrengung vermochte ich meine gewöhnlichen Spaziergänge fortzusetzen, doch nahm deren Ausdehnung täglich ab. Ich wünschte mein Zelt an anderer Stelle aufzuschlagen, um dem Schmutz im Dorfe zu entgehen, mir fehlten die Kräfte, meinen Leuten den entsprechenden Befehl mit Nachdruck zu geben, ich mußte

warten, bis meine Natur sich wieder hinreichend erholt hatte.

Während dieser Tage vollzog sich ein Vorgang, der mir damals neu war, zu dem ich mich durch meinen Koch bestimmen ließ, der, wie ich mit gutem Gewissen annehmen darf, von Eingebungen reinster Selbstsucht geleitet wurde. Ich habe schon wiederholt den jungen Neger Kibana erwähnt, den Sohn des alten Muinye Sagara. Er hatte sich von Anfang an sehr nett benommen, und besuchte mich häufig, um mir fast jedesmal irgend eine Gefälligkeit zu erweisen. Entweder brachte er ein Huhn oder etwas Honig oder Fische, Bananen oder Bataten. Auch in den Arbeiten, die mir die Verpflegung meiner Leute auferlegte, leistete er mir wirksamen Beistand. Der notwendige Verkehr mit ihm ließ mich auch trotz meiner Krankheit einige Fortschritte im Kiswaheli machen, so daß es mir bald gelang, mich ohne Hilfe eines Dolmetschers zu verständigen. Mein Koch behauptete nun mit einem Male, der junge Neger wünsche Blutbrüderschaft mit mir zu machen. Ihm erzählte er wahrscheinlich, daß ich es sei, den dasselbe nicht zu unterdrückende Verlangen beseele. Den Koch bewegte, nach meiner heutigen Einsicht, weiter nichts, als der Hinblick auf die mit der Zeremonie unausbleiblich verbundene Abfütterung. Jedenfalls ließen wir uns beide überreden. Eine Ziege wurde geschlachtet, deren Milz in Asche gebraten, dann wurde jedem von uns in den linken Arm ein kleiner Einschnitt gemacht und Stücke der Ziegenmilz mit dem hervorquellenden Blut betupft. Jeder nahm dann das Fleisch mit dem Blute des anderen in die linke Hand, während er die Rechte seines Gegenübers festhielt.

Ein Verwandter Kibanas zog dann ein paar Messer hervor, die er langsam aneinander zu wetzen begann. Dann rief er mit lauter Stimme kurze Sätze, deren Sinn ich damals nicht genau verstand, die auch wohl nicht immer dieselben sind. Ihr Inhalt war ungefähr der: Wenn du Speise hast, gib deinem Bruder davon, hast du Feinde oder Freunde, so seien sie die deines Bruders, weißt du von etwas Bösem, so warne deinen Bruder usw. usw. Dann trat einer meiner Leute herzu, wetzte ebenfalls Messer und sagte ähnliche Dinge zu Kibana. Dabei wurden gegen Ende der Rede die Messer immer geschwinder gewetzt, die Stimme immer mehr erhoben, bis das Ganze mit einer Beteuerungsformel schloß, deren Sinn ich damals nicht völlig erfaßte. Dann aß jeder das mit dem Blute des anderen behaftete Fleisch. Die geschlachtete Ziege wurde unter die Anwesenden verteilt, zusammen mit großen Mengen Zukost verzehrt und mit reichlichem Pombe-Trunk heruntergespült; außerdem mußte ich 4 Doti = 16 Ellen Zeug an die Verwandten Kibanas entrichten. Damit war die Zeremonie zu Ende. Sie fand statt am frühen Morgen des 24. Dezember 1884. Ich hatte in der vergangenen Nacht ein wenig geschlafen, befand mich demzufolge etwas besser als sonst und begann mit weiterer Kräftezunahme zu rechnen. Ich wollte nun mein Frühstück, bestehend aus ein wenig Milch, die mir Kibana immer noch lieferte und Ugali, d. i. ein Brei aus Kafferhirse, zu mir nehmen, schickte aber vorher meinen Koch noch zu Otto, um ihn zu fragen, ob er sich nicht erheben und meine Mahlzeit mit mir teilen resp. ein Stück von der gebratenen Ziege haben wolle. Ali kam zurück, nach richtiger Niggersitte

hielt er die geschlossene Hand vor den Mund und sagte nur die wenigen Worte: Umsungu amekufa. Der weiße Mann ist tot. Wie ein elektrischer Schlag berührte mich das Wort. Eine entsetzliche Übelkeit überkam mich, und ich brauchte mehrere Augenblicke, ehe meine kranken Nerven so viel Fassung hatten, daß ich erwidern konnte oder zu einem Entschluß fähig war. Ich begab mich in Ottos Hütte. Er lag mit dem Rücken auf einer Kitanda, Gestell, das den Negern als Bett dient, die linke Hand über die Brust, die andere weggestreckt, vom Bett herabhängend. Auf seiner Kiste stand eine Dose amerikanischer Kirschen, die ich ihm am Abend vorher noch hineingeschickt hatte, sie waren halb verzehrt. Sein Tod muß ganz plötzlich eingetreten sein, denn noch spät in der Nacht hatte ich ihn mit ziemlich kräftiger Stimme nach Wasser rufen hören. Er war jedoch schon steif. Mund und Augen waren offen, sie zeigten das Bild des Todes in fürchterlicher Gestalt. Ich ließ ihn sofort in seine Decke hüllen und ging aus, eine Grabstelle für ihn zu bestimmen. Unfähig, lange zu gehen, wählte ich eine weitausladende Mimose, unmittelbar am Wege in der Nähe des Dorfes. An ihrem Fuße wurde ein Grab gegraben, am Nachmittag gegen 4 Uhr war alles zur Beerdigung bereit. Gern hätte ich länger gezögert, allein die herrschende Hitze ließ mich nahende Zersetzung ahnen. Der steife Körper, sorgfältig in eine große wollene Decke gehüllt, wurde auf drei Bambusstöcke gelegt und von sechs Leuten zum Grabe getragen. Ich folgte, begleitet von einer Schar neugieriger Zuschauer aus dem Dorf. Durch die mit dem Todesfall verbundene Arbeit und Aufregung hatte meine Schwäche wieder so

zugenommen, daß es mir nur mit größter Anstrengung möglich war, das nahe Grab zu erreichen. Hier angekommen, wurde der Leichnam von den Leuten geschickt und ehrerbietig langsam eingesenkt, ich trat zu Häupten, nahm meinen Hut ab, betete ein Vaterunser und wiederholte dann den Spruch: Erde bist du, Erde sollst du werden, davon du genommen bist. Dann bückte ich mich, um eine Handvoll Erde aufzunehmen und sie ins Grab zu werfen, da verließen mich meine Kräfte, meine Knie brachen unter mir zusammen, und ich wäre rettungslos auf die Leiche gefallen, wenn meine Leute nicht zugegriffen hätten, um mich zu halten. Das Grab wurde zugeworfen, mit Steinen beschwert und mit einer Hecke von Dornen bedeckt. Dann wankte ich, auf zwei Leute gestützt, zurück zum Dorfe. Kein Wunder, daß mir der Gedanke sich aufdrängte: Wenn du es wieder verläßt, so ist es auch auf drei Bambusstäben, nur wird an deinem Grabe niemand ein Vaterunser sprechen, sondern wie einen Hund werden die Niggers dich einscharren. Ich ordnete den geringen Nachlaß Ottos. Seine Uhr und wichtigsten Papiere sandte ich nach Sansibar an das Konsulat zur Weiterbeförderung an die Seinen, einige Kleinigkeiten, wie Kleidungsstücke usw., verteilte ich an Eingeborene. Mich hatte das Erlebnis furchtbar angegriffen, und die Folge war, daß es mit meinen Kräften rapide bergab ging. Ich war nicht mehr fähig, den Dingen Widerstand zu leisten, die dazu beitrugen, meine Nerven völlig aufzureiben. Der hohen Temperatur in meinem Zelt habe ich schon Erwähnung getan, diese vertrieb mich auch des Nachts in den Ziegenstall, der mir als Wohnung diente. Hier aber hatte

ich unter anderen Plagen zu leiden. Ich wurde überfallen von zahllosen Wanzen. Nicht nur steckte jeder Bambusstab des Hüttenmaterials davon voll, sondern sie schienen sich auch an beliebige, auf dem Erdboden herumliegende Gegenstände anzuklammern, mein Zelt war plötzlich von ihnen überlaufen. Ihnen gesellte sich ein anderes grauenhaftes Ungeziefer, das einem Holzbock ähnelnd, sich aber nicht wie dieser mit dem Kopfe unter die Haut eingräbt und dann zur Blase verwandelt, sondern nur beißt und sich vollsaugt. Es hinterläßt eine Geschwulst wie ein Wanzenbiß, nur viel größer und schmerzhafter. Mit solcher Gesellschaft unter meiner Decke und Wolken von Moskitos über mir war geringe Aussicht, wenigstens im Schlaf süßes Vergessen täglicher Leiden und Erholung der zerrütteten Nerven zu erlangen. Doch wie viel Kraft und Elastizität verleiht nicht unvergeudete Jugend. Endlich senkt sich ein das Bewußtsein aufhebender, dem Schlafe wenigstens ähnlicher Zustand auf die gequälten Sinne. Aber nur kurze Rast ist ihnen beschieden. Plötzlich werde ich aufgeschreckt. Eine Trommel fängt an zu klingen, nicht eine richtige Trommel, die einen Höllenlärm macht, sondern ein Ding mit klanglosem, dumpfem Ton, als ob es am Stockschnupfen litte. Es geht immer in demselben langweiligen Takt, sein letzter Ton klingt nie aus, vielleicht hindert das eine auf das Trommelfell gelegte Hand. Man wartet immer, ihn ausklingen zu hören, das spannt die Nerven auf unsagbare Folter. Im Kreise um den Trommler stehen die Dorfbewohner, groß und klein, und singen eine Weise, die Steine erweichen, Menschen rasend machen kann. Ein einziger Ton wird, solange der Atem anhält, in höchster

Fistel ausgestoßen. Läßt sich die Stimme nicht höher steigern, so schnappt der Ton über ins Falsett und wird ganz leise, er beleidigt das Ohr und zerreißt die Nerven. Tritt der Höhepunkt des Vergnügens ein, so holt sich ein zweiter Musikant ein paar Stücke Holz, die er in einem anderen Takte als der Trommler zusammenschlägt. Ein greuliches Volk, unter das mein Geschick mich verschlagen hat. Unter Negern anderer Stämme hörte man wohl einen Höllenlärm und bekäme Kopfschmerzen, die musikalischen Äußerungen dieser elenden, auch in ihren Belustigungen schwächlichen Leute, gehen den Nervensträngen nach, um sie zu zerstören.

Ich zittere und Ströme von Schweiß ergießen sich über mein Gesicht. Ich sende einen meiner Leute, um dem Spektakel Einhalt zu tun, vergeblich. Durch die Marter rasend gemacht, springe ich selbst auf, um die Trommel in tausend Stücke zu zerschlagen, den Trommler und die Sänger in den Fluß zu jagen und Ruhe zu gewinnen. Allein es bleibt nur bei einem Ansatz zum Sturmlauf, meine Schwäche erlaubt nicht mehr. Die Leute stieben zwar auseinander, aber nur, um sofort an einer anderen, unfernen Stelle von neuem zu ihrer teuflischen Vergnügung zusammenzutreten. Sie wissen ja, daß ich schwach bin wie ein Kind und ihnen nichts tun kann. Nach Mitternacht endlich ist das musikalische Bedürfnis der Leute befriedigt, sie begeben sich zur Ruhe und ich finde, daß auch bei mir die Reaktion eintritt, die überreizten Nerven beruhigen sich, ersehnter Schlaf scheint sich einstellen zu wollen. Von Erschöpfung senken sich meine Lider. Gott im Himmel, gibt es denn keine Ruhe in diesem Zentral=

afrika. Im Dorf befand sich nur eine einzige Katze, für gewöhnlich bekam man sie nie zu sehen, gerade diese Nacht aber hatte sich das Vieh ausersehen, um auch seinem musikalischen Drange zu genügen. Unmittelbar neben meinem Ziegenstall sitzt sie und singt ein wildes, sehr langes Katerschlachtlied. Weggescheucht, nimmt sie allen Schlaf mit sich, sie selbst kommt wieder. Ich stand auf, um in der frischen Nachtluft meinen brennenden Kopf zu kühlen. Kaum betrat ich das Freie, so schallt mir von dem Feuerschein eines jeden der umliegenden dorfgekrönten Hügel das heillose Getrommel entgegen, das die Nerven wieder in zitternde Aufregung versetzt. Keine menschliche Konstitution kann auf die Dauer derartige Angriffe aushalten. Zu der namenlosen, mich immer plagenden Schwäche gesellen sich Kopfschmerzen, heftiges Erbrechen und Schmerzen in allen Gliedern. So verfloß die Nacht des 31. Dezember 1884. Der kommende Morgen leitete das neue Jahr mit der Botschaft ein, Kibana könne mir die Milch nicht mehr geben, sie sei anderswo erforderlich. Ich war dadurch des einzigen Nahrungsmittels beraubt, das ich mit Behagen zu mir nehmen konnte. Die Tage verliefen jetzt eintönig und tatenlos. Ich verbrachte sie in stumpfer Gedankenlosigkeit auf meiner Kitanda. Am Abend raffte ich mich zu einem Spaziergang in der Kühle auf. Meine wahllos umherschweifende Phantasie führte mich dann wohl zuweilen zurück in das Land, dem meine frühe Jugend gehört hatte, nach Südafrika. Oft ertappte ich mich dabei, wie ich mit alten Bekannten, wie einst, politische Angelegenheiten erörterte oder Verbesserungspläne



Erstes Nachtlager der Erwerbungsexpedition 1884

für irgend ein Unternehmen entwarf. Dann wieder sah ich mich, die Büchse aufs Knie gestemmt, auf meinem Lieblingspferd über die endlose Ebene des Südtransvaals einherjagend. Gelb vom noch unabgebrannten, vorjährigen Grase, dehnt sie sich in unabsehbare Ferne, wo sie im Dunst winterlicher Jahreszeit anscheinend zerfließend, mit dem farblosen Himmel zu verschmelzen scheint. Von den leichten Wolken am Horizont kaum unterscheidbar, taucht Kopje Alleen auf, in der Richtung dahin trabt schwerfällig ein Trupp Bleßböcke, mit aufgeworfenen Köpfen die Bewegungen des Reiters verfolgend. Allmählich erglüht das Bild im Feuer der untergehenden Sonne. Die Ebene glänzt purpurn und der Horizont flammt in Gold. Ein unsagbarer Friede strahlt aus dem herrlichen Farbenspiel durch das Auge zum Herzen. Er entspringt dem Bewußtsein gewissenhaft vollbrachten Tagewerkes. Wurde dieses auch größtenteils hingebracht im Kampfe mit der Natur, so weiß diese doch stets aufs neue unser Herz zu gewinnen, indem sie allabendlich in ein Prachtgewand sich kleidet, in dessen Schmuck sie uns stets neue Reize enthüllt, uns vergessen macht, daß sie hart uns zusetzt, karg uns bedenkt, uns anfeuert zu andauerndem Ringen mit ihr um einen kleinen Teil des Inhaltes ihres unerschöpflichen Füllhornes. Langsam verglimmt die Pracht des Himmels, es dunkelt, ein leiser Nachthauch weht über die Ebene. Ich fröstele.

Jetzt ist plötzlich mein Pferd zum schwerfälligen Ochsenwagen geworden. Zu unbestimmtem Umriß verschwimmt seine Form in der Dämmerung, denn ein weites geöltes Kanvassegel ist über ihn gebreitet. Das nahe Lagerfeuer

läßt erkennen, daß unter dem Wagen das Lager aufgeschlagen ist, zugleich beleuchtet es die Gruppe der darumsitzenden Leute. Ein eigentümliches scharrendes Geräusch beweist, daß die Ochsen sich in der Nähe befinden und rasch noch einiges Gras zum Nachtmahl zu sich nehmen, sie wissen, daß sie alsbald für die Nacht an das Zugtau festgemacht werden sollen. Ich lege mich unter den Wagen und ziehe fröstelnd meine Decke über den Kopf. Da knallt der Treiber mächtig mit der langen Peitsche, und erschreckt erwache ich, um wahrzunehmen, daß irgend ein Geräusch sich in meinen Träumen zum Peitschenknall verdichtet hat, alles übrige Visionen waren, die meine Phantasie aus der Vergangenheit in die Gegenwart herzauberte. Nur das Frösteln dauerte fort, das sichere Zeichen hohen Fiebers. Statt der frischen Luft des Transvaalhochlandes umgibt mich der übelriechende Dunst des Ziegenstalles, der noch immer mein Quartier bildet.

Mit aller Energie zwang ich mich stets noch zu meinem abendlichen Spaziergang. Wie unendlich lang kam mir immer die kurze Strecke vor, die ich täglich zurücklegte. Ich pflegte bis zu einem Baume zu gehen, den die Niggers inmitten ihrer Felder nicht ausgerodet hatten, hier machte ich kehrt. Ich ordnete an, daß, falls mich das Geschick des Herrn Otto erreiche, ich unter diesem Baume begraben sein wolle, und überlegte dann, wieviel Tage verlaufen könnten, ehe ich meinen dauernden Aufenthalt hier nehmen werde. Ich erwog im stillen, ob meine Leute meiner Anweisung, mich hier zu begraben, wohl folgen, oder ob sie zu faul und unzuverlässig sein würden, mich so weit zu tragen. Es hatte sich während dieser Nachmittagsspazier=

gänge ereignet, daß ich zusammengebrochen war und nur nach sehr langer Ruhepause das Dorf wieder erreichte. Mein Diener Osmani, durch mein langes Ausbleiben beunruhigt, pflegte mir deshalb seitdem, ohne mein Wissen, in einiger Entfernung zu folgen. Am 7. Januar, als ich nur eine kurze Strecke gegangen war, erfaßte mich mit einemmal ein wunderlicher Krampf. Meine Arme drehten sich von selbst in den Schultergelenken, meine Hände krampften sich auf und zu, mein Nacken wandte und drehte sich in beängstigender Weise, die Beine versagten jeden Dienst. Mit einem Angstschrei, dem einzigen, den ich, soviel ich weiß, im Leben ausgestoßen habe, fiel ich zu Boden. Osmani lief eilig herzu, rief andere zu Hilfe, und ich wurde im Zustande tiefer Bewußtlosigkeit ins Dorf getragen. Als ich zu mir kam, fand ich, daß mir sogar das Sprechen schwer fiel, nur der Geist war klar, das Wahrnehmungsvermögen ungestört. So verbrachte ich die Tage zeitweilig bewußtlos, zeitweilig wachend, ohne meinen Ziegenstall wieder zu verlassen, bis zum 9. Januar. Da, als ich gerade einem der Leute einen Auftrag gab, fühlte ich den Krampf wiederkehren, alle Glieder streckten sich lang aus, der Kopf bog sich rückwärts, ich lag wie erstarrt. „Too late,“ sagte ich zu meinem Diener, völlig überzeugt, ich würde bald den letzten Atemzug tun. Was nun folgte, habe ich immer als ein Wunder betrachtet, denn es war wirklich Hilfe in der höchsten Not. Aus meinem lethargischen Zustande wurde ich aufgeschreckt. Ich hörte meinen Namen von einer Stimme aussprechen, die sofort den Europäer erkennen ließ. Im nächsten Augenblick fand ich mich kräftig an der Schulter gefaßt und aufgerichtet, zugleich wurde mir aus einer

Feldflasche ein sehr starkes Getränk eingeflößt. Ich hörte, wie eine tiefe Stimme im Ausdruck des Erstaunens sagte: „Nom de Dieu, quel fièvre de cheval, quel fièvre de cheval!“

Ein kräftiger Mann hatte mich in Behandlung, ein Franzose, Kapitän Bloyet, der Inhaber der belgischen Station in Kondoa. Von ihm habe ich später erfahren, daß er mich im Zustande der Betäubung gefunden hat. Ich würde das aber selbst gefolgert haben aus dem Umstande, daß ich mich durchaus nicht erinnern kann, wie er zu mir kam, was wir zunächst redeten usw. Ich weiß nur, daß er mir wiederholt zu trinken gab und öfters die oben erwähnten Worte ausrief. Bloyet bereiste die Gegend um mit seiner ihn begleitenden Frau einen hohen Berg der Nachbarschaft zu besteigen. Von den Eingeborenen erfuhr er selbstverständlich, daß ein wenig abseits seines Weges ein Europäer gestorben sei, ein anderer im Sterben liege. Hätte kein anderes Gefühl ihn bewegt, so würde seine ungewöhnlich entwickelte Rührigkeit ihn veranlaßt haben, den Tatbestand zu ergründen. Allein bei aller Tatkraft war Bloyet, wie ich später Gelegenheit hatte festzustellen, ein Mann, zwar von rauher Schale, doch von kindlichem Gemüt, der überall wo er konnte, Hilfe zu bringen bereit war. Als guter Geist waltete an seiner Seite seine Frau, eine zierliche kleine Südfranzösin. Sie begleitete ihren Mann in Männerkleidung auf allen seinen Reisen, handhabte ihren Revolver mit erstaunlicher Präzision und besaß ein ungewöhnliches Geschick in der Beherrschung der Neger.

Trotz aller dieser Eigenschaften, die mehr auf die Entwicklung der intellektuellen Anlagen als der des Gemütes hindeuteten, konnte man sich kein sanfteres weiblicheres Wesen denken. Sie hatte vor Antritt ihres Aufenthaltes in Afrika einen längeren Kursus als Krankenpflegerin durchgemacht, und mancher Afrikareisende dankt der freundlichen Pflege, die er durch Madam Bloyet auf der Station Kondoa erfuhr, Gesundheit, vielleicht das Leben, jedenfalls unvergeßliche Stunden. Ich bin Bloyets zu unauslöschlichem Danke verpflichtet, denn ohne ihr Dazwischentreten wäre ich ohne Zweifel das Opfer eines ungewöhnlich heftigen, wahrscheinlich mit noch anderen Krankheitserscheinungen verknüpften Fieberanfalles geworden. Ich habe nur Güte und Fürsorge von diesen beiden Menschen erfahren, leider jedoch niemals Gelegenheit gefunden, meinen Dank in irgend einer Form zum Ausdruck zu bringen. Solange ich der Erwerbung Ostafrikas gedenken kann, werden sie beide, als damit engverknüpfte, freundliche Erscheinungen in meiner treuesten Erinnerung weiterleben. Bloyet erwies sich für mich als der barmherzige Samariter. Er ließ mich durch eigene Leute in einer Hängematte in sein, an idyllischer Stelle am Ufer eines kleinen Baches aufgeschlagenes Lager tragen, wo ich von seiner Frau freundlich empfangen wurde und von beiden die aufmerksamste Pflege erhielt. Unter den weit ausladenden Zweigen eines mächtigen Baumes wurde mir eine saubere Lagerstelle zurecht gemacht, und immer, wenn die Sonne die schützende Schattendecke von meiner Kitanda hinwegzog, rückte Bloyet letztere eigenhändig wieder ins Kühle. Ich erhielt Chinin und für meinen Zustand geeignete Nah-

rung, die ich zu mir nehmen konnte. Madame Bloyet bereitete mir eine Art Wassersuppe, die sie „Soupe d'ivrogne" nannte und mir, da ich kaum zu irgendwelcher Bewegung fähig war, löffelweise eingab. Ich erinnere mich noch heute, wie vortrefflich dieses Gericht mir mundete und ich eine Zeitlang alle anderen Vorschläge bezüglich kräftigerer Speisen ablehnte mit der Bitte um mehr dieser vortrefflichen Suppe. Bei der ordentlichen Ernährung, der regelmäßigen Medizinierung und anderer Fürsorge, deren ich in meinem schwachen Zustande bedürftig war, erholte sich mein zäher Körper zusehends und meine natürliche Lebenslust und Schaffenskraft begann sich wieder in mir zu regen. Ich erkannte die eintretende Genesung daran, daß ich eines Tages eine hohe Bewunderung für die Schönheit der mich umgebenden Natur zu empfinden begann. Ich kann nicht den Verlauf meines Verweilens bei Bloyets schildern, es erstreckte sich über viele Tage, wurde jedoch zunächst noch einmal unterbrochen. Ich kehrte nach Wiedererlangung einiger Kräfte ins Dorf zurück, verlegte jedoch mein Zelt jetzt auf jenen Hügel, wo ich den Bau des Hauses begonnen hatte. Ich kann nicht unterlassen, eines unterhaltenden Erlebnisses Erwähnung zu tun, das mich hier befiel: Abends pflegten Hunderte von prachtvollen, großen Schmetterlingen in mein Zelt zu fliegen und das Licht in so großer Anzahl und so lebhaft zu umflattern, daß ich dessen Ausgehen befürchtete. Ich konnte mich jedoch nicht entschließen, den hübschen Tierchen etwas zuleide zu tun und ließ sie gewähren. Sie setzten sich dann an die Decke des Zeltes, wo ich die Pracht ihrer Farben in Muße bewundern konnte, und am nächsten Morgen erwachte ich

von dem rauschenden Getön, das sie mit ihren Flügeln verursachten, wenn sie versuchten den Weg aus dem Zelt ins Freie zu gewinnen. Ich gönnte ihnen jedoch gern einen Teil meiner Wohnung. Nicht so einem anderen Besucher. Eines Morgens sah ich an der Zeltdecke über mir eine tellergroße Spinne mit dichtbehaarten Beinen, vermutlich eine sogenannte Vogelspinne, sitzen. Mein Ekel vor dem greulichen Tier trieb mich rasch aus dem Bett und einer meiner Leute erlegte das Ungetüm. Während der Tage, die ich hier vorbrachte, beendeten Bloyets die Tour, die sie vorgehabt hatten. Nach ihrer Rückkehr suchten sie mich wieder auf, und ihrer Einladung folgend, wanderte ich mit ihnen ihrem Wohnsitz Kondoa zu. Ich habe dort noch viel Pflege und Erholung bei Bloyets genossen, und ihnen allein verdanke ich, daß ich aus jener Episode mit dem Leben davongekommen bin. Ich habe beide später in Sansibar flüchtig wieder gesehen, als sie wegen Erkrankung der Frau nach Frankreich zurückkehrten. In späteren Jahren versuchte ich einmal, sie in Marseille, ihrer Heimatstadt, aufzusuchen, sie schienen aber verzogen zu sein, sie waren unauffindbar. Wenige Jahre darauf erreichte mich ein Gerücht, Kapitän Bloyet habe am Panama-Kanal eine Anstellung gefunden, sei aber dort dem Fieber erlegen. Nach kurzem Aufenthalt in Kondoa begann ich wieder das Bedürfnis nach Tätigkeit zu empfinden. Bloyet war damals gerade im Begriff, eine Reihe von Ortsbestimmungen vorzunehmen, resp. solche, die er an anderer Stelle gemacht hatte, zu berechnen. Mein Interesse erwachte sofort und ich stellte mit meinen eigenen Instrumenten Parallelbeobachtungen

an, die wir so lange fortsetzten, bis sich ergebende Differenzen völlig ausgeglichen waren. Kaum ein Ort in Afrika dürfte hinsichtlich seiner geographischen Lage genauer bestimmt sein als die Station Kondoa. Als ehemaliger Schiffskapitän war Bloyet Fachmann, außerdem verfügte er über ungewöhnlich schöne Instrumente, so daß ich bei ihm manches Neue sah und lernte. Er hat mich sozusagen in den Gebrauch des Theodoliten eingeführt; meinen Aufenthalt bei ihm verdanke ich mithin nicht allein Wiedererlangung der Gesundheit, sondern auch Erweiterung meines Wissens. Es konnte nicht ausbleiben, daß die politische Zukunft Afrikas Gesprächsthema zwischen uns wurde. Das führte zu einem amüsanten Streit. Bloyet behauptete, daß nur England daran denken dürfe, sich des Gebietes, wo wir uns befanden, zu bemächtigen, weil kein anderes Land daran ein Interesse habe. Ich verneinte das, ohne mich selbst auf eine Meinung festzulegen. Natürlich verriet ich ihm nicht, daß ich sehnsüchtig auf Nachricht von Hause wartete, die mir mitteilen solle, daß Deutschland bereits Besitz ergriffen habe. Die Frage spitzte sich zu, und wir wetteten, er für, ich gegen Englands Zukunftsherrschaft in Ostafrika. Als wir uns in Sansibar wieder trafen, war die Erteilung des Schutzbriefes als weltpolitisches Ereignis bekannt und Bloyet händigte mir glückwünschend zwei Flaschen guten algerischen Muskatellerweines aus, die wir gemeinschaftlich mit Vergnügen auf das Gedeihen der neuen Kolonie ausstachen.

In die Zeit meines Zusammenseins mit den prächtigen Bloyets in Kondoa fällt das Eintreffen der Karawane, die mir Lebensmittel und Tauschartikel für Zwecke meines

weiteren Verbleibens in Usagara brachte. Ein junger Kaufmann, namens Töppen, im Begriff, für seine Firma einen Handelszug in das Innere des Landes zu machen, hatte sich bereitfinden lassen, alle die Dinge für mich mitzunehmen, deren man mich für bedürftig erachtete. Herr Töppen fand mich in Kondoa, den Zustand meiner Gesundheit erkennend, war er von zuvorkommender Besorgnis. Ich wanderte mit ihm nach Muinye Sagara zurück, als aber bei dem Übergange des Mukondogwa-Flusses meine durch den langen Marsch überanstrengten Kräfte mich verließen, sprang er hinzu und trug mich selbst durch den Fluß. Dann eilte er voraus, und als ich, viel langsamer marschierend, lange nach ihm in Muinye Sagara ankam, fand ich eine gute Mahlzeit meiner harrend. Töppen und ich sind längere Zeit zusammen gewesen, denn als ich von ihm erfuhr, daß er weiter zu gehen beabsichtige, entschloß ich mich, ihn zu begleiten, um event. eine bessere Stelle zur Anlage meiner ersten Station zu finden als das ungesunde Dorf Muinye Sagara. Meine Hoffnung wurde aber getäuscht, denn nach Verlassen des Mukondogwa-Tales betraten wir ein Hochland, das für die Zwecke, denen die erste Station dienen mußte, ungeeignet war. Außerdem entfernten wir uns immer weiter von der Küste, erschwerten also die Verbindung mit der Kultur und der Heimat. Diese Erwägungen veranlaßten mich, in das Mukondogwa-Tal zurückzukehren und nicht, wie ich gern getan hätte, Herrn Töppen bis Mpwapwa zu begleiten. Durch den Zug war jedoch meine Unternehmungslust wieder geweckt worden, und ich begann alsbald mit Eifer die Ausführung meines ursprünglichen Programms, die Umgegend

meines vorläufigen Wohnsitzes nach einem geeigneten Platz für eine Station abzusuchen.

Ich durchzog das schöne Mukondogwa-Tal nach allen Richtungen und entdeckte dabei eine an dem klaren idyllischen Sima-Fluß gelegene Stelle, die ich beschloß für meine Station zu wählen. Der Fluß beschreibt hier eine Schleife von der Gestalt eines Omega, in deren Mitte erhebt sich ein Hügel, der seinerseits wieder von den umgebenden Höhenzügen überragt wird. Das Ganze präsentiert sich als ein liebliches Tal, dessen Grund sich wohl zur Anlage von Gärten eignet, während der Wohnsitz in hinreichender Höhenlage über dem Wasser und so angelegt werden konnte, daß er immer einem frischen Luftzuge ausgesetzt war und gleichzeitig vollständigen Rundblick über das Tal gewährte. Am Flusse aufwärts fanden sich eine Anzahl ähnlicher Stellen, so daß dereinst hier in nächster Umgebung der Station eine Reihe Farmen entstehen konnten. Dieser Blick in die Zukunft rührte allerdings einige Zweifel in meiner Brust auf, denn ich war mir längst bewußt geworden, daß die hier anzulegende Station nur für den Anfang genügen, zwar den Ausgangspunkt für weitere politische Maßnahmen bilden, aber kaum jemals der Mittelpunkt einer nennenswerten Siedelung werden konnte. Jede in dieser Richtung zielende Frage konnte aber erst dann eingehender in Erwägung gezogen werden, wenn unser Okkupationsrecht anerkannt worden war. Vorläufig mußte es genügen, einen Wohnsitz zu schaffen, wo man in Muße ratschlagen konnte. Ich schritt zur Anlage. Das Material zum Hausbau fand sich an Ort und Stelle, es war daher nicht nötig, Leute umherzuschicken, um es aus der Ferne

heranzuschleppen. Der erwähnte Hügel war mit dichtem Bambusgebüsch bewachsen, der Hintergrund des Tales lieferte das nötige Stangenholz.

Da die Regenzeit herannahte, mußte ich daran denken, zunächst für mich selbst trockenes Unterkommen zu schaffen. Ich setzte daher meine beiden Zelte auf eine Stelle, die ich sorgfältig planierte und mit Abzugsgräben versah, dann errichtete ich über jedem ein Dachgestell aus Bambus, das ich mit Gras eindeckte. Da das Dach länger war als das Zelt, bildete es vor dessen Eingang eine breite Veranda. Jetzt hatte ich zwei wohnliche Räume, deren einer mir zum Arbeiten, der andere zum Schlafen diente. Unweit dieser Anlage baute ich einige Hütten zur Unterkunft für meine Leute, andere als Aufbewahrungsort für meine Waren und konnte nun erst sagen, daß ich einen Wohnsitz hatte, der, so ärmlich er sich vielleicht auch in den Augen eines kulturgewöhnten Europäers ausgenommen hätte, doch seinen Rang in der Geschichte unseres Volkes behaupten darf, da er als Niederlassung des ersten Deutschen Kolonisten sich erhob und als Wahrzeichen deutscher Herrschaft den Hügel krönte. Mir erschien er daher als prächtiger Palast. Der Bau der Anlage war noch kaum vollendet, als auf dem Rückwege zur Küste Herr Töppen wieder eintraf. Ich hatte einen Teil der Talniederung vom sie bedeckenden Gebüsch reinigen lassen, um auf dem so gewonnenen Boden Gärten anzulegen. Das geschlagene Holz war in großen Haufen zusammengetragen, so daß die heiße Tropensonne es rasch trocknete, ich konnte es jetzt als Freudenfeuer anzünden. Des Abends saßen wir dann in der Nähe der Glut und Herr Töppen, der über eine hübsche Tenorstimme verfügte,

ſang, ſtellenweiſe von mir in tieferer Stimmlage ſekundiert, die neueſten deutſchen Lieder, daß ſie von den afrikaniſchen Bergen, im tropiſchen Buſch, widerhallten. Was mag wohl das Getier der uns umgebenden Wildnis damals gedacht haben, als die feierliche, bisher niemals durch andere als ihnen gewohnte Töne unterbrochene Stille dieſes Berglandes plötzlich, zu nachtſchlafender Zeit, durch laute und anhaltende Stimmen entweiht wurde! Hier und da konnte man wohl wahrnehmen, wie irgend ein ſchlaftrunkener Affe von ſeinem Zweige, auf dem er Nachtruhe ſuchte, noch einmal emporfuhr, um durch verwundertes Grunzen ſeinen Unwillen über die unbequeme Störung Ausdruck zu geben. Gegenüber raſchelte es plötzlich zwiſchen den Zweigen, das ſichere Anzeichen, daß eine Schar Perlhühner dort nächtigte, deren eines vielleicht noch einmal den Kopf unter dem Flügel hervorzog, um ſich zu vergewiſſern, daß die mächtigen Laute nicht von irgend einem gefahrbringenden Nachtſchwärmer hervorgebracht wurden. Lautlos ſtreichende Nachtvögel ſenkten ſich raſchen Fluges zu uns nieder, geblendet von den gleißenden Flammen meines lodernden Holzſtoßes, und fern im Walde kündete das ungeduldige Schnarchen irgend eines größeren Raubtieres, daß unſer lautes Gebaren ihm die Jagd im eigenen Revier erſchwere. Herr Töppen half mir, den Reſt meiner Habſeligkeiten von Muinye Sagara nach meinem neuen Wohnort ſchaffen und verweilte einige Tage als mein Gaſt und Helfer in Simatal, ſo hatte ich meine Niederlaſſung genannt. Während dieſer Zeit war natürlich unſer politiſches Unternehmen, deſſen Ausſichten für die Zukunft, unſere Erwerbungsexpe-

dition usw. usw. fast ausschließlich der Gegenstand unserer Gespräche.

Bei der Stellung, die Dr. Peters gegen mich, auch Dritten gegenüber, und nach seiner Rückkehr zur Küste eingenommen hatte, lag für mich keine Veranlassung vor, auf ihn mehr Rücksicht zu nehmen als er mir erwies. Ich werde wohl in den Gesprächen mit Herrn Töppen nicht übergeflossen sein von Lobpreisungen über ihn und denke keinesfalls in Abrede zu stellen, daß sein Charakter von uns einer eingehenden Analyse unterzogen worden ist. Sei diese nun ehrenvoll für ihn gewesen oder nicht — sollte in letzterem Falle der Grund lediglich bei uns gelegen haben? — ich habe niemals die Bosheit gehabt, meine Ansicht über den Charakter des Dr. Peters der Öffentlichkeit zu unterbreiten.

In seinem Buche behauptet nun Peters, Töppen habe den Inhalt unserer Unterredungen in Gestalt von Briefen veröffentlicht und darin mitgeteilt, ich hätte jeden einzelnen der getanen Schritte mißbilligt, meine Hände hinsichtlich der ganzen Expedition in Unschuld gewaschen. Mir sind jene Briefe bis heute niemals zu Gesicht gekommen. Ich ahne nicht, was darin steht, trage auch nicht die geringste Verantwortung dafür. Hat aber Herr Töppen Mitteilungen gemacht, die den Petersschen Angaben entsprechen, so fällt ihm die Verantwortung dafür zu; er wird sie wohl zu tragen wissen und mag Dr. Peters sich mit ihm darüber auseinandersetzen.

Bei seiner Darstellung geht Dr. Peters wiederum von der Anschauung aus, resp. sucht er sie zu erwecken, als sei er der alleinige Urheber und Ausführer aller eingeschlagenen Schritte gewesen, seine Mitarbeiter aber

lediglich die Träger seiner Anordnungen. Das stimmt nicht, und einer solchen Auffassung oder deren Verbreitung muß im Interesse der Wahrheit energisch entgegengetreten werden. Peters war gar nicht in der Lage, Anordnungen zu treffen, resp. Schritte zu tun. Was in Europa geschehen war, war das geistige Produkt vieler, an deren Beschlüsse war er so gut gebunden, als irgend einer von uns. Hier im Lande hatte er einer gebundenen Marschrute zu folgen, von der ein Abweichen schlechterdings unmöglich war. Abweichungen dennoch anzuordnen und selbständige Schritte zu tun, dazu fehlte ihm vorderhand nicht weniger als alles, was wirklich geschah, war so gut mein Werk als das seinige, es ist daher nicht wahrscheinlich, daß ich alles, was geschehen war, gemißbilligt, meine Hände in Unschuld gewaschen hätte. Außerdem hatte Peters bereits Gelegenheit gehabt zu erkennen, daß ich nicht der Mann war, mir Anordnungen geben zu lassen wo die Berechtigung dazu fehlte, wo allein ich über die ihm fehlende uns unentbehrliche Erfahrung verfügte, wo mir in bezug auf Wagmut und Unternehmungslust ebensoviel Kraft zur Seite stand als ihm selbst.

Einen noch weniger erfreulichen Anblick als die reinen Tatsachen gewährt die ethische Seite der Angriffe von Dr. Peters auf mich. Wenn der Inhalt der Töppenschen Briefe für Dr. Peters nicht schmeichelhaft war — und das scheint er nach der Art wie jener darüber berichtet, nicht gewesen zu sein —, so ist es immerhin auffallend, daß Dr. Peters mir von diesen Briefen während der Zeit unseres Zusammenarbeitens in Deutschland niemals Kenntnis gegeben hat in der Absicht, mich

nach den Gründen meiner angeblichen Mißbilligung seiner Handlungen zu fragen und ein gestörtes Einvernehmen herzustellen. Noch auffallender aber ist es, daß er jetzt nach 22 Jahren jene Briefe plötzlich hervorsucht, wo sie weder dem Gedeihen der Kolonien dienen noch ein Licht auf deren Entstehen der Vergangenheit oder Entwicklung in der Zukunft werfen können. Wunderlich erscheint es, daß Dr. Peters heute Herrn Töppen als Kronzeugen für sich in Anspruch nimmt, den er seinerzeit heftig anzugreifen für nötig fand, von dessen Charakter er ein höchst unvorteilhaftes Bild entwarf. Welchen Zweck kann angesichts dieser Umstände Dr. Peters wohl mit seiner Erzählung verbinden? Sollten die Anschauungen des Dr. Peters über Loyalität so abgeklärt und unanfechtbar sein, daß sie, auf hohe Warte sich erhebend, maßgeblich werden für die Definition des Begriffes? Sollte er in der Lage sein, mit auch nur einem Schatten des Rechtes irgend jemandem, in diesem Falle mir, Vorwürfe zu machen über den Mangel dieser Eigenschaft? Daß Dr. Peters mich jetzt nach 22 Jahren vor der Öffentlichkeit vorwurfsvoll verantwortlich zu machen sucht für den Inhalt jener Briefe, ohne vorher eine private Auseinandersetzung auch nur versucht zu haben, ist bezeichnend für seine Auffassung des Begriffes Loyalität und — — genügend.

An dieser Stelle habe ich nunmehr der häßlichsten Anschuldigung entgegenzutreten, die Peters in seinem Buche gegen mich erhebt. Er behauptet, daß im Jahre 1896, als er wegen seiner Gewalttätigkeiten am Kilimandscharo zur Verantwortung gezogen wurde, ich meine Zeit gekommen geglaubt und den Angeber gegen ihn gespielt habe. Meine

Anschuldigungen haben sich aber als so klare Erfindungen herausgestellt, daß man sie als unwahr habe zurückweisen müssen. Der Tatbestand aus dem er den Anlaß zu so unbegründeten Verleumdungen herleitet, ist folgender. In jenem Jahre, als das Material gesammelt wurde, das zur Gewinnung eines Urteils über das Vorgehen und die Haltung von Peters in seiner Stellung als Beamter in Ostafrika dienen sollte, erhielt ich von meinem Landgericht plötzlich eine Vorladung zur Zeugenvernehmung in Sachen Peters. Ich ließ mich in eine Zwangslage versetzen, dieser Vorlage Folge leisten zu müssen, da es mir widerstrebte, über den Mann, von dem ich allerdings kaum etwas anderes als offene, mehr noch versteckte Anfeindung erfahren hatte, der doch aber immer mein Mitarbeiter in ereignisreicher Zeit gewesen war, freiwillig Aussagen zu machen, die vielleicht ungünstig gegen ihn ins Gewicht fielen. Die Vernehmung fand statt, und zwar hauptsächlich darüber, ob Peters auf unserer ersten Expedition sich Grausamkeiten gegen Eingeborene habe zuschulden kommen lassen. Ich konnte das verneinen. Zu meinem Erstaunen erhielt ich bald darauf eine zweite Vorladung, in der ich über eine Menge anderer Dinge befragt wurde, bezüglich deren ich weniger indifferent über Peters aussagen, immerhin aber doch nur solche Sachen mitteilen konnte, die bereits öffentlich gegen ihn angeführt worden waren. Damit schloß die Vernehmung. Eine Menge anderer Leute in allen Teilen des Reiches sind ebenfalls als Zeugen in der Angelegenheit vernommen worden und haben durch ihre Aussagen Dr. Peters zum Teil schwer belastet; alle diese Zeugen müßte er mithin als Denunzianten bezeichnen.

Sollte es ihm in irgendwelcher Richtung nützlich sein, mir allein in dieser Beziehung den Vorrang zu geben? Nachdem ich sein Buch gelesen, habe ich unter Beobachtung der einfachsten Gebote der Loyalität versucht, Wege zu einer Verständigung zwischen Peters und mir zu finden, um zu vermeiden, unseren kolonialen Gegnern das Schauspiel zu geben, wie wir beide, die einzigen überlebenden Mitglieder jener denkwürdigen Expedition, uns wegen Jahrzehnte hinter uns liegenden, heute unwichtig gewordenen Dingen befehden. Ich habe zuletzt durch einen uns beiden nahestehenden Herrn Dr. Peters die noch in meinem Besitz befindlichen Vorladungsdokumente zur Zeugenvernehmung vorlegen lassen, durch die er die unwiderleglichen Beweise in Händen hatte, daß ich einer unabweisbaren bürgerlichen Pflicht zu genügen hatte, von einer Denunziation mithin keine Rede sein kann. Dr. Peters hat es nicht der Ehren wert gefunden, von den Dingen andere als flüchtige Kenntnis zu nehmen, ohne einen der von mir vorgeschlagenen Schritte zu tun, seinen Irrtum, wenn ein solcher vorlag, einzugestehen oder zu berichtigen. Im Gegenteil, er versteckte sich hinter die Behauptung, ihm sei auf dem Auswärtigen Amt die Mitteilung gemacht worden, die seiner Verleumdung zugrunde liege, man könne ihn doch dort nicht getäuscht haben. Es ist merkwürdig, daß auch in diesem Falle Peters Äußerungen derjenigen Männer, gegen die er nicht scharf genug zu Felde ziehen kann, wenn sie sich gegen ihn wenden, sofort als erwiesene Tatsachen anerkennt, wenn sie ihm gegen mich verwendbar erscheinen. Ich habe auf seine Angabe hin mich mit dem Auswärtigen Amte in Verbindung gesetzt und von

dort die schriftliche Erklärung erhalten, daß meine Vernehmung auf dessen Anordnung erfolgt sei, daß ich mich nicht aus eigener Initiative in Sachen Peters den Behörden genähert habe. Mir steht hierfür auch das Zeugnis des Richters, der mich vernommen hat, zur Seite, wenngleich ihm trotz meines Ansuchens, die Genehmigung versagt worden ist, es mir in urkundlicher Form zu übergeben. Ich drucke das Schreiben der Kolonialabteilung hier ab:

Berlin, 18. April 1907.

Auf den Antrag vom 30. März d. J. bestätige ich Ew. Hochgeboren ergebenst, daß Sie ausweislich der hiesigen Akten in der Disziplinaruntersuchungssache gegen Dr. Peters lediglich auf amtliches Ersuchen als Zeuge vernommen worden sind. Der von Ew. Hochgeboren ausgesprochenen Bitte um Überlassung des diesbezüglichen diesseitigen Aktenmaterials bedauere ich nach Maßgabe der bestehenden Grundsätze nicht entsprechen zu können, ich stelle indessen ergebenst anheim, bei einer etwaigen gerichtlichen Austragung der Angelegenheit die Erteilung einer amtlichen Auskunft durch die Kolonialabteilung über die in Betracht kommenden Punkte bei Gericht zu beantragen. Was die Entbindung des Geheimrats — — von seiner Amtsverschwiegenheit anbetrifft, so könnte ich einem entsprechenden Antrage gemäß § 53 Str.-Pr.-O. erst dann näher treten, wenn seine Vernehmung als Zeuge in Frage stände.

Auswärtiges Amt (Kolonialabteilung).

Dernburg.

Wenn außerdem, wie Dr. Peters angibt, meine Anschuldigungen als unwahre Erfindungen erkannt und deshalb zurückgewiesen wurden, so setzt eine solche Behauptung voraus, daß ein Untersuchungsverfahren oder wenigstens Untersuchungsgang stattgefunden habe, um meine Anschuldigungen auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Ich kann mir nun kein solches Verfahren denken, ohne daß ich selbst dazu herangezogen werde, denn man hätte mir doch dabei Gelegenheit geben müssen, den Wahrheitsbeweis für zweifelhaft erscheinende Anschuldigungen zu erbringen. Es ist bei dem Zuschnitt nicht nur unseres richterlichen, sondern auch jedes von der Regierung geleiteten Untersuchungsverfahrens ausgeschlossen, daß ein endgültiges Urteil gefällt werde, ohne dem Behauptenden die Möglichkeit des Beweises zu geben resp. zuzuschieben. Anlangend meiner Zeugenvernehmungen in Sachen Peters hat ein solches Verfahren niemals und nirgends stattgefunden, mir ist niemals eine Mitteilung darüber zugegangen, daß in etwaige Angaben von mir irgend ein Zweifel gesetzt worden sei, noch bin ich zu irgend welcher Berichtigung aufgefordert worden. Daraus erhellt, daß ich keine Aussagen gemacht habe, deren Richtigkeit einer Prüfung unterzogen werden mußte oder unterzogen wurde. Mit dieser Tatsache fällt die innere Wahrheit der Anschuldigungen des Dr. Peters und diese werden zur Verleumdung. Denn eine solche ist die Behauptung, ich habe mich zu einem so ordinären Schritte wie eine Denunziation hinreißen lassen.

Dr. Peters empfindet es als ein schweres, ihm angetanes Unrecht, daß er fälschlich in verschiedener Richtung

beschuldigt worden ist, und kann sich nicht genug tun, seine Ankläger deswegen an den Pranger zu stellen. Wodurch unterscheidet er sich denn von seinen Verleumdern? Ihm scheint jedes Empfinden dafür zu fehlen, daß eine Verleumdung eine Verleumdung bleibt, ob sie ihn betrifft, oder von ihm ausgeht, und daß er anderen nicht tun darf, was er, wenn es gegen ihn gerichtet ist, in die Welt hinausposaunt als an ihm verübte Schändlichkeit. Ist es etwa etwas anderes, eines Tuckerbriefes, als der Denunziation beschuldigt zu werden? Den Einwand, er habe sich im Irrtum befunden, darf Peters nicht für sich in Anspruch nehmen. Hat er nicht in seinen Prozessen seinen Gegnern wiederholt vorgehalten: Ein Mensch von anständiger Gesinnung verschafft sich erst Gewißheit über den Sachverhalt, ehe er ihn in beleidigender Form der Öffentlichkeit übergibt. Da Peters aber, nachdem er Kenntnis von den Vorladungsdokumenten erhalten, nichts getan hat, seine gegen mich gerichteten Verleumdungen zu entkräften, so bleibt mir nichts übrig, als anzunehmen, er habe sie absichtlich in die Welt gesetzt, irgend eines seiner dunklen Zwecke willen. Dr. Peters hat dadurch zweierlei erreicht. Erstens, daß ich aus meiner bisher beobachteten Reserve heraustrete in einer Form, die ich gewiß nicht gewählt hätte, wäre nicht das Maß seiner Anfeindungen durch die zwecklosen, um Jahrzehnte verspäteten Anschuldigungen und böswilligen Verleumdungen zum Überlaufen gebracht worden. Er hat ferner erreicht, daß billig denkende Menschen seine eigene Methode gegen ihn gelten lassen und zunächst alles das für wahr halten werden, was seine Gegner, auch wenn sie ihre Aussagen

nicht unter juristisch unanfechtbaren Beweis stellen können, gegen ihn vorbringen.

Die Angriffe, die Dr. Peters in seinem Buche gegen mich richtet, sind plump. Wer das Buch mit einiger Aufmerksamkeit liest, entdeckt leicht, daß sie sich nicht einmal in glaubhafte Form haben kleiden lassen. Sie sind aber auch roh, denn sie dienen keinen als sachlich erkennbaren, sondern nur rein persönlichen Zwecken. Welche Schlußfolgerung ergibt sich daraus für mich? Nur eine ist möglich. Dr. Peters empfindet meine Mitarbeit bei der Erwerbung Ostafrikas als wirksame Beschränkung seiner Anstrengungen, jene Tat ausschließlich für sich allein in Anspruch zu nehmen. Da er angesichts vieler noch lebenden Zeugen meinen Anteil daran weder wahrheitsgemäß, noch in überzeugender Form in Abrede zu stellen vermag, so greift er, zwecks Beseitigung gefürchteter idealer Konkurrenz, zu dem bequemen und — hier fehlt mir ein parlamentarisch zulässiges Adjektiv — Mittel, meinen Charakter anzuschwärzen.

Nach dieser unerfreulichen, leider nötigen Abschweifung vermag ich den Faden meiner Erzählung wieder aufzunehmen. Nach Wiedererlangung meiner Gesundheit vermochte ich die Arbeiten zu leiten und zu kontrollieren. Sie vollzogen sich darum rasch, so rasch, daß die Wasagara mich zu besuchen kamen, um staunend den Fortschritt des Hausbaus zu bewundern. Masengu der älteste und Kibana der zweite Sohn Muinye Sagaras, mein Blutsbruder, besuchten mich öfters, nie aber ohne irgend ein Geschenk mitzubringen; Bananen, ein Huhn, Eier, Milch, oder irgend eine Kleinigkeit immer höchst willkommener Lebensmittel.

Eines Tages kamen beide in großer Aufregung zu mir mit der Nachricht, daß Araber aus dem großen Dorfe einige Leute als Sklaven, dazu Rinder, Ziegen und Schafe weggeführt haben, angeblich einer alten Schuld an Elfenbein halber. Ich ließ mir den Tatbestand möglichst genau auseinandersetzen und beschloß danach, zu handeln. Die Wasagara mußten erkennen, daß ihnen durch die Anwesenheit des weißen Mannes Vorteil, gegebenenfalls Schutz gegen Willkür erwachse. Jede Handlung meinerseits in dieser Richtung, mußte unsere Position kräftigen und die Wasagara in der ausgesprochenen Absicht sich unserer Staatsoberhoheit zu unterwerfen bestärken. Ich beauftragte Masengu und Kibana eine Anzahl ihrer Leute bereitzustellen, als wollen sie einen Kriegszug unternehmen; ich selbst bewaffnete alle die Meinigen mit Gewehren und begab mich unverzüglich in das Dorf, wo ich vorher gewohnt hatte. Ich ließ den Führer der Araber herbeirufen und teilte ihm mit, daß, was immer seine Forderung an den Landeshäuptling sein möge, diese nicht im Wege der Gewalt eingezogen werden dürfe, sondern vor den deutschen Konsul in Sansibar gebracht werden müsse, da wir über dem Lande die deutsche Flagge aufgezogen hätten, dieses mithin unter deutschem Recht stehe. So weit ihr Rechtsanspruch. Was indessen die Wegführung von Leuten als Sklaven anbetreffe, so müsse ihnen klar sein, daß sie sich damit gegen ein bekanntes Volksgesetz in Widerspruch setzten. Es könne mithin auch nicht einmal davon die Rede sein, daß diese Angelegenheit wegen der dadurch bedingten Verzögerung vor den deutschen Konsul gebracht würde, sondern ich selbst würde der Richter sein

und geböte sofortige Auslieferung der Leute. Im Falle der Nichtbefolgung meines Urteils würde ich die Wasasagara durch meine Mannschaft unterstützen und unverzüglich mit Gewalt gegen sie, die Araber, vorgehen. Mein Auftreten muß ziemlich energisch gewesen sein, denn die Unterredung wurde nicht, wie sonst üblich, zu peinlicher Länge ausgesponnen, die Araber erklärten sich nach kurzer Beratung bereit, meine Forderungen zu erfüllen. Nicht nur die Leute, sondern auch das fortgenommene Vieh wurde zurückgegeben, die Araber zogen grollend ab, die Wasagara trotz ihrer schlaffen Gemütsart mit lautem Ausdruck der Freude die Sache zu ihren Gunsten erledigt zu sehen. Meine Handlungsweise hatte gute Folgen. Fast täglich kamen jetzt Leute aus der Nachbarschaft, um mich zu besuchen und mir irgend eine Kleinigkeit entweder als Geschenk zu bringen oder zum Kauf anzubieten. Ich hatte Überfluß an frischen und guten Nahrungsmitteln. Was wichtiger war, auf den Höhen um mich her siedelten sich eine Anzahl Dörfer an, die vermutlich glaubten, daß sie je näher dem weißen Manne, um so näher auch seinem Schutz seien. Für mich bewirkten diese Niederlassungen, daß ich von nun ab in nächster Umgebung Arbeiter erhalten konnte, die anzuwerben sonst immer langweilige Märsche in entlegene Dörfer erforderlich machte. Die Araber aber suchten sich zu rächen. Eines Tages kam mein Diener Osmani ganz aufgeregt zu mir, auch die in der Nähe arbeitenden Leute winkte er heran und in deren Gegenwart begann er mit feierlicher Miene eine Rede. Ich bringe Nachricht, Herr! üble Nachricht! Die Araber sind in Muinye Sagara gewesen und haben dort deinen Garten

verwüstet. Ja, sie haben die Pfähle des begonnenen Hauses herausgerissen, um ihre elenden Lagerhütten damit zu bauen. Und wenn es auch nur rohe Pfähle sind, so kosten sie doch ebenso wie jeder Spatenstich, der dort getan wurde, Geld; deswegen ist alles, was dort in deinem Garten sich befindet, dein Eigentum. Und wenn ich nur diesen Stock in die Erde stecke, rief Osmani, sich immer mehr in Erregung hineinredend, aus, so ist er fremdes Eigentum, das die Araber zu respektieren haben und nicht willkürlich fortnehmen dürfen. Dann zog er ein Stück Zuckerrohr hervor, auf dessen glatter Rinde er, des Schreibens kundig, den Namen des schuldigen Arabers eingeritzt hatte. Ein Bericht über diesen unbedeutenden Vorgang fand seinen Weg in die Öffentlichkeit, und in den Hundstagen, wo die Blätter jedes Anlasses froh sind, der ihre Spalten zu füllen sich eignet, fand es der „Kladderadatsch" sehr witzig, die kleine Episode in Gestalt eines Reimes wiederzugeben mit ironischem Lächeln darüber, daß ich in einem Briefe geschrieben hatte, die Araber hätten mir meinen Garten „zertrampelt". Ich weiß nicht, ob man es sich zur Ehre rechnen muß, vom „Kladderadatsch" angeulkt zu werden, jedenfalls brachte er durch das „Klagelied" eine Frage zur Entscheidung, die während unserer Reise von Dr. Jühlke aufgestellt worden war. Angesichts der Stilübungen, zu denen wir der damaligen gegnerischen Presse als Anlaß dienten, warteten wir gespannt auf die geschraubten Wendungen, in denen sie sich vermutlich ergehen würde, wenn unser Unternehmen gelänge. Da rief Dr. Jühlke: wer von uns wird zuerst vom „Kladderadatsch" in Behandlung genommen werden? Nun mußte ich, der den Witz-

blättern am weitesten entrückte, als Versuchskaninchen dienen. Ein anderes Ereignis von einiger politischer Wichtigkeit unterbrach mein arbeitsvolles, darum genußreiches, aber einsames Leben in afrikanischer Wildnis. Meine Maßregelung der arabischen Händler war vermutlich von diesen dem Sultan nach Sansibar berichtet worden, von dort kam als Parade der Gegenhieb. Mit dem Decken meines Hauses beschäftigt, hörte ich eines Tages, wie die Leute, die ich nun schon vollständig verstehen konnte, sich darüber unterhielten, daß einige arabische Soldaten, die ich am Tage zuvor in meinem Zelte mit Kaffee bewirtet hatte, vom Sultan von Sansibar gesandt seien, um gegen unsere Flaggenhissung zu protestieren und gleichzeitig dem Muinye Sagara eine Strafzahlung abzufordern, weil er sie geduldet habe. Außerdem haben sie den Auftrag, die Großen des Landes zusammenzuberufen, um vor ihnen im Dorfe die Sultansflagge aufzuziehen.

Ich ließ die Leute ausreden. Dann begab ich mich in mein Zelt, lud sämtliche Gewehre, verteilte sie unter die Leute, die ich antreten ließ, und ohne ihnen mitzuteilen, worum es sich handele, ihnen dadurch die Möglichkeit feiger Flucht raubend, marschierte ich nach dem Häuptlingsdorfe. Unterwegs wurde ein langer Pfahl gehauen und im Dorfe in die Erde gepflanzt. Daran hißte ich die deutsche Flagge, die ich mit drei Salven aus meinen sämtlichen Gewehren grüßen ließ. Die arabischen Soldaten waren Zeugen des ganzen, unerwarteten Vorganges. Den Wasagara ließ ich durch meinen Blutsbruder Kibana die Bedeutung meiner Handlung klarmachen, gegenüber den Arabern übernahm Osmani diese Aufgabe. Die Wasa=

gara waren mit mir einverstanden und zufrieden; sie hatten schon Proben gehabt, daß ihnen meine Anwesenheit Vorteil bringe. Die Araber empfanden, daß ich ihnen den Rang abgelaufen hatte, war ich ihnen doch im Tempo zuvorgekommen. Sie verließen die Gegend, wahrscheinlich um in Sansibar erneuten Bericht zu erstatten.

Inzwischen erhielt ich auch Nachricht von den Meinen aus der Heimat. Wunderbarerweise erreichte mich nur ein einziger der vielen für mich nach Sansibar gesandten Briefe, auf die in dem einen, den ich erhielt, Bezug genommen wurde. Am willkommensten aber und hocherhebend war die Nachricht, daß Se. Majestät der Kaiser unserem Unternehmen seine Billigung erteilt, uns für die fünf erworbenen Landschaften einen Schutzbrief verliehen habe. Jetzt war die Unterlage für wirkliche Kolonialpolitik, richtiger: Kolonialwirtschaft gegeben, jetzt stärkte mich das Empfinden, daß ich nicht mehr nötig hatte, hinter alle meine Arbeiten ein Fragezeichen zu setzen. Das Geschehene war Geschichte geworden, es durfte ausgebaut werden. Daran sollte es nicht fehlen. Ich wußte genau, was ich wollte; die Frage war nur, ob ich das Gewollte auch können würde. Meiner Hoffnung wuchsen neue Flügel, mein Mut saß wieder hoch zu Roß, und wie ich so oft im Leben Gelegenheit gehabt habe, wahrzunehmen, daß der Körper schließlich doch nur Untertan des Geistes ist, jedenfalls in weit höherem Maße als man gewöhnlich annimmt dazu gemacht werden könnte, so bemerkte ich auch jetzt, daß sich mein Gesundheitszustand erheblich besserte von dem Augenblick an, wo ich der Ungewißheit über die politische Zukunft unseres Unternehmens überhoben war.

Meine Erwägungen hinsichtlich der ersten zur Erweiterung des bereits gewonnenen Raumes erforderlichen Handlungen nahmen ungefähr folgende Formen an. Unsere Expedition hatte ausschließlich der Besitzergreifung gedient, neuer Erfolg konnte nur in der Schaffung weiterer politischer Unterlagen gesucht werden. Kolonialwirtschaftlichen Unternehmen mußte irgend eine Finanzierung vorausgehen, sie gehörten daher der Zukunft an. Meine Station konnte deswegen nur zwei Zwecke erfüllen. Einmal den, die in dem Lande errichtete deutsche Herrschaft zu bekunden, ferner in Zukunft eintreffenden Beauftragten in eigener Niederlassung vorläufige Unterkunft zu gewähren, bis eine Entscheidung über die Art ihrer Tätigkeit sich hatte herbeiführen lassen. Zur Erfüllung des ersten Zweckes genügte eine Station in jeder beliebigen Gegend, sobald die Übernahme der politischen Herrschaft seitens Deutschlands ausgesprochen war, wurde er überhaupt überflüssig. Um den letzteren Zweck wirksam erfüllen zu können, hätte die Station eigentlich viel näher an der Küste liegen müssen, brauchte man doch von da fast drei Wochen, um Simatal zu erreichen. Es war also durchaus nötig, unfern der Küste eine Gegend von gesunder Lage zu finden. Da zu jener Zeit an eine lediglich politische Herrschaft in unserem Lande nicht gedacht werden konnte, uns allen vielmehr durchaus der Gedanke an eine Erwerbsgesellschaft mit Hoheitsrechten nach dem Muster der anglo- und der niederländisch-indischen Kompagnien vorschwebte, so mußte meines Erachtens die zu suchende Gegend auch die Möglichkeit der Anlage von Pflanzungen größeren Stiles gewähren. Ebenso mußte sie

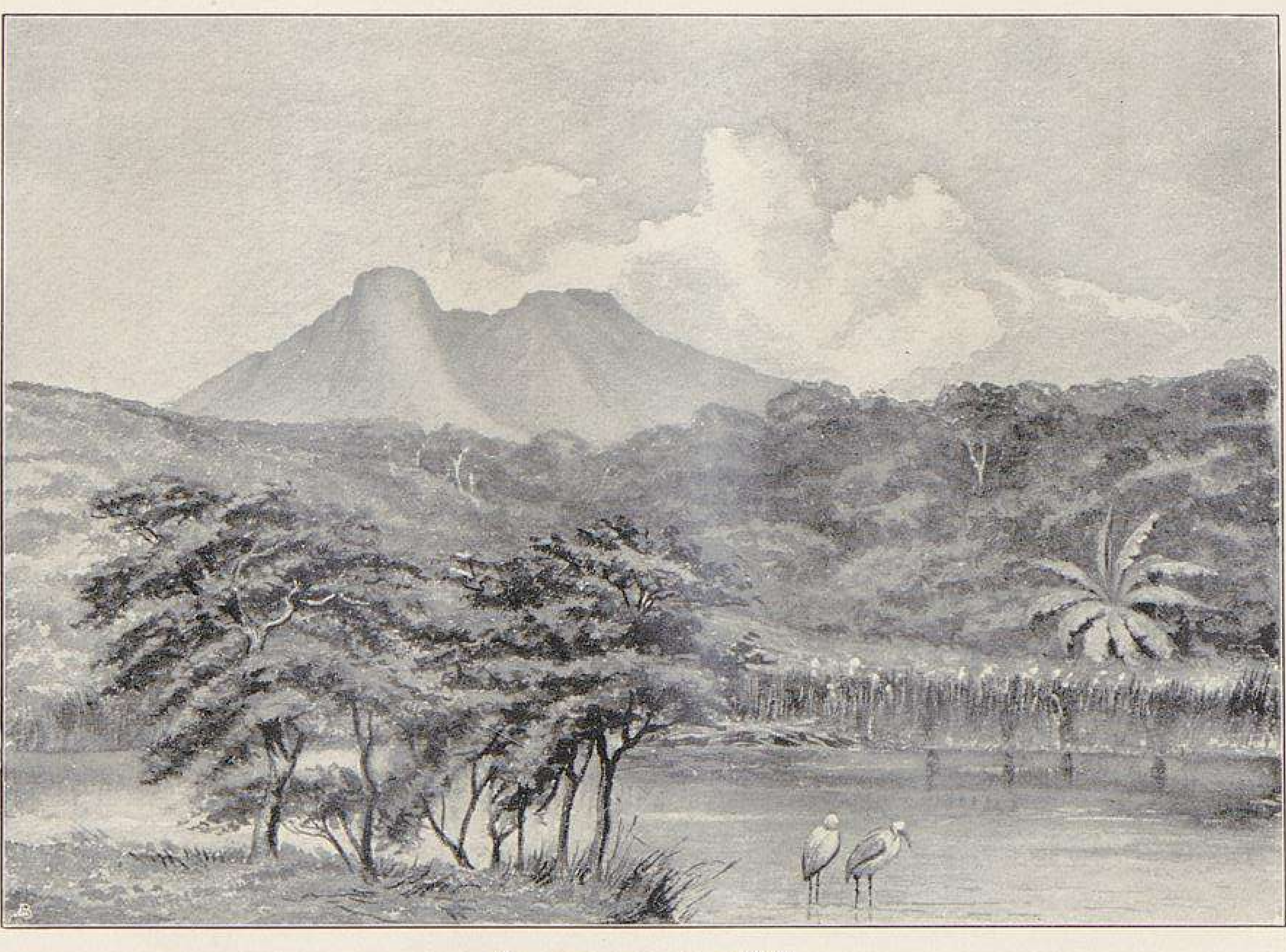
eine gewisse Bevölkerungsdichtigkeit aufweisen, damit sich alsbald Handelsbetrieb in südafrikanischer Art einleiten ließe. Aus Plantagenbetrieb und Handel sollten im Laufe der Zeit die Mittel fließen, die, wie wir hofften, unserem Unternehmen eine ebenso hohe wirtschaftliche wie politische Bedeutung geben sollten, wie sie unseren englischen und niederländischen Vorbildern in früheren Jahrhunderten zu eigen gewesen war. Mich reizten in erster Linie die wirtschaftlichen Aufgaben. Hatte ich doch in Südafrika gesehen, wie ihnen gegenüber die politischen vollständig verblaßten. Das ausgedehnte Land, in dem wir uns befanden, sollte nach Stanley in dem Wamiflusse eine bis in ein Gebirgsland führende Wasserstraße besitzen. Auf unserer Reise hatten wir uns überzeugen können, daß Stanley sich mindestens geirrt hatte. Der Wami erwies sich trotz seines imposanten Unterlaufes in einiger Entfernung von der Küste nur als ein größerer Bach. Mir aber ging der Gedanke an eine brauchbare Wasserstraße nicht aus dem Sinn, und ich glaubte annehmen zu sollen, daß der seiner Länge und seinem Einzugsgebiete nach entschieden bedeutende Rufidji einen fahrbaren Wasserweg darstellen müsse. Ferner glaubte ich mich zu erinnern, daß er in nicht allzu großer Entfernung von der Küste einen Höhenzug durchbreche, dessen Abhänge vielleicht dicht bewohnt waren und möglicherweise die Bedingungen erfüllten, die ich vorhin in bezug auf die Anlage von Pflanzungen gestellt habe. Ich erachtete es deswegen als meine erste Pflicht, die jenem Strom benachbarten Gebiete für uns zu erwerben, um mit dem Flußlauf einen bequemen Zugang in das Innere unseres Landes

zu gewinnen. Mein Plan erstreckte sich aber weiter. In seinen Umrissen habe ich ihn schon dargelegt gelegentlich der Erwähnung des an Fabri gesandten Programms. Jetzt wollte es vielleicht das Geschick, daß ich selbst dessen Ausführung in die Hand nahm. Diesem nach mußte ich mit möglichster Geschwindigkeit die Seen zu erreichen streben, um unser Gebiet bis zu deren Ufer auszudehnen. Weiter durfte ich vorderhand nicht denken. Bei der Ausführung dieser Pläne würden sich, das war zu erwarten, eine Anzahl Probleme von selbst ergeben, an deren Lösung wir später herantreten konnten. Im Augenblick war ich noch außerstande, Expeditionen von dem erforderlichen Umfange auszuführen, dazu fehlten die nötigen Mittel und Waren. So sehr mich die größere Tätigkeit lockte, zunächst war mir meine Pflicht genau vorgeschrieben und ich widmete mich ihr mit allem Eifer in dem Ausbau meiner Station. Da erreichte mich eines Tages ein Telegramm aus Berlin, unterzeichnet von Peters, in dem ich zum Antritt der Nyassa-Reise aufgefordert wurde. Peters möchte in seinem Buche gern wiederum den Anschein erwecken, als habe er all die hier vorgetragenen Erwägungen auch allein gedacht, als sei das anderen als ihm unmöglich gewesen, als sei ich hinsichtlich der nächsten Schritte, die ich tat, lediglich das blind ausführende Organ seines Willens und Geistes gewesen. Die Pläne, die ich vorgetragen habe, waren jedoch zwischen Peters und mir vielfach Gegenstand der Erörterung gewesen, und zwar in jedem Falle von mir ausgehend. Über so bedeutende Gaben Peters auch verfügt, in allen Dingen, die sich auf unsere praktische Tätigkeit in den neuerworbenen Ländern bezogen,

hatte er damals nicht weniger als alles zu lernen; gern hörte und adoptierte er meine Ansichten in voller, instinktiver Erkenntnis, daß sie in jeder Beziehung geeignet waren, die großen Gesichtspunkte zu fördern, die ihm damals hinsichtlich dessen, was er selbst in Deutschland zu erreichen gedachte, vorschwebten. Sein Telegramm, dessen Wortlaut durchaus gleichgültig war, enthielt mithin nicht die Weisung zur Ausführung eines von ihm erdachten Planes, sondern lediglich die Mitteilung, daß jetzt die erforderlichen Mittel vorhanden seien, weitere Schritte zur Ausführung des von mir entworfenen, zwischen uns vereinbarten Programmes wagen zu können. Wäre das Gegenteil der Fall gewesen, hätte mir Peters lediglich den Auftrag erteilen können, seine von ihm ausgearbeiteten Leitgedanken auszuführen, so hätte er doch in irgend welcher Richtung ihren Inhalt wenigstens annähernd mir angeben, für die Form der Ausführung Sorge tragen müssen. In dieser Beziehung hatte ich jedoch alles allein zu organisieren. Zwar hatte ich durch Herrn Töppen einige Waren erhalten, jedoch nicht annährend die Menge oder Gattung, die für eine lange Expedition in die Seeregion nötig war. Im vollen Bewußtsein, daß die Form des Telegrammes durchaus nicht bindend für mich sein konnte, ja, daß jeder meiner Schritte in Berlin gutgeheißen werden mußte, weil niemand in der Lage war, mich auf Grund irgend welcher Sachkenntnis zu kritisieren, ich aber die Notwendigkeit der Art meines Handelns vollauf begründen konnte, beschloß ich, zu tun, was ich für das Richtige hielt. Ich organisierte eine kleine Karawane, mit der ich an die Küste zog, um in Sansibar mich, so wie es nötig war, für

die große Nyassareise auszurüsten. Allerdings sollte der Weg nicht in gerader Linie gehen, sondern ich beabsichtigte, in Verfolgung meiner oben dargelegten Erwägungen, mich zum Rufidji zu begeben, mit den Häuptlingen der durchzogenen Landschaften Verträge abzuschließen und dann den Fluß im Kanoe hinabzufahren, um ihn auf seine Schiffbarkeit zu untersuchen. Nachdem der Plan hinlänglich überlegt und gereift war, beschloß ich, unverzüglich zu handeln. Ich stand damit vor der Notwendigkeit, meine mir liebgewordene Station zu verlassen. Jetzt erst erkannte ich, wie sehr mir diese ans Herz gewachsen war. Ich hatte inmitten der Wildnis eine Heimstätte geschaffen, die, so bescheiden sie sein mochte, doch immer dem Werk meiner Hand ihren Ursprung verdankte. Jeden Balken des Hauses, das keinen Nagel enthielt, hatte ich selbst gefügt, ja selbst im Walde ausgesucht. Der Ort sollte der Ausgangspunkt weiterer Kulturentwicklung werden, den Mittelpunkt bilden, um den sich deutsche Herrschaft gruppierte und war sozusagen als Hauptstadt des neuerworbenen überseeischen Reichsgebietes anzusehen. Daß ich hier viel gelitten hatte, körperlich und seelisch, machte mir die Trennung nicht leichter, ist es doch eine alte Erfahrung, daß man sich da am meisten gefesselt fühlt, wo man den schwersten Widerstand zu überwinden hatte. Waren doch die Arbeiten und Pläne auf meiner Station mit mir gewachsen, jetzt sah ich im Geiste, wie sie ein anderer, vielleicht in abweichendem Sinne, weiterführen, möglicherweise sie zerstören würde. Allein den Erwägungen des Gemütes durfte angesichts der großen noch bevorstehenden Aufgaben keine Rechnung getragen werden, die Zeit fried=

licher, schöpferischer Arbeit war vorüber, der Kampf um Erwerb und Herrschaft forderte mich wieder in die Schranken. Für meine Station trug ich in der Weise Sorge, daß ich sie meinem Diener Osmani übergab. Dieser, ein Mann von den Komoren, hatte sich stets als ein verständiger Mensch erwiesen, er schien mir für die Aufgabe geeignet. Ich fertigte Listen der unter seiner Obhut verbleibenden Waren und Geräte an, die er in arabischer Schrift kopieren mußte. Ich legte ihm meine Gärten ans Herz und trug ihm auf, die der Reife entgegensehende Ernte von Bohnen, Bataten, Mtama usw. einzubringen, soweit sie den Bedarf überstiege, sorgfältig aufzubewahren, oder gegen Hühner, Ziegen oder Schafe zu verkaufen. Ausgaben sollte er nicht machen, sondern Anschaffungen, soweit sie erforderlich waren, zunächst mit Versprechungen und Hinweisungen auf mich bezahlen. Damit war mein Haus bestellt, ich konnte mich meiner Karawane zuwenden. Auf irgend eine mir nicht mehr erinnerliche Weise war ich in den Besitz eines kleinen arabischen Zeltes gekommen, dieses sollte mir bis zur Küste dienen, weil meine europäischen Zelte für gewöhnlichen Gebrauch in der Karawane zu groß und schwer waren. Für den Unterhalt meiner Leute während der Reise hatte ich genug Waren — für mich selbst bedurfte ich nichts Besonderes, ich war damals noch hinlänglich daran gewöhnt, mich mit den Nahrungsmitteln der Eingeborenen abzufinden. Wieder im Besitz einiger Munition, durfte ich hoffen, daß der Busch ab und zu einen Braten liefern würde. Geeignete Träger zu finden war meine Hauptsorge. Dieser wurde ich jedoch rasch überhoben, denn kaum verlautete



Panorama vor dem Zelt

in der Nachbarschaft, daß ich zur Küste zu reisen beabsichtigte, so trat die Nachwirkung meines den Wasagara gegen die Araber geleisteten Beistandes ein, demzufolge sich weit mehr Leute meldeten, als ich überhaupt mitnehmen konnte. Ich warb etwa 20 Mann und teilte sie wie gewöhnlich in zwei ungleiche Gruppen, deren größere die Waren und Tauschartikel, die andere die meinem persönlichen Bedürfnis dienenden Dinge zu tragen hatten. Bei der Organisation der Karawane kam mir der Zufall wunderbar zu Hilfe. Unter den Leuten, die ich für meine Stationsarbeiten angeworben hatte, hoben sich zwei von den anderen durch hervorragende Eigenschaften ab. Der eine, schon ältere, namens Makutubu, war ein Mann von Überlegung und Weltklugheit. In allen wichtigen Fragen appellierten die Leute an sein Urteil, das er stets mit Vorsicht und wirklicher Wägung der Verhältnisse abgab. Ihn ernannte ich zum Karawanenchef oder wie der Ausdruck in der Karawane lautet, zum Mnyampara. Mit ihm pflegte ich solche Dinge zu beraten, die in irgend welcher Beziehung zu der Aufgabe meiner Reise standen. Er führte die diplomatischen Verhandlungen mit den Häuptlingen, deren Gebiete wir durchzogen, mit denen wir Verträge abzuschließen beabsichtigten, er hielt mich über die Stimmung in der Karawane unterrichtet. Der andere Mann, Juma, besaß ein viel lebhafteres Temperament, war vielleicht der energischere von beiden. Ihm übergab ich den inneren Dienst der Karawane. Er hatte für die wöchentliche Verteilung der Stoffe zu sorgen, mit denen die Leute sich ihre Nahrung kauften. Er mußte den Lagerplatz aussuchen und die Aufrichtung meines Zeltes über-

wachen. Streitigkeiten der Leute hatte er beizulegen, erst wenn es ihm nicht gelang, durfte er sie mir vortragen. Wenn er infolge seiner energischen Lebhaftigkeit vielleicht größere Autorität bei den Leuten hatte, so besaß Makutubu in höherem Grade ihr Zutrauen. Jedenfalls hatte ich in beiden eine vortreffliche Wahl getroffen, beide haben mich auf allen meinen Expeditionen in Ostafrika begleitet. Jeder Europäer, der mit Negern zu tun hat, erhält schon nach kurzer Zeit einen Namen von ihnen, der von ihrer vorzüglichen Beobachtungsgabe und ihrem Witz Zeugnis ablegt. Immer sind diese Namen der Hinweis auf irgend eine markante Eigenschaft ihres Trägers, auf den sie sogar nicht selten eine treffende Satire enthalten. Ich erhielt den meinen von Juma, der sich dabei statt des reinen Suaheli, einer Wendung im Dialekte der Wanyamwezi bediente. Meine Leute empfanden, daß ich sie gut behandelte, hatten aber vielleicht gerade deswegen großen Respekt vor einem mir eigenen strengen Blick. Juma prägte deswegen den Namen „Mkali wa Misso", d. h. der mit den zornigen Augen, das sollte im vorliegenden Falle heißen, einer der nie in Handlungen, sondern nur mit den Augen zornig ist. Dieser Name ist haften geblieben, und es bereitete mir nicht geringe Überraschung, als ich gelegentlich meines letzten Besuches von Ostafrika im Jahre 1905 von den Eingeborenen sofort damit angeredet wurde. Als ich den beiden erwähnten Leuten den Vorschlag machte, mich auf meiner Reise zu begleiten, erwiderte Juma in seiner lebhaften Weise sofort „Chini kuako ntchi zote Mkali Wa Misso". Unter dir in alle Lande, d. h.

überallhin. Ich betrachtete diese Äußerung als ein Kompliment, auf das ich stolz zu sein alle Ursache hatte.

Wenn ich außer jener beiden Leute noch meines Koches Erwähnung tue, eines höchst brauchbaren Jungen, dem ich es zu danken habe, daß ich die Suahelisprache wirklich vollkommen beherrschen lernte, und eines Trägers, der sich durch witziges Wesen, treffende Bemerkungen und schlagfertige Satire auszeichnete und dadurch die Karawane immer in lustiger Stimmung erhielt, so ist deren Zusammensetzung hinlänglich gekennzeichnet. Die Reise mit diesen Leuten ist ohne Ausnahme die schönste, die ich in Afrika gemacht habe. Nicht in einem einzigen Falle ist auch nur das leiseste Zerwürfnis eingetreten, wir erschienen uns als eine zahlreiche, die gleichen Interessen verfolgende Familie, in deren Kreise ich der ausschlaggebende Faktor war, dem alle willige Gefolgschaft leisteten. Mein langes Leben unter den Eingeborenen Südafrikas lag damals erst so kurz hinter mir, daß ich mich noch mit Leichtigkeit in das Gemüt der Neger versetzen konnte, sie verstand und von ihnen verstanden wurde. Die Leute lieferten mir den Beweis, daß man mit ihnen unendlich viel erreichen kann, wenn man sie als Neger behandelt und sie nicht mit dem Maßstabe mißt, den wir gewohnt sind an die Leistungen von Europäern zu legen. Vermag man ihnen im richtigen Augenblick ihren aufs Materielle gerichteten Sinn und ihre angeborene Faulheit zu vergeben, ja vielleicht selbst mit ihnen indolent und träge zu sein, so ist es möglich, sie gleich darauf zu wirklich bewunderungswürdigen Kraftäußerungen anzuspornen, unter denen die meisten Europäer erliegen würden. Allerdings darf man von ihnen nicht euro-

päische Gleichmäßigkeit der Leistungen erwarten. Ist man aber nur im geringsten bestrebt, über die trennende raßliche und intellektuelle Scheidewand hinwegzuschauen, so vermag man immer wieder die guten Eigenschaften zu entdecken, deren der Negercharakter durchaus nicht entbehrt, wenngleich er den Europäer durch andere an der Oberfläche liegenden, darum meist zuerst in die Erscheinung tretenden unangenehmen Anlagen leicht zu einem raschen, darum leicht ungründlichen, jedenfalls oft sehr abfälligen Urteil veranlassen kann. Wäre der Neger der unbrauchbare Mensch, zu dem viele Europäer, selbst solche, die lange mit ihm in Berührung standen, ihn stempeln möchten, dann täten wir am besten, unsere Kolonisationsbestrebungen an den Nagel zu hängen, denn wir müssen uns darüber klar sein, daß nur mit Hilfe des Negers, nur durch geregelte Inanspruchnahme seiner von uns zu schulenden Kräfte es in unseren hauptsächlich tropischen Kolonien gelingen kann, deren unleugbaren Werte zu erschließen und zum Gemeinbesitz unserer Nation zu machen. Der Neger allein kann die von ihm bewohnten Länder nicht verwerten, er hat kein Verständnis für die Schätze die sie bergen. Wir allein können es aber auch nicht. In dieser einfachen Formel liegt der Kern unserer ganzen Kolonialpolitik, die Beantwortung der Frage, ob wir das Recht haben, von wilden Ländern Besitz zu ergreifen, die Arbeitskraft des Negers zu deren Erschließung heranzuziehen. Werden durch die Einführung unserer Herrschaft Werte geschaffen, ethische oder materielle, so ist unser Recht unanfechtbar. Wie aber können die Werte geschaffen werden? Wenn von uns allein, so wird ebenfalls jeder Einwand

hinfällig, wenn nur mit Hilfe der Eingeborenen, so wirft sich die Frage auf, ob es möglich ist, letztere zu dieser Hilfeleistung zu bewegen, und ob sie die dafür erforderliche Fähigkeit überhaupt besitzen. Fehlt diese und vermögen wir die Neger auch nicht zur Mitarbeit an unserem Werk zu gewinnen, so schwindet damit die Voraussetzung für jede praktische Kolonialpolitik.

Eine nunmehr fast dreißigjährige Erfahrung im Umgange mit Negern hat mich, obwohl höchst widerwärtige Erlebnisse und Eindrücke nicht ausblieben, doch ihre wirklich schätzenswerten Eigenschaften immer wieder erkennen lassen, auf deren Verwertung sich m. E. ein Teil der Zukunft unserer Kolonie aufbaut. In dieser Bewertung des Negers lasse ich mich auch nicht irremachen durch andere, die nach langem Aufenthalt unter Eingeborenen zu einer abweichenden Anschauung gelangten. Ich bin in dieser Auffassung des Negercharakters bestärkt worden durch die Fügung des Geschickes, das mich mit den verschiedensten farbigen Rassen der Welt in enge Berührung brachte. Dabei habe ich gefunden, daß von allen farbigen Völkern der Neger, mit Ausschluß hochgebildeter Individuen, wie sie in allen arischen und mongolischen Völkern vorkommen, auf die Dauer weitaus der sympathischste farbige Mensch ist, der in seinem Denken, Fühlen und Handeln uns Europäern näher steht als irgend ein anderer Farbiger. Man denke daran, wie nahezu unmöglich es ist, für den Charakter des uns stammverwandten arischen Indiers ein auch nur annäherndes Verständnis zu gewinnen oder es bei ihm für uns zu erwecken, und stelle dem gegenüber die von keinem Kenner geleugnete Tatsache, daß im Charakter

des Negers doch nur wenige Kammern unserem Einblick dauernd verschlossen bleiben. Man vergleiche die abweisende Unnahbarkeit des melanesischen Kanaken, das zugeknöpfte Wesen des Malaien, den mißtrauischen Australneger, den mürrischen Indianer mit der wortreichen Vertrauensseligkeit des Negers, und der Vergleich kann nur zugunsten des letzteren ausfallen.

Meine Reise vollzog sich ohne die geringsten Schwierigkeiten. Überall wo ich hinkam, wurde ich von den Eingeborenen freundlichst und zuvorkommend empfangen, zu billigen Preisen reichlich mit guten Nahrungsmitteln versehen. Die durchwanderte Gegend erschien mir stellenweise landschaftlich ungemein reizvoll, zum Teil wegen ihrer im Stand der Eingeborenengärten sich bekundenden Fruchtbarkeit, höchst wertvoll für Plantagenzwecke, nicht überall gesund. Mit den Häuptlingen, deren Gebiete ich durchzog, gelang es mir, genau wie wir es auf der ersten Reise getan hatten, Verträge abzuschließen, dabei blieb mir ausreichende Zeit, mich in geographischen Beobachtungen zu üben, kurz, ich durchlebte eine Periode erfolgreicher, anregender und darum zusagender Tätigkeit.

Als ich endlich den Rufidji erreichte, hegte ich den festen Glauben, daß es mir durch vertragsmäßig erworbene Ansprüche auf die von ihm durchflossenen Gebiete gelungen sei, eine mächtige Wasserstraße in das Herz unseres neuen Landes zu eröffnen. Leider wurde diese Überzeugung durch die während meiner Befahrung des Flusses angestellten Messungen wesentlich herabgemindert, doch hat die Technik der Zukunft über diesen Gegenstand auch noch ein Wort mitzureden. Auf alle Fälle hatte ich die auf unserer

ersten Expedition schon erworbenen Landschaften um mehrere andere von vielleicht wirtschaftlichem, jedenfalls von politischem Werte, vermehrt.

Über Einzelheiten dieser für mich so erinnerungsreichen Reise habe ich an anderer Stelle berichtet. Ich will daher nur erwähnen, daß ich auf dem Rufidjiflusse zum ersten Male auf Schwierigkeiten stieß. Ich kaufte ein altes, sehr großes, aber gänzlich defektes Kanu, weil ich erkannte, daß sein Holz gut genug sei, um eine Reparatur auszuhalten. Die Eingeborenen hätten es wahrscheinlich nie hergegeben, hätten sie selbst diese Reparatur vornehmen können, oder wären sie nicht zu faul dazu gewesen. Ich verband seine klaffenden Wunden und stellte es binnen wenigen Tagen soweit her, daß es zu einer längeren Reise sehr wohl brauchbar wurde. Mit einigen meiner Leute schiffte ich mich ein, um auf einer Fahrt stromabwärts durch Messungen festzustellen, inwieweit der Fluß für Fahrzeuge geringen Tiefganges benutzbar ist. Die Eingeborenen, die plötzlich ihr altes Kanu wieder munter im Strom schwimmen sahen, bereuten jetzt vermutlich ihren Handel und beschlossen, ersteres wieder in ihren Besitz zu bringen. Solange ich auf dem südlichen Ufer des Flusses lagerte, konnten sie sich mir nicht nähern, als ich aber auf dem nördlichen Ufer anlegte, wurde ich von einer großen Anzahl Leuten, die mir am Fluß entlang gefolgt waren, angegriffen. Gern hätte ich mich jetzt von meinem lebhaften Temperament hinreißen lassen, einen kleinen Kriegsfall zu erblicken und nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen, zumal die Leute nur mit Bogen und Pfeilen bewaffnet waren, ich dagegen über mehrere Gewehre verfügte. Allein Klugheit gewann die

Oberhand, ich durfte nicht meinen Weg mit Gewalt bahnen, um ihn dadurch meinen Nachfolgern oder auch mir selbst später dauernd zu verschließen oder doch wesentlich zu erschweren. Ich setzte daher zwar mich und meine Leute in Verteidigungszustand, eröffnete aber doch Verhandlungen mit dem Feinde. Während sich die Parteien dergestalt kriegsbereit gegenüberstanden, wurde das hinter hohem Riedgras angebundene Kanu von einigen Eingeborenen stillschweigend losgemacht und auf den Fluß geführt.

Als die Angreifenden ihre List gelungen sahen, brachen sie die Verhandlungen ab und verschwanden im Busch. Wir aber sahen uns gezwungen, unsere Reise zu Fuß fortzusetzen. Diese dehnte sich dadurch viel länger aus, als ich erwartet hatte, und wir kamen in arge Verlegenheit hinsichtlich unserer Verpflegung, weil die durchreiste, stellenweise die Spuren einstmaliger dichter Bevölkerung aufweisende Gegend, jetzt menschenleer und verödet dalag. Fast verhungert langte die Karawane an einer der Rufidjimündungen an, wo wir mehrere Tage brauchten, um uns von den gehabten Strapazen zu erholen. Von einem hier wohnhaften indischen Händler mietete ich eine Dhow, um die Reise nach Sansibar zur See fortzusetzen. Schon verschiedentlich hatte ich von dem Hafen Dar es Salam gehört, mir aber doch kein rechtes Bild von seiner Bedeutung machen können. Ich beschloß daher, die Seefahrt mit einer Besichtigung dieses Hafens zu verbinden. Dort ließ ich meine Dhow auf den Strand schieben und inmitten des den Hafen umgebenden Pori eine Stelle freilegen, wo mein Zelt errichtet, das Lagerfeuer angezündet wurde. In Begleitung einiger meiner

Leute umging ich die nördliche Seite des großen Bassins, an dessen Gestade unweit der Stelle, wo heute das Zollhaus steht, damals die Ruinen des alten, niemals vollendeten Sultanspalastes sich erhoben. Weiter im Hintergrund stand ein kleines Araberhäuschen, dessen Bewohner angeblich angewiesen war, von einlaufenden Schiffen Abgaben zu erheben. Erfüllt von dem Eindruck, den die Untersuchung des schönen Hafens in mir wachgerufen hatte, kehrte ich in mein Lager zurück, wo ich, versunken in Betrachtungen über die Bedeutung, die dieser geräumigen geschützten Bucht in der Zukunft beschieden sein mußte, mich im Kreise meiner fröhlichen Leute dem Genusse eines frugalen Abendmahls hingab. Das war am 27. Juni 1885, also jetzt, wo ich dieses schreibe, fast auf den Tag 22 Jahre her. Fast genau an der Stelle, wo ich damals im wilden Pori lagerte, erhebt sich heute ein Prachtbau, die große katholische Kirche, der weithin sichtbare Mittelpunkt der 24000 Einwohner zählenden Stadt Dar es Salam. Bei meinem letzten Besuch daselbst, im Jahre 1905, fand ich sogar noch das kleine Araberhäuschen als letzten Zeugen erfolgreich bekämpfter Wildnis. Binnen wenigen Tagen sollte es weggerissen werden, um dem neu anzulegenden Bahnhof Platz zu machen.

Kann man sich einen schärferen Gegensatz denken, als den hier geschilderten? Man braucht nicht „Chidher der ewigjunge“ zu sein, um den Wechsel der Dinge zu erleben, die ihn in Erstaunen setzten, die zu sehen sonst ihm allein vorbehalten ist. Vor 22 Jahren Wildnis, wenn man die wenigen Gärten der Araber und Hütten der Küstenneger nicht als Kulturprodukte anzusehen geneigt

ist, heute eine große Stadt mit hohen Gotteshäusern, ausgedehnten Bauten für administrative und militärische Zwecke, Villen, die in ihrer Erscheinung den Versuch bekunden, einen Tropenstil zu schaffen, breite, mit Schattenbäumen gesäumte Kunststraßen, die einen Verkehr zu bewältigen haben, wie ihn manche größere Stadt des uralten Kulturgebiets an den Küsten des Indischen Ozeans nicht aufzuweisen hat, einen Verkehr, dessen Beziehung zu Nachbarländern seinen Umfang bereits so gesteigert hat, daß der Bedarf an Verkehrsmitteln zur Anlage einer Werft drängte, auf der, wenn nötig, ein Dampfer respektabler Größe vom Kiel bis zur Mastspitze erbaut werden könnte. Da, wo zu der geschilderten Zeit das Erscheinen einer einzelnen, gering befrachteten Dhow einen Schwarm neugieriger Neger aus entfernten Dörfern an den Strand locken konnte, läuft jetzt, ohne den Negern eine Spur des Staunens mehr abzuringen, jede Woche ein großes, Hunderte von Passagieren tragendes Ozeanschiff ein, das jedesmal Waren im Werte von Hunderttausenden landet. Wo ein kleines, aus Korallensteinen erbautes Araberhäuschen und ein verfallener Palast eine aller gefestigten Grundlagen und darum wirklicher Macht entbehrende Herrschaft vergegenwärtigten, steht heute das Wohnhaus eines Beamten von hohem Range, dessen Wirksamkeit sich der eines deutschen Oberpräsidenten an die Seite stellen kann, dessen Amtsbezirk jedoch den Umfang des Deutschen Reiches fast um das Doppelte übertrifft. Wo sorglose, vergnügte Neger sich höchstens mit wenig Fischfang beschäftigten, suchen und finden heute Hunderte von nichtbeamteten Deutschen lohnenden Erwerb, so daß ihrem Tun immer neue Anlässe zur Erweiterung deutschen wirtschaft-

lichen Lebens und damit zur Ausdehnung des deutschen Machtbereiches entspringen. Auch der zu passivem Widerstand besonders befähigte Neger, hat sich dem Einfluß der über ihn hereinströmenden Flut neuer Verhältnisse nicht zu entziehen vermocht. Sein Lebenszuschnitt hat wesentliche Änderungen aufzuweisen. Statt lumpenumhüllter oder nackter Gestalten, die sich zwischen planlos nebeneinandergestellten Hütten in schmalen, vom Regen ausgewaschenen, unratführenden Rinnen einherzwängen, sieht man heute eine im ganzen saubere Bevölkerung in hellen Gewändern, auf prächtigen, breiten, von Kokospalmen beschatteten Straßen sich ergehen zwischen Häusern, die sich zwar hinsichtlich ihrer Bauart nicht von denen früherer Jahre unterscheiden, jetzt aber durch regelmäßige Abstände voneinander getrennt und in ihrer Umgebung peinlich sauber gehalten sind. Wenn uns in früheren Zeiten die Eingeborenendörfer der Küste romantisch anmuteten, so wurde dieser Eindruck doch schnell wesentlich beeinträchtigt und bald völlig verwischt, durch die stets vorwaltende Unordnung und Unsauberkeit, einer von dem sich selbst überlassenen Neger unzertrennlichen Begleiterscheinung. Heute gehört ein Spaziergang durch das Eingeborenenviertel von Dar es Salam zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt, und jeder Besucher wird sich überzeugen, daß von deren Romantik, oder besser Idylle, die wir in einiger Entfernung von der Küste noch heute antreffen, nichts verschwunden ist, sondern durch die zwangsmäßig aufrechterhaltene Sauberkeit eher eine Zunahme erfahren hat. Es ist deutsche Tatkraft, die da drüben im Laufe weniger Jahre die Wildnis zur Stätte fröhlichen Schaffens umgestaltet hat, die dem Weißen erweiterte Er=

werbsmöglichkeit gewährt, den Neger zu menschenwürdiger Lebensführung nötigt, den Grund legt zur Ausdehnung deutschen Volkstums jenseits der schwarzweißroten Grenzpfähle, in deren Bezirk uns fremde Scheelsucht zu bannen verstand durch das Mittel unserer eigenen wirtschaftlichen Schwerfälligkeit und Neigung zu theoretisierenden Betrachtungen vermeintlicher Sonderinteressen der Einzelstämme germanischer Nation. Die Ausbreitung unseres Volkstums durch die waghalsige aber erfolgreiche Unternehmung im Jahre 1884, ohne die unsere Nation um jenes in Afrika verkörperte Stück wirtschaftlichen und politischen Lebens ärmer wäre, mit herbeigeführt zu haben, ist wahrlich hinreichender Anlaß, auf jenes Stück Lebensarbeit mit einiger Genugtuung zurückzublicken. Der Gewinn der Nation muß uns entschädigen dafür, daß wir, die wir wohl die Unternehmungslust und die Kraft besaßen, unsere ganze Existenz für das Ziel, das uns vorschwebte, einzusetzen, nicht für fähig noch berechtigt erachtet werden, weiter mitzuarbeiten an der Entwicklung des Landes, das unser Volk und dessen Fürsten aus unserer Hand als Geschenk entgegengenommen haben. Wenn das in unserer Kolonie pulsierende wirtschaftliche Leben jährlich Dutzende von Millionen in Bewegung setzt, Tausende von Menschen ernährt, vielen reichen Verdienst abwirft, wenn schon nach dem Verlauf noch nicht eines Menschenalters seit unserer Erwerbung ihretwegen die Errichtung eines selbständigen Ministeriums unabweisbares Erfordernis wurde, so ist durch die Folgen, die sie gebar, bewiesen, daß unserer Tat vom Jahre 1884 politische und wirtschaftliche Bedeutung von noch nicht zu übersehender Tragweite

innewohnt. Ist gegenüber diesen nicht wegzuleugnenden Tatsachen der Wunsch unberechtigt, uns, die wir materielle Vorteile und äußere Ehren weder gesucht, noch in irgend einer Form gefunden haben als einzige Anerkennung für die Schöpfung unseres Werkes wenigstens mitarbeiten zu lassen an dessen weiterem Ausbau? Ist es ein zu hochgespanntes Verlangen, uns zu gestatten, die Kraft, die zur Schaffung ausreichte, auch der Förderung zu widmen statt sie unbenutzt verrosten zu lassen?

Doch es liegt in der Natur des Deutschen begründet, sich selbst zu hindern im Werke aller nationaler Arbeit. Uns fehlt die Gabe, durch große Gesichtspunkte uns verbinden zu lassen, und über dem, was uns vereinigen könnte, das Trennende zu vergessen. Ich empfinde es als eine durchaus unwürdige Notwendigkeit, mich gegen den Mann verteidigen zu müssen, mit dem gemeinsam ich den Anstoß zu der soeben geschilderten Kulturentwicklung gegeben habe. Das wozu mich das Verlangen nach größerer oder geringerer Beachtung in der Öffentlichkeit niemals hätte veranlassen können, mich öffentlich gegen die Übergriffe meines einstigen Mitarbeiters zu behaupten, das hat dieser sich erlästert durch seine unnötigen, unwahren und verleumderischen Angriffe. Ich habe nie daran gedacht, auch nur den geringsten Teil seiner Verdienste ihm abzusprechen, im Gegenteil: niemand kann seiner Begabung vorurteilsfreiere Anerkennung zollen als ich, doch auch ihm gegenüber gilt das Wort des Schulkameraden Wallensteins: So hoch ist keiner in der Welt gestellt, daß ich mich selber neben ihm verachte. Ich erkenne an, daß Peters für die Beurteilung öffentlicher, politischer Angelegenheiten

einen sicheren Instinkt hat, über eine Fähigkeit verfügt, Menschen in Bewegung zu setzen, um die ihn mancher hochgestellte Beamte mit Recht beneiden dürfte. Ich kann aber meinen Blick der Tatsache nicht verschließen, daß diese Eigenschaften unwirksam gemacht werden durch andere, über die mich zu verbreiten mir die Petersschen Auslassungen über meine Person ein volles Recht gäben. Ihm auf diesem Wege zu folgen, verbietet mir die Erinnerung an einstige gemeinsame Arbeit an der Geschichte unserer Nation und — meine gute Kinderstube. Wenn ich neidlos zugestehe, daß Peters auf Grund seiner Fähigkeiten an der Spitze unseres Unternehmens in Deutschland stehen mußte, so darf ich sagen, daß ich selbst, wahrscheinlich in höherem Grade als er, die Gaben zu schöpferischem Wirken auf kolonialem Gebiet besitze. Durch die Verschiedenheit unserer Anlagen war daher eine zweckdienliche Arbeitsteilung gegeben, Peters brauchte also in mir keinen Rivalen zu fürchten. Hätte seine Begabung einige Selbstdisziplin eingeschlossen, einigen guten Willen, andere anzuerkennen, auch wenn sie sich nicht zu seinen Kreaturen herabwürdigen ließen, dann stünde mit aller Wahrscheinlichkeit er heute an der Spitze unserer kolonialen Verwaltung in Deutschland, getragen von der willigen Gefolgschaft vieler Intelligenzen und Kräfte, die er sich dauernd entfremdet, wenn nicht zu erbitterten Gegnern gemacht hat. Durchaus gegen Willen und Neigung, muß ich mich mit meinem ehemaligen Mitarbeiter wegen Angriffen, die nur ihn in ungemein fragwürdigem Lichte erscheinen lassen, herumschlagen. Viel lieber wäre ich damit beschäftigt, Ostafrika wirtschaftlich zu entwickeln, und ich

denke mir, daß bei der Verwendung der Gaben eines jeden von uns an geeigneter Stelle weder unsere Kolonie noch unser Vaterland wesentlich schlechter gefahren wäre, als bisher.

Und wenn die Geschichte dereinst Peters ein wesentliches Verdienst um die deutsche koloniale Sache wird zuerkennen müssen, so wird sie zugleich doch nicht umhin können, gegen ihn den schwerwiegenden Vorwurf zu erheben, daß er seiner Nation von dem, was sie von einer selbstlosen Betätigung seiner Fähigkeiten erwarten durfte, einen großen Teil schuldig geblieben ist, weil sein Wollen nicht an seinem Können scheiterte, sondern an seinem Charakter. Er gab ein Beispiel des Mangels jeglicher Selbstdisziplin und selbstloser Hingabe an die von ihm vertretene Sache. Mit Recht wird ihm deshalb dereinst die Schuld dafür zugemessen werden, daß das in dem Anfangsstadium unserer Kolonie einsetzende freie Spiel der Kräfte, in dem der Tüchtigste das ausgedehnteste Gebiet der Betätigung hätte finden müssen, jahrelang unterbunden wurde zugunsten eines öden Bureaukratismus. Draußen lähmte dieser manche brauchbare Kraft, in der Heimat machte er wertvolle Teile des Bauwerkes kolonialer Begeisterung abbröckeln, doch sollen wir, wenn der Schein nicht wieder trügt, demnächst davon erlöst werden.

Eines Abends in den ersten Tagen des Juli 1885 landete ich in Sansibar mit den Verträgen in der Tasche, die uns das Ufergebiet des größten Flusses unseres heutigen Schutzgebietes sicherten. Das Nachhallen der während meines einsamen Aufenthaltes im Innern ertragenen Beschwerden, die Anstrengung des Marsches, die gespannte

Erwartung von Nachrichten aus Deutschland über unser Unternehmen, die Verknüpfung meiner eigenen Zukunft mit letzterem stellten in ihrer Gesamtwirkung angreifende Zumutungen an meine Nerven, so daß ich schon am Morgen des Tages nach meiner Ankunft in heftigem Fieber in einem Zimmer des Hotels lag. Hier erschien als erster Besucher der damals erst kürzlich zum Generalkonsul ernannte berühmte Reisende Gerhard Rohlfs, dessen Haltung mir gegenüber, dessen freundlich-aufmunternder Zuspruch unter Verhältnissen, die für mich ungemein drückend waren, hier aber keine weitere Darlegung erfordern, ihm mein ganzes Herz gewannen. Leider dauerte unser Verkehr in Sansibar viel zu kurz, denn er wurde bald von dort abberufen. Immerhin hatte ich häufig Gelegenheit, ihn in seinem Hause, dessen Honneurs seine kluge Gattin in liebenswürdigster Form machte, aufzusuchen und die Zukunft unserer Kolonie mit ihm zu besprechen. Als Dankbarkeitszoll an das Angedenken dieses bedeutenden Mannes, zu dem meine Beziehungen sich auch in Deutschland später freundlich fortspannen, möchte ich erwähnen, daß ich selten wieder jemand gefunden habe, mit dem es mir leichter ward, Gedanken über afrikanische Zukunftsverwaltung zu erörtern, als mit Gerhard Rohlfs. Er war nicht von Haus aus Beamter, daher frei von dem Schematismus, der unserem Beamtentum auch in seiner besten Form anhaftet. Wir hatten beide viel von der Welt gesehen und sie selbständig anfassen gelernt, verstanden rasch ein jeder die Ziele des anderen, ohne deren Erreichbarkeit uns zweifelhaft zu machen durch Überschätzung formaler, den Weg erschwerender Hindernisse.

Rohlfs war vielleicht kein Staatsmann und Organisator, allein er war weitblickend und erfaßte den Kernpunkt einer Sache mit ungewöhnlicher Schnelligkeit und Schärfe. Ihm entfaltete ich alles, was mir damals das Herz beschwerte. Die Zukunft unserer Kolonie, die Methode, betreffend deren Entwicklung, die ich mir zurechtgelegt hatte, meine Befürchtungen allgemeiner und subjektiver Natur! Seine größere Erfahrung in amtlichen Dingen lehrte mich manches in anderem Lichte anzusehen, als ich es bis dahin getan, und während unseres sich allmählich vertraulich gestaltenden Verkehrs wurde zwischen uns ein vollständiges System der Erschließung unserer neuen Kolonie entworfen.

Grundlegender Gedanke meines Programms war die Auffassung, daß Kolonisation hauptsächlich den Charakter der Siedelung tragen müsse, wenn man sie nicht nur als Selbstzweck, sondern auch als ein Mittel erfaßt, die wirtschaftliche und politische Macht des Vaterlandes auszubreiten. Diesem Gedanken wurde am besten Rechnung getragen durch Überführung möglichst vieler Deutscher in überseeische Gebiete unter deutscher Flagge, deren wirtschaftliche Quellen wiederum nur von Kulturmenschen erschlossen werden konnten. Dieser dem Wohl des Mutterlandes hauptsächlich geltende Gesichtspunkt mußte wenigstens anfänglich maßgebend sein, zum Selbstzweck konnte sich die Kolonisation im Laufe der Zeiten entwickeln. An zweiter Stelle leitete mich die Auffassung, daß die wirtschaftliche Erschließung der Kolonie hauptsächlich dem unternehmungslustigen Privatkapital überlassen werden müsse. Natürlich war Kolonisation ohne Verwendung öffentlicher Gelder undenkbar, allein diese

sollten möglichst sparsam für rein amtliche Dinge ausgegeben werden, hauptsächlich dazu dienen, dem Privatkapital die Wege zur Betätigung zu ebenen, stets die Aussaat zur Ernte weiteren wirtschaftlichen Gewinns bilden. In praktischer Ausführung des von solchen Grundsätzen geleiteten Programms mußten unsere ersten kolonisatorischen Arbeiten auf solche Gegenden gerichtet werden, deren physikalische Beschaffenheit dem Europäer die Niederlassung gestattet. Daß wir diese in den Hochländern am Nordende des Nyassa, nach denen ich zielte, finden würden, unterlag keinem Zweifel mehr. Dort sollten etwaige Siedler nach dem Muster der Eingeborenen des Landes anfänglich nur Viehzucht treiben. Zwar konnte diese nicht in Gestalt der im Laufe der Jahre herangezüchteten Herden reiche, in Kapital umsetzbare Erträge abwerfen, allein mit der Zeit mußten die Herden an Wert gewinnen und große Vermögen darstellen. Das lag einmal in der Natur der Sache, außerdem gab die Entwicklungsgeschichte Südafrikas die besten Belege für die Richtigkeit dieser Annahme. Diesbezügliche Erwägungen erschienen uns auch von untergeordneter Bedeutung. Wir nahmen an, daß Leute, die es wagen würden, sich in der neuen Kolonie niederzulassen, in Erkenntnis der Verhältnisse gewillt sein würden und mußten, die ersten Jahre im Lande ganz im Stile derjenigen Boeren zu leben, die im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts vom Kaplande in die entlegenen Gegenden des heutigen Transvaals zogen und ihn langsam, ohne finanzielle Beihilfe von außen, zu einem Staatswesen entwickelten. Einen ähnlichen Werdegang dachte ich mir für unsere Kolonie.

Die vorläufige finanzielle Unterlage unseres kolonisatorischen Unternehmens konnte nur eine in Deutschland zu gründende Gesellschaft bilden, deren Mittel in erster Stelle dazu dienen sollten, das neu erworbene Gebiet sowohl dem Menschen wie seinem Kapital überhaupt zugänglich zu machen. Eine solche Gesellschaft war wie wir wußten, Peters schon bemüht ins Leben zu rufen. Vor allen Dingen sollte zwischen dem Hochlande und der Küste Verkehrsverbindung geschaffen werden. Dazumal konnte die Bahnfrage noch nicht erörtert werden, weil uns der Besitz der Küste fehlte. Da ich auch stets von dem Grundsatz ausging, daß man sich zuerst der vom Lande selbst gebotenen Mittel zu dessen Erschließung bedienen müsse, so dachte ich, würde sich für den Verkehr auf dem Hochplateau bis hinab zu seinem Anstieg der südafrikanische Ochsenwagen benutzen lassen. Vom Fuße der Berge bis zur Küste sollte der Verkehr durch geregelten Karawanenbetrieb vermittelt werden, soweit nicht doch der Rufidji oder dessen Oberlauf sich für solchen Zweck als nutzbar erwies. Hatte die Besiedelung des Hochlandes eine gewisse Grundlage wirtschaftlichen Erwerbslebens gegeben, war die Verbindung mit der Küste regelmäßig und zuverlässig geworden, so konnte an den Abhängen des Gebirges, das man zu diesem Zwecke eingehend zu untersuchen hatte, mit dem Plantagenbetrieb begonnen werden. Mit diesem sollte das Land sozusagen die zweite Stufe seines Entwicklungsganges betreten. Plantagenbau setzt weit eingehendere Kenntnis der zu bewirtschaftenden Gegend voraus, macht auch viel größere Kapitalienanlage nötig, als die weniger verantwortungsvolle, anspruchs-

losere Viehzucht, die dem Europäer überall da Erfolg verspricht, wo sie von den Eingeborenen selbst betrieben wird. Plantagenprodukte heischen Erreichbarkeit des Marktes und Transportmöglichkeit; mithin war geregelter Verkehr Vorbedingung. Diesen zu schaffen, sollten ebenfalls die Gelder der zu gründenden Gesellschaft dienen, die gleichzeitig vielleicht selbst Unternehmer in größerem Stil werden konnte, um dadurch eigene Mittel teils zu sparen, teils zu gewinnen. Landesherr und doch zugleich Unternehmer zu sein, erschien durchführbar, solange die Landesherrschaft nicht von einer europäischen Regierung, sondern von einer kapitalkräftigen Gesellschaft, nämlich der in Deutschland zu gründenden, ausgeübt wurde.

Diesbezügliche Vorbilder fanden wir in den großen Chartergesellschaften Englands und der Niederlande, vermochten auch Bedenken hinsichtlich der Handhabung nicht zu erkennen, da an die Verwaltung anfänglich keine erheblichen Ansprüche gestellt zu werden brauchten. Nur der Plantagenbetrieb setzte in gewissem Sinne eine Landesverwaltung voraus, die ein Land mit vorwaltendem Viehzuchtsbetriebe kaum benötigt. Plantagen erfordern ständigen Zufluß von Arbeitskräften. Diesen zu sichern schien nur möglich durch Maßnahmen, die sich deutlich als Verwaltung oder Herrschaftsausübung charakterisieren. Als grundlegende Handlung in dieser Beziehung dachte ich mir die Einführung einer Methode, mit der einst in Südafrika sehr gute Erfolge erzielt wurden: die Lokalisation der Eingeborenen. Dieses System braucht hier nicht weiter erklärt zu werden, ich bin später in Wort

und Schrift vielfach dafür eingetreten und halte dessen Durchführung, mutatis mutandis, auch heute noch, nicht nur für nützlich, sondern auch stellenweise für möglich. Es sollte uns eine gewisse Herrschaft über die Eingeborenen gewährleisten, die zur Mitarbeit an der Erschließung des von ihnen unentwickelt gelassenen Landes herangezogen werden müssen. Das ist nur möglich, indem sie sich zu ständiger Arbeitsleistung bei den Weißen verpflichten oder dazu verpflichtet werden. Wo Gestellung zur Arbeit untunlich ist, soll sie im Wege einer direkten oder indirekten Besteuerung abgelöst werden dürfen. Die zur Ausführung derartiger Aufgaben erforderliche Exekutivgewalt konnte von den Siedlern gestellt werden, wie das im Transvaal geschah. Jedenfalls waren Rohlfs und ich uns darüber einig, je mehr wir die Ansprüche in bezug auf Verwaltungsbedürfnisse zu verringern verstanden, um so eher war es möglich, eine Chartergesellschaft finanziell auf feste Füße zu stellen. Zwar durften nicht sofort riesige Bareinnahmen und hohe Dividenden für die eingebrachten Gelder erwartet werden, wohl aber lag in dem Wert, den unsere Arbeit dem ungeheuren Landbesitz binnen verhältnismäßig kurzer Zeit verleihen mußte, die Gewähr für entsprechenden Gewinn in nicht allzu ferner Zukunft.

Um die Eingeborenen unter unsere Botmäßigkeit zu bringen, war baldige Einführung eines gewissen Grades von Verwaltung unerläßlich, jede Verwaltung aber, deren Objekt die Ansiedler sein sollten, mußte der Besiedlung folgen, nicht gleichzeitig mit ihr entstehen oder ihr vorausgehen. Für die Zweckmäßigkeit dieser Reihenfolge im Ent-

wicklungsgange einer Kolonie bietet die Geschichte Südafrikas vielfältige Beweise. So dachte ich mir an der Spitze der Niederlassungen im Hochlande zunächst eine Verwaltung, die sich aus Vertrauensmännern der Siedler zusammensetzte und sich nur mit Belangen des Gemeinwohls zu beschäftigen hatte. Polizei, Personenstandbeurkundung, Besteuerung, Heeresdienst, öffentliche Arbeiten, Gerichtshof, alle diese dem Durchschnittsdeutschen unentbehrlich und von der Kultur unzertrennlich erscheinenden Einrichtungen sollten sich erst im Laufe der Zeit wieder einstellen, in der Form, die aus den Bedürfnissen der Siedler unter neuen Verhältnissen hervorwachsen würde und mußte. Daß man wirklich ohne solches Zaumzeug für Menschen leben, ja sogar ganz gut bestehen kann, das bewies der bestregierte Staat Südafrikas, der Oranje-Freistaat, der keine dieser Segnungen der Kultur aufzuweisen hatte, dessen Bewohner sich jedoch trotz dieser barbarischen Mängel ganz wohlfühlten. Ich selbst konnte hinsichtlich dieser Behauptung als lebendes Beispiel dienen, ich hatte fast zehn Jahre in jenen Ländern gelebt und in der ganzen Zeit höchstens im Ausnahmefalle ein amtliches Schriftstück zu sehen bekommen, merkwürdigerweise aber auch niemals ein heftiges Verlangen in dieser Richtung empfunden.

Alle die dargelegten Pläne bauten sich auf einem Besitz auf, der sich damals noch nicht bis zur Küste erstreckte, und wurden entworfen zu einer Zeit, wo man noch nicht unbedingt annehmen durfte, daß letztere jemals in ihrem ganzen Umfange unser sein würde. Zwei Forderungen betonte daher Rohlfs in unseren Unterhandlungen mit besonderem Nachdruck. Erstens, daß wir weiter bestrebt

sein müßten, die größte Wasserader des Landes, den Rufidjifluß, mit seinem ganzen Einzugsgebiet für uns zu erwerben, und möglichst zu versuchen, wenigstens dessen Mündung als unseren Teilbesitz an der Küste zu gewinnen. Letzterer Teil der Aufgabe müsse jedoch unserer Diplomatie überlassen bleiben. Ferner sprach er die Ansicht aus, daß es bei weiteren Expeditionen weniger darauf ankomme, Verträge mit Eingeborenenhäuptlingen abzuschließen, weil der Umfang unseres kolonialen Besitzes doch immer durch internationale Vereinbarungen, niemals durch die Anzahl oder den Inhalt der von uns mitgebrachten Verträge bestimmt werden würde. Es komme vielmehr darauf an, mit tunlichster Beschleunigung solche Gegenden ausfindig zu machen und zu besetzen, deren physikalische Beschaffenheit das Entstehen deutschen wirtschaftlichen Lebens daselbst sofort gestatte, wenn die Neigung dazu sich in Deutschland erst verallgemeinert haben würde. Rohlfs hat mit seinen politischen Ausblicken buchstäblich recht behalten. Ich will aber nicht unterlassen, zu erwähnen, daß seine Ausführungen mir neues Verständnis für die politische Lage unseres Unternehmens eröffneten und nicht ohne Einfluß auf meine späteren Bewegungen blieben. Rohlfs mag kein Diplomat gewesen sein, vielleicht hat ihm die Schulung des Beamten gefehlt; auf alle Fälle war er ein praktisch denkender Mann, dem politische Maßnahmen immer nur die Mittel waren, wirtschaftlichen Vorteil zu erlangen. Daß er abberufen wurde, lag, soweit ich ein Urteil habe gewinnen können, daran, daß er amtliche Gepflogenheiten unberücksichtigt ließ, wo amtliche Berichterstattung deren strikte Innehaltung forderte, deren Außerachtlassung einer

Unvorsichtigkeit gleich erachtet wurde. Ich bin der Überzeugung, daß er seine Nachfolger in der Kraft des Entschlusses und der Überzeugung weit überragte. Hätte man Rohlfs an seiner Stelle belassen, so wäre die Schürzung der Dinge, die fast zu einer Beschießung Sansibars führte und damit die Insel höchstwahrscheinlich in unseren Besitz gebracht hätte, eine festere geworden. Niemals hätte Rohlfs eine Handlung von so weittragender Bedeutung an Bedenken oder aus Gründen nichtpolitischer Natur scheitern lassen. Obwohl es immer mißlich ist, sagen zu wollen, was in gegebenen Fällen eingetreten wäre, so zweifelt doch niemand, der Rohlfs kannte, daran, daß er sein Bestes getan hätte, der Witu-Angelegenheit eine unseren Interessen mehr entsprechende Wendung zu geben. Meine Unterredungen mit ihm weckten in mir die Überzeugung, daß Rohlfs in der Lage und bestrebt gewesen wäre, Einfluß auf die Gestaltung unseres Unternehmens zu gewinnen. Durch ihn wäre es vielleicht ein wenig in die Bahnen des vorher aufgezeichneten Werdeganges gelenkt worden, keinesfalls zum Schaden der Sache, sicherlich unter schärferer Betonung und darum rascherer Entwicklung ihrer wirtschaftlichen Seite. Das hätte zur Folge gehabt, daß es gelungen wäre, mit geringeren Mitteln die Einrichtung des Neubaues in unserem nationalen Wirtschaftshofe zu bestreiten, an der die aufrichtige Freude doch stets ein wenig beeinträchtigt wird durch die Erinnerung an die hohen Anschaffungskosten.

Meine stark angegriffenen Nerven bedurften einiger Erholung, namentlich da sie durch den Fieberanfall am Tage nach meiner Ankunft in Sansibar nochmals auf die Probe gestellt wurden. Ich fand vortreffliche Pflege

und gute Unterkunft im französischen Hospital, wo ich mit Bloyet wieder zusammentraf, dessen Frau ebenfalls an einem schweren Fieber daniederlag, von dem sie indessen glücklich hergestellt wurde. Während meines Aufenthaltes im Hospital erlebte ich die Ankunft des deutschen Geschwaders, durch dessen Anwesenheit unsere Hoffnungen und unser nationales Selbstgefühl eine erhebliche Steigerung erfuhren. Aus dem Hospital entlassen, nahm ich Wohnung in dem sogenannten Usagara-Hause, einem arabischen Gebäude, das die in Deutschland inzwischen konstituierte Gesellschaft als Hauptquartier in Sansibar gemietet hatte. Hier fand ich eine große Anzahl Herren, deren jeder beauftragt schien, eine Expedition ins Innere zu führen; Begeisterung mangelte ihnen nicht, noch fehlte es unter ihnen an rührigen Persönlichkeiten. Ganz besondere Tätigkeit entfaltete ein Leutnant von Anderten, der dadurch gewissermaßen die Seele des Hauses wurde. Für alle Bedürfnisse wußte er Rat. Jeder Wunsch wurde ihm vorgetragen und nach Kräften von ihm erfüllt, er hatte die Bürde eines Kasinovorstandes übernommen und wurde wegen seiner wirklich rührenden Fürsorglichkeit für die Nöte eines jeden fast immer nur Mutter Anderten genannt. Sein Wohlwollen äußerte sich u. a. darin, daß, während ich noch im Hotel am Fieber lag, er sofort zu mir kam, um zu fragen, ob er mir in irgend einer Form nützlich sein könne. Die Namen der meisten anderen Herren sind meinem Gedächtnis entfallen, keine gemeinsame Tätigkeit verband uns, und die umfangreichen Vorbereitungen für meine weiteren Arbeiten verhinderten das Zustandekommen näherer Bekanntschaft. Auf mich machte das

Treiben in dem Usagara-Hause einen etwas befremdlichen Eindruck. Was war eigentlich der mit der Heraussendung so vieler Herren, als Führer ebensovieler Expeditionen, verbundene Zweck? Man konnte doch in Berlin nicht glauben, daß Abschließung von Verträgen mit einer langen Reihe von Häuptlingen, deren wenigste wirklichen Einfluß besaßen, dann noch einen Wert haben könne, wenn die Aufteilung bis dahin herrenlosen Landes Gegenstand internationaler Politik geworden war. Wollte man dennoch auch fernerhin Verträge mit Eingeborenen als Grundlage für zu erhebende Ansprüche gelten lassen — und ein Grad von Berechtigung ließ sich diesem Gedanken nicht absprechen —, so mußten diese Verträge nach einem bestimmten System abgeschlossen werden. Dazu hätte gehört, daß man einen Ring um ein bestimmtes Gebiet zog, an dessen Peripherie man Erwerbungen ausführte und dadurch es für andere nutzlos machte, sich im Innern dieses Ringes festzusetzen. Bei der großen Kostspieligkeit der Expeditionen wäre dieses das sparsamste und doch wirkungsvollste Verfahren gewesen. Hier in Sansibar jedoch lagen die Mitglieder einer Reihe von Expeditionen, deren Zweck und Ziel in widersprechendster Form verlautete, deren Nutzen im besten Falle nur ein theoretischer sein konnte. Einige dieser Expeditionen waren schon aufgebrochen, sie sollten sich auf meine Station begeben, diese als Basis benutzen und von dort aus weiter operieren. Die Station selbst war, seit ich sie verlassen hatte, einem Gärtner überwiesen worden mit dem Auftrage, sie weiter auszubauen. Von den in Sansibar sich aufhaltenden Expeditionsmitgliedern besaß keines irgend welche außereuropäische Erfahrung; es war daher kein

Wunder, wenn die Organisation der verschiedenen Karawanen nur langsame Fortschritte machte. Der dadurch verursachte lange Aufenthalt der Expeditionen in dem teueren Orte mußte die Ausgaben der Gesellschaft ungemein steigern, ohne entsprechenden Nutzen einzubringen. Auch konnte es bei der Zusammenhäufung der verschiedenartigsten Elemente nicht ausbleiben, daß Verstimmungen eintraten. Manche der Herren, unzufrieden damit, daß sie sich nicht so schnell in Bewegung setzen konnten, als sie erwartet hatten, sich vielleicht ein wenig bewußt, daß sie den in sprachlicher wie in klimatischer Hinsicht eigenartig schwierigen Verhältnissen zu fremd gegenüberstanden, um ihnen vollständig gewachsen zu sein, verloren die Lust an der Arbeit, von der ihnen, wie sie wohl erkannten, viel, an erhofften Abenteuern wenig bevorstand. Enttäuschungen anderer Art, die nicht ausblieben, ballten sich zu grollenden Gewitterwolken an dem heiteren Himmel freudigen Wagemutes. In unverantwortlicher Überstürzung und Verkennung der Verhältnisse hatte man in Berlin zugegeben, daß man Ansiedler, die es wagten, sich schon jetzt als Farmer in der neuen Kolonie niederzulassen, dort gern sehen würde. Mehrere Herren hatten sich entschlossen, ihr Glück zu versuchen in der Annahme, entweder im Lande schon geordnete Verhältnisse vorzufinden, oder in der Erwartung, daß die Gesellschaft ihnen beistehen würde und könnte, um wenigstens für ihre Personen ein gewisses Maß einer Unterlage wirtschaftlichen Charakters zu schaffen. Diese Herren fand ich in Sansibar und wurde von ihnen mit Fragen bestürmt, was sie tun sollten oder könnten. Ich befand mich in einer äußerst

schwierigen Lage. Mein Gewissen verbot mir, ihnen zuzureden, sich im Inneren, wo ihnen nichts als Verluste bevorstehen konnten, als Farmer niederzulassen. Ihnen nachdrücklich abzuraten, verhinderte der Gedanke, daß ich mich damit in schroffen Gegensatz zu unserer Gesellschaft gesetzt hätte. Dieser mußten, wenn ich das tat, natürlich schwerwiegende Vorwürfe daraus gemacht werden, daß sie, ohne die Ansicht ihres einzigen in dieser Hinsicht mit Erfahrung ausgerüsteten Mitgliedes einzuholen, schon jetzt, wo sie noch im Zustande des Werdens sich befand, den Zuzug von Kolonisten überhaupt gestattet habe. Ich wußte besser als irgend ein anderer, daß an Niederlassung in unserer neuen Kolonie, zu welchem Zwecke auch immer, vorderhand noch an keiner Stelle zu denken war. Mindestens mußte noch ein Jahr, wenn nicht mehr, vergehen, ehe selbst nach meinem eigenen Plane die Unterlage geschaffen sein konnte, auf Grund deren man auch nur einen einzigen Siedler ermutigen durfte, sich im Lande niederzulassen. Und selbst dann mußte man die Zulassung beschränken auf ausgewählte Leute von nicht gewöhnlicher Charakter- und Tatkraft, fähig und gewillt, jahrelang, ohne ihr Ziel aus dem Auge zu verlieren, eine Art Robinsonleben zu führen, wie ich das früher dargelegt habe.

Zu jener Zeit aber, unter den damaligen Verhältnissen, oder besser gesagt, in dem die ruhige Ausgestaltung jedes Programms unendlich erschwerenden Zustande des Wirrwarrs, war es geradezu ein Verbrechen, Ansiedlern zu gestatten, ihr Kapital, ihre Gesundheit, ja ihre Existenz aufs Spiel zu setzen bei dem Versuch, sich in irgend einer der uns bekannt gewordenen Gegenden Ostafrikas niederzu-

lassen. Meine Situation erwies sich schwieriger, als ich gedacht hatte. Soviel ich mich erinnere, waren zwei Herren in Sansibar, die sich anzusiedeln beabsichtigten. Indem ich sie über ihre Absichten und Hoffnungen ausfragte und sie dann erkennen ließ, wie wenig Möglichkeit vorhanden sei, letztere auch nur annähernd zu verwirklichen, versuchte ich, ihnen eine Anschauung der Verhältnisse in richtigem Lichte zu erwecken. Leider stieß ich alsbald auf heftigen Widerstand nicht nur von seiten der zukünftigen Kolonisten, sondern an anderen Stellen, so daß ich deutlich zu erkennen vermochte: es war Fürsorge getroffen, irgend welchem Einfluß, den ich auf Grund meiner Erfahrung vielleicht hätte gewinnen können, von vornherein vorzubeugen.

Sobald ich mich vergewissert hatte, daß man meinen Einfluß fürchtete, daß Stellungnahme meinerseits Stürme erwecken könne, deren Wehen man in Berlin nachteilig empfinden mußte, hörte ich auf, mich zu bestreben, Einheitlichkeit in die Pläne zu bringen, soweit solche vorlagen. Ich kümmerte mich nur um die mir selbst bevorstehenden Aufgaben. Dadurch wurde ich zum ruhigen Beobachter und konnte wahrnehmen, wie schwierig die besseren Elemente es fanden, sich einzureihen in eine ordnungslose Marschkolonne ohne festes Ziel. Die Stimmung im Usagarahause war keine gehobene, daß ihr Barometer nicht einen bedenklichen Tiefstand erreichte, war hauptsächlich zu danken den redlichen Bemühungen des Herrn v. Anderten, um das persönliche Wohl der Bewohner des Hauses und Herrn v. Carnap, der trotz seiner großen Jugend ein ungewöhnlich entwickeltes Talent besaß, Öl auf die Wogen erregter Gemüter zu gießen.

Einer der Kolonisten beharrte auf seinem Vorsatz, ins Innere zu gehen und sich zu dem Zwecke meiner Expedition anzuschließen. Ich durfte ihm diesen Wunsch nicht abschlagen, und so entstand für mich die unbequeme Notwendigkeit, eine Karawane von einer ungewöhnlich großen Trägerzahl führen zu müssen. Dem Herrn widerfuhr kurz vor seinem Ausmarsche noch ein eigenartiges Unglück. Er setzte sich auf einen zusammenklappbaren Feldstuhl, die man auch vielfach als Deckstühle zu bezeichnen pflegt, und zwar so, daß er einen Teil des Untergestells mit der Hand umfaßte. Als er sich niederließ, glitt die den Widerstand gebende Leiste aus den Kerben, der Stuhl klappte zusammen, der Goldfinger der rechten Hand geriet zwischen die sich schließenden, scharfkantigen Holzteile, die das weiche Fleisch an der Innenseite des oberen Fingergliedes wie eine Schere weggeschnitten. Da der Herr ein guter Klavierspieler war, traf ihn dieser Unfall besonders empfindlich, ich bewunderte seinen Mut, trotz dieser kurz vor seinem Aufbruch eintretenden Verletzung seine Reise dennoch auszuführen. Die Größe der entstehenden Karawane veranlaßte mich, einen Reisebegleiter als Helfer zur Bewältigung der Karawanenarbeit zu wählen. Im Usagarahause war ein Leutnant, Herr Schlüter, eingetroffen, mit dem Auftrage, irgend eine Expedition selbständig zu führen, sie mußte jedoch unterbleiben, da sich bald herausstellte, daß die dafür erforderlichen Mittel nicht vorhanden waren. Dieser Herr schien mir wegen seiner Ruhe und Gelassenheit der richtige Mann zu sein, mich in der Führung meiner großen Karawane zu unterstützen und wir einigten uns

darüber, daß er mich auf meiner bevorstehenden Reise begleiten solle.

Die zahlreichen, den Abmarsch anstrebenden Karawanen verursachten lebhafte Nachfrage nach Trägern und große Schwierigkeit, die nötigen Leute zu erhalten. Meine jüngst entlassenen Leute hatten mir jedoch ein gutes Renommee geschaffen, und es mehrten sich die Anmeldungen von Trägern, deren ich bald über eine sehr bedeutende Anzahl verfügte. Die ungemein anstrengenden Anwerbearbeiten mußte ich, weil außer mir noch keiner der Herren die Eingeborenensprache beherrschte, allein bewältigen. Meine Beobachtungen über die Art der Weiterführung unseres so solide und wirtschaftlich gedachten Unternehmens, das Empfinden meiner Machtlosigkeit, die Dinge in einigermaßen gangbare Wege zu leiten, Sorge um die Zukunft und Überanstrengung riefen einen Rückfall hervor. Anstatt aufs Festland mußte ich mich noch einmal ins Hospital begeben, um einen erneuten Fieberanfall auszukurieren. Meine Karawane durfte jedoch nicht länger in Sansibar liegen bleiben. Die Kosten wären dadurch unverantwortlich gewachsen, und die mit Mühe zusammengebrachten Träger hätten leicht und wahrscheinlich sich wieder zerstreut. Ich bat daher Leutnant Schlüter, mit dem einen Teil der Karawane vorauszueilen und mich, falls ich ihn nicht einhole, auf meiner Station Simatal zu erwarten. Er tat dies nach geschickter Ausführung der ihm zugefallenen Aufgabe. Die mir auferlegte Zögerung wurde aufgewogen durch anderweitige Vorteile. Im letzten Augenblick schloß sich mir Herr Dr. H. an, der auf eigene Faust eine Reise in Ostafrika zu unternehmen

und nach deren Beendigung nach Europa zurückzukehren wünschte. Dieser Herr, von Beruf Chemiker, einer der intelligentesten Menschen, die ich in meinem Leben kennen gelernt habe, wurde die Veranlassung, daß ich mich auf späteren Reisen den Naturwissenschaften mehr zuwandte. Solange er mich begleitete, regte er allerhand Beobachtungen und Erwägungen an, die Zeit unseres Zusammenseins charakterisierte sich daher durch den denkbar eifrigsten Meinungsaustausch. Trotz einiger vielleicht mit der Jugend des Betreffenden zusammenhängenden Neigung zur Unbeständigkeit war er der geborene Mann für koloniale Verhältnisse, er illustrierte deutlich die bedauerliche Tatsache, daß es ungemein schwer hält, die geeigneten Leute überhaupt zu gewinnen und sie dann an die richtigen Stellen zu bringen. Die Tendenz der heutigen Zeit ist es nun einmal, die Intelligenz, dafern sie mit einiger Kraft gepaart ist, zur Seite zu schieben zugunsten der Gefügigkeit, auch wenn diese nur der Mittelmäßigkeit gesellt ist. Gott besser's! Auch Herr v. Bülow, der später am Kilimandscharo fiel, befand sich in meiner Karawane. Ich kann nicht umhin, einen hübschen Charakterzug dieses Mannes zu erzählen, obwohl er in keinem direkten Zusammenhange mit dem Thema dieses Buches steht. Bülow war noch recht jung und unfertig, als er Afrika aufsuchte, wo er sich als Farmer niederzulassen gedachte. Ihm fehlte alle Übersicht, selbst die über sein Eigentum, so daß seine ganze Ausrüstung, statt nach Afrika, nach Indien gegangen war, und er kaum über Kleidungswechsel verfügte. Er bat, sich mir anschließen zu dürfen, um wenigstens bis in die Gegenden zu gelangen, wo er sich niederzulassen gehofft

hatte. Unterwegs war es zeitweilig unvermeidlich, ihn darauf hinzuweisen, daß afrikanische Verhältnisse gegenüber europäischen wesentliche Verschiedenheiten aufzuweisen haben. Ich kann mir denken, daß wegen der Verschiedenheit unserer diesbezüglichen Ansichten zu jener Zeit Herr v. Bülow manchmal nicht gerade gut auf mich zu sprechen war. Wiewohl er erhaltene Aufträge nach Kräften ausführte, sah ich doch, daß er mir auf meiner bevorstehenden Reise nicht von Nutzen sein konnte und ich nahm ihn nicht weiter mit als bis zu meiner Station, wo sich damals alle ins Land gehenden Karawanen vereinigten. Ein Jahr später traf ich Herrn v. Bülow als Chef einer Station am Kinganiflusse wieder an. Er war noch ein wenig verstimmt, meinte aber, er hätte damals auf der Expedition doch manches gelernt, das ihm nützlich geworden wäre, so daß er jetzt die Station allein ganz gut verwalten könnte. Da es in seinem Hause und um ihn herum ein wenig wüst aussah, lud ich ihn in mein Zelt zu Tisch, wo er verwundert war, ein weißes Tischtuch und mich in sauberer Karawanenkleidung zu finden. Er bemerkte: Wie machen Sie es nur, daß Sie auch auf der Karawane doch immer „anständig" aussehen, wenn man unter Niggers leben muß, wird alles um einen her doch immer gleich zum Schweinestall. Jahre danach, als Herr v. Bülow sich schon durch schneidiges Verhalten in der Schutztruppe, in die er übernommen worden war, ausgezeichnet hatte, erschien er in deren schmucker Uniform bei mir in meiner Wohnung in Berlin. Er schüttelte mir in seiner immer etwas verlegenen Weise die Hand und sagte: „Ich komme um Ihnen

dafür zu danken, daß Sie mich damals in der Karawane so tüchtig rangenommen haben. Ich habe längst eingesehen, daß Sie in jedem Worte recht hatten, und Ihre Lehren damals haben mir die Augen darüber geöffnet, worauf es in Afrika eigentlich ankommt. Sie sehen aber, daß ich davon profitiert habe, und daß doch noch etwas Tüchtiges aus mir geworden ist." Gerührt von dieser vornehmen Denkungsweise schüttelte ich ihm die Hand, freute mich an seiner hünenhaften Gestalt und dem besonnenen Wesen, das sich bei ihm eingestellt hatte, ich gratulierte ihm zu seinen Leistungen und schied von ihm in der Zuversicht, daß er sich im Leben zurechtfinden werde. Ich sah ihn nicht wieder, denn kurz darauf fiel er als Held am Kilimandscharo.

Meine Karawane erreichte Simatal. Der dort hingesandte Gärtner hatte sie nach besten Kräften ausgebaut, mehr Land urbar gemacht, Gemüse darauf gezogen, sowie verschiedene Nebengebäude errichtet. Das Haus wurde jetzt bewohnt. Da man aber den geschlagenen Estrich, den ich hinterließ, durch einen Fußboden von Bambus bedeckt hatte, machte ein entsetzlicher, flohzeugender Staub den Aufenthalt höchst unbehaglich. Die Neuarbeiten verrieten ebensosehr den tätigen Mann, wie den Mangel alles Einblicks in die wesentlichen und darum erforderlichen oder überflüssigen Dinge. Eine der anderen Expeditionen, mit den Bewohnern von Simatal in geringer Übereinstimmung, hatte es unternommen, unweit des Dorfes, in dem ich die erste Zeit meines Aufenthaltes in Usagara zubrachte, eine zweite Station anzulegen. Ein Haus nach dem Muster des meinen stand schon da.

Ich sah diese Vorgänge mit Bestürzung. Die Ergebnisse meiner Überlegungen auf Grund meiner Beobachtungen an Ort und Stelle, geläutert durch die Kenntnis kolonialer Entwicklung, die ich aus Südafrika mitgebracht hatte, alles wurde über den Haufen geworfen durch ein stürmisches Vorwärtsdrängen nach gestaltlosen Zielen. Die verschiedenen Herren, von dem besten Willen und wirklichem Drange zur Tat erfüllt, konnten sich unmöglich aus eigenem Wissen ihre Aufgaben stellen. Es war natürlich, daß jeder selbst die erfolgreichste Expedition zu machen wünschte. Worin der Erfolg bestehen könne, müsse, an der Hand welches Maßstabes konnten sie sich darüber Rechenschaft ablegen? Auch ein gemeinschaftliches Zusammenwirken zwischen ihnen war unter diesen Umständen ausgeschlossen, dazu hätte gehört, sie sämtlich auf Anstrebung eines allen ersichtlichen Zieles zu verpflichten, oder daß einem von ihnen die Direktive über die vorzunehmenden Bewegungen übertragen worden wäre.

Man hätte damals mit weniger Übereilung weniger danach streben sollen, die überraschende Wirkung unserer ersten Erwerbungen im Wege der Vertragsabschließungen durch nochmalige Anwendung derselben Mittel womöglich noch zu übertreffen, neue Schlachten auf alten Schlachtfeldern zu schlagen. Hätte man weniger versucht, das deutsche Publikum durch Berichte über zu erwartende ungeheure politische Erfolge in Atem zu halten, ihm statt dessen die Gewähr für Schaffung wirtschaftlicher Unterlagen gegeben, die Entwicklung Ostafrikas hätte vermutlich wesentlich andere Wege, jedenfalls ein schnelleres Tempo eingeschlagen. Die ertraglose Verausgabung großer

Gelder nur für politische Zwecke mußte das Zutrauen der Geldgeber in Deutschland zu unserer wirtschaftlichen Einsicht erschüttern, immer ein Hinderungsgrund werden für die Ausgestaltung unseres Unternehmens zu einer Charterkompagnie, d. h. einem kaufmännischen Betriebe als Träger von Hoheitsrechten, wie wir sie uns doch ursprünglich gedacht hatten. Viele Sachverständige jener Zeit glaubten für die Weiterführung unserer Kolonialpolitik jene Form als die geeignetste ansehen zu sollen. Sie gaben ihr jedenfalls weitaus den Vorzug vor dem Verwaltungsbetriebe durch die Regierung, einmal, weil sich nachrechnen ließ, daß es das billigere System von beiden war, weil es ferner als das entschieden elastischere angesehen werden durfte. Blickt man heute auf den bisherigen Entwicklungsgang Ostafrikas zurück, so wird man leicht der Anschauung beipflichten können, daß eine richtig geleitete Charterkompagnie im Verein mit unserer Regierung für die Erhaltung des Umfanges ihres Landgebietes hätte sorgen können. Sie hätte vielleicht nur einen geringen Teil davon in politische Verwaltung genommen, dafür einen weit größeren wirtschaftlich intensiv bewirtschaftet. Ich habe für diesen Gedanken früher die Formel angewandt, man hätte nicht das für unsere Kolonien erforderliche Betriebskapital und den Machtaufwand bemessen sollen nach dem Umfange des in unseren Besitz gelangten Landes, sondern mußte das wirtschaftlich zu erschließende resp. in Verwaltung zu nehmende Land abgrenzen nach Maßgabe der vorhandenen Mittel und Kräfte.

Meine Station konnte, wie früher hervorgehoben, nur ein Notbehelf sein. Der erste wirklich feste Punkt mußte

in möglichster Nähe der Küste errichtet werden. Daß deshalb die Anlegung einer zweiten Station neben der meinigen, an einem Ort, den ich aus Gesundheitsrücksichten verlassen hatte, nur unnötige Ausgaben verursachte ohne Nutzen zu bringen, das waren Gesichtspunkte, für die man von den eingetroffenen Herren, Neulingen auf den von ihnen betretenen Pfaden, hinreichenden Weitblick nicht erwarten durfte. Aber keiner der Herren war in der Lage, mir irgend welche Mitteilungen zu machen über die Ziele, die man etwa in Berlin verfolgte. Sie hatten dort nichts gehört außer den etwas unbestimmten Aufgaben, die jeder der Expeditionen obliegen sollten. Fehlte es in Berlin an einem durchdachten wirtschaftlichen Programm, so mangelten draußen Persönlichkeiten mit der Befähigung, Ordnung in den Verlauf der Handlungen zu bringen. Hätte sich damals jemand der Führung bemächtigt, so wäre bei willigem Zusammenwirken doch vielleicht ein politisches Resultat zu erringen gewesen durch energische Ausführung der früher erwähnten Ringexpedition, mittelst deren man große Gebiete eingekreist und fremde Bewerber davon ferngehalten hätte.

Betrachtungen über diese und ähnliche Gesichtspunkte füllten neben anderen Arbeiten die Zeit unseres Aufenthaltes auf meiner alten Station aus. Das Zusammentreffen von Trägern mehrerer Karawanen brachte zwar viel Leben an den sonst so einsamen Ort, allein die dünne Bevölkerung der Gegend vermochte nicht die zugezogenen Menschenmengen zu ernähren. Mangel von Lebensmitteln und deren nicht unwesentliche Verteuerung war die unausbleibliche Folge.

Unsere Leute mußten bald entfernte Dörfer aufsuchen, um Nahrung zu finden und die Beschaffung von hinreichendem Proviant für eine große Anzahl Menschen, die eine längere Reise antreten wollten, gestaltete sich ungemein schwierig. Ich veranschlagte, daß ich mindestens für drei Tage Nahrungsmittel brauchte. Brach ich mit weniger auf, so stand zu befürchten, daß die Leute, solange die Station noch erreichbar war, des Nachts davonliefen, angeblich, um sich Lebensmittel zu holen, dabei aber die Wiederkehr vergaßen. Die Träger erkannten die Lage ganz genau, und es gefiel ihnen natürlich besser, sich fast beschäftigungslos auf der Station, oder in deren Nachbarschaft herumzutreiben, als tagelang Lasten zu schleppen. Sie waren deswegen niemals imstande, hinreichende Rationen aufzutreiben; wiederholt mußte die Abreise verschoben werden. Mit Leutnant Schlüter kam ich überein, Nahrungsmittel an einem Orte aufkaufen und lagern zu lassen, den wir später passieren mußten. Makutubu und Juma, ausgerüstet mit den nötigen Waren zum Einkauf, wurden mit der Aufgabe betraut. Als sie gut verrichteter Sache zurückkehrten, mußten am folgenden Morgen sämtliche Träger antreten und sich zu ihrem Erstaunen sofort in Marsch setzen. Kein Wehklagen wegen unvollständiger Verproviantierung oder zurückbleibender soeben erst erhandelter Weiber fand Berücksichtigung, es begann der Marsch nach dem Hochland. Im letzten Augenblicke schloß sich uns Dr. H. noch an. Schon in Msuka, dem Ort, wo ich die Nahrungsmittel vorfand und deswegen einen Tag verweilte, änderte er jedoch seinen Plan und wandte seine Schritte wieder rückwärts, sehr zu meinem Bedauern, da ich in ihm einen

höchst belehrenden Reisekameraden verlor. Schlüter und ich waren nun allein und aufeinander angewiesen. Ich beabsichtige nicht, einen Bericht über den Verlauf unserer Reise zu geben, darf aber doch nicht unterlassen zu erwähnen, daß ich inmitten des Berglandes, das wir nun passierten, der Rubehoberge, eine Gegend fand, die sich nach meiner Beurteilung unbedingt zur Viehzucht eignet. War auch das Gebiet kein ausgedehntes, so schien es doch immer die Möglichkeit zu bieten, Siedlungsversuche zu machen, wenn sich anderen Ortes kein geeignetes Land finden sollte. Die Höhenlage ist beträchtlich, die Bergabhänge entsenden reichliche Wasservorräte in Gestalt zahlreicher Rinnsale, die Temperatur war für die Jahreszeit, Oktober, angenehm kühl. Bald erreichten wir wieder Tiefland, das in der Gegend um den Wohnsitz des Häuptlings Marore dicht bewohnt und gut kultiviert, sich anscheinend vortrefflich zur Bebauung, also auch für Plantagen eignet. Sobald der Ruaha überschritten war, änderte sich die Gegend, die, hier des Wassers entbehrend, als trockenes Buschland sich ausdehnt, in dem wir wegen Wassermangels recht beschwerliche Tage erlebten. Am Fuße einer als mächtiges Gebirge sich präsentierenden Stufe, deren Anstieg auf das Hochland von Uhehe führt, wurde einige Zeit Rast gemacht, um der Karawane nach der letzten großen Anstrengung Ruhe zur Kräftesammlung zu gewähren. Ein mühsamer Aufstieg in regenverwaschenen Rinnen im hellfarbigen, hier das Gebirge bildenden Sandstein, führte uns empor. Die mächtigen Bergspitzen um uns her rückten auseinander, anstatt aber, wie man hätte erwarten können, eine labyrinthische Bergwelt zu

eröffnen, traten sie hinter uns zurück dem Auge eine weite Ebene zu unseren Füßen freigebend.

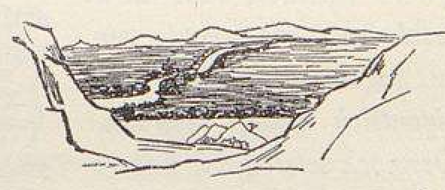
Ich erkannte auf den ersten Blick, daß ich hier gefunden, was ich gehofft und gesucht hatte. Vor uns dehnte sich das Land in unermeßlicher Weite aus, stellenweise ist es von Busch bestanden, der auf Monsoon fangenden Bergrücken zu wirklichem dunklem Walde wird, aus dem steil und kahl unnahbare Bergkegel emporragen, gewaltige Wegweiser für Weiß und Schwarz von feuchtheißem, buschbedecktem Tieflande, zu kräftiger Luft, heiterer Fernsicht, wogendem Grase, zur freien Steppe. Wie bekannt mir das alles vorkam. Fast wähnte ich die Drakensberge in Südafrika von Natal aus erklommen zu haben. Dasselbe Gestein, derselbe feuchte, undurchdringliche Wald, dieselben zackigen Berge. Auch der Graswuchs war dem dortigen ähnlich, und wenn auch noch roher und härter als in den besser abgeweideten Gegenden Südafrikas, so doch im Vergleich zu dem des Tieflandes, das wir eben verlassen, kurz und weich. Hier mußte Viehzucht möglich sein, und hätten mich äußere Anhaltspunkte noch einen Augenblick im Zweifel gelassen, er wäre sofort gefallen, als wir in einiger Entfernung Rinderheerden von stattlicher Stückzahl umherweiden sahen als lebender Beweis, daß Viehzucht zu den Gepflogenheiten der Landesbewohner gehöre. Diese waren bei näherer Bekanntschaft wenig einladend. Sie bettelten unerträglich, ohne jemals irgend eine Leistung zu vollbringen, derentwegen man ihnen ihr unleidliches Betragen hätte vergeben können. Die Lebensmittel flossen spärlich, man versuchte, überall uns festzuhalten, oder Schwierigkeiten in den Weg zu legen, um unser Vor=

dringen wenn nicht zu vereiteln, so doch zu verlangsamen. Die Wirkung auf meine Leute blieb nicht aus, in der Karawane erstanden entsetzliche Gerüchte über bevorstehenden Überfall durch die Wahehe, Gefangennahme, Tortur, Hinrichtung usw. usw. Als dann eines Tages, nachdem wir trotz aller Hinhaltungsversuche dennoch ein gutes Stück vorgedrungen waren, einige Große eintrafen, um uns nach Ziel und Zweck unserer Reise zu befragen, da entfesselte deren Erscheinen eine panikartige Furcht unter meinen Leuten, so daß ihrer eine erkleckliche Anzahl während der Nacht ausriß und das Weite suchte, um nicht dem grausamen König von Uhehe in die Hände zu fallen. Hätte meine Krawane einen größeren Prozentsatz Wanyamwezi statt Sansibariten enthalten, so wäre dies Ereignis kaum eingetreten, wir hätten Mittel gefunden uns durchzuschlängeln, wie es Giraud vor uns getan hatte. Der Verlust vieler Träger schwächte meine Kräfte so wesentlich, daß es unmöglich wurde, in der eingeschlagenen Richtung weiter vorzudringen. Der Eindruck, den ihr Erscheinen hervorgerufen hatte, hob natürlich den Stolz der Wahehekrieger um ein bedeutendes, sie verlangten nun nicht nur Auskunft über allerhand Dinge, die sie nichts angingen, sondern auch die Entrichtung des damals noch üblichen Hongo's oder Wegezolles. Diesen zu gewähren, konnte ich mich nicht entschließen, allein es stellte sich heraus, daß wir unsere Lasten mit der durch Desertion erheblich verminderten Anzahl Träger nicht fortschaffen konnten, wir mußten fünf Bündel an Ort und Stelle liegen lassen oder sie vernichten, wenn wir sie nicht dem Könige überließen. In der Hoffnung eine günstige Wirkung durch ein Ge=

schenk zu erzielen, übergab ich den Abgesandten die Bündel Zeuge, nur einen Vorrat Pulver, den ich nicht in die Hände dieses Volkes fallen lassen wollte, verstreute ich im Grase. Das gab Anlaß zu der Bemerkung: ich verstreue wohl Dawa, Medizin, um das Vieh zu vergiften. Die Krieger konnten sich nicht denken, daß man mit Schießpulver so verschwenderisch umgehe. Ich freue mich noch heute meiner damals geübten Vorsicht, denn mein Pulver hätte andern=falls kurze Zeit später gegen unsere eigenen Volksgenossen Verwendung gefunden. Als ich sah, daß mit so furcht=samen Leuten wie den meinigen über das Hochplateau das Gebirgsland am See nicht erreicht werden konnte, beschloß ich, einen anderen Weg aufzusuchen. Der Gedanke an die Wasserstraße erwachte in seiner alten Kraft, und ich schlug ohne zu zögern die Route ein, die mich zu dem Oberlauf des Rufidji, Ulanga genannt, führen mußte. Diesen Strom gedachte ich wenn möglich zu benutzen, um von dem Punkte wo die vorausgesetzte Brauchbarkeit endete, wieder ins Ge=birge zu klimmen und unter Umgehung der feindseligen Wahehe in dem, eines gastlicheren Rufes sich erfreuenden Ubena, die Reise fortzusetzen. Wie geplant wurde die Reise ausgeführt. Wieder im Tieflande angelangt, fand ich bei all den Stämmen, die ich nun besuchte, sichtliches Entgegen=kommen, weil man in uns Feinde der Wahehe und darum natürliche Verbündete gegen diese zu erblicken glaubte. Wir erfuhren, daß unsere entlaufenen Leute sich nach der Küste gewandt hatten. Dort setzten sie, um ihr unmotiviertes Er=scheinen zu rechtfertigen, das Gerücht in Umlauf, daß unsere Karawane überfallen, zersprengt worden wäre, und fügten,

um ihren Bericht recht glaubhaft zu machen, hinzu, Schlüter und ich seien nach Erlegung ganzer Heerscharen der Feinde, endlich von der Übermacht überwältigt und gefallen. Einige Zeitlang verließ man sich auf diese Angaben, und ich hatte später das Vergnügen, die Nachricht meines Todes in den Zeitungen lesen zu können. Daß man mich auch in eingeweihten Kreisen für wenigstens verschollen hielt, geht aus einem Vermerk auf einem Briefe hervor, den ich schrieb, kurz nachdem ich Uhehe verlassen, dessen Tenor aber den Beweis erbringt, daß weder meine Zuversicht noch meine Stimmung durch das Ereignis gelitten hatte. Da dieser Brief stets die Heiterkeit seiner Leser aus meinem Bekanntenkreise erregt hat, wage ich ihn hier meinen Lesern vorzulegen.

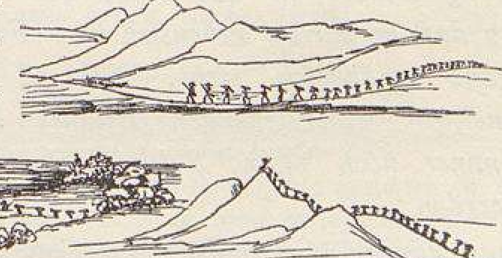
Pa Kidatu am Ruaha.
29./X. 85.



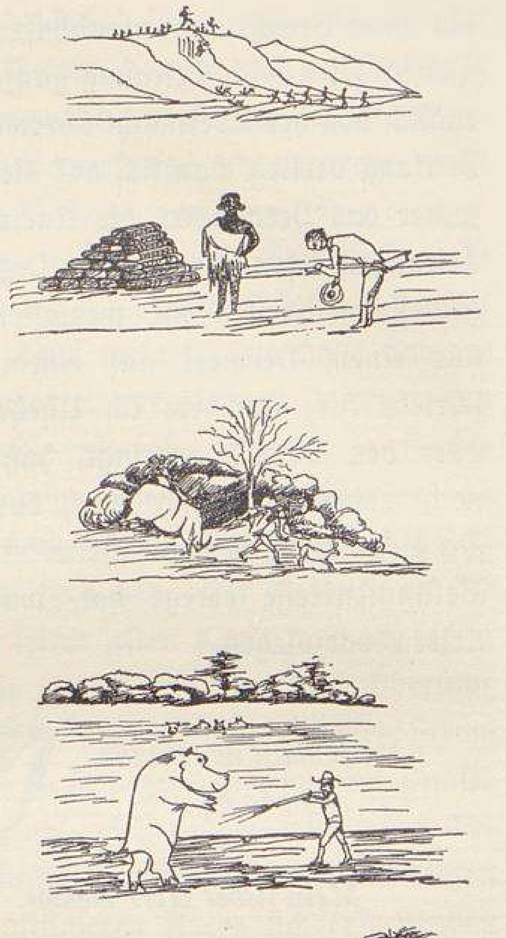
Mein lieber Herr Doktor.

J'ai l'honneur de vous saluer!

Es macht mir besonderes Vergnügen, Ihnen einige kurze Nachrichten über unsere Reise nach Uhehe übersenden zu können. Wir überschritten mehrere Flüsse, erstiegen viele hohe Berge meist ohne Mühsale. In dem gelobten Lande

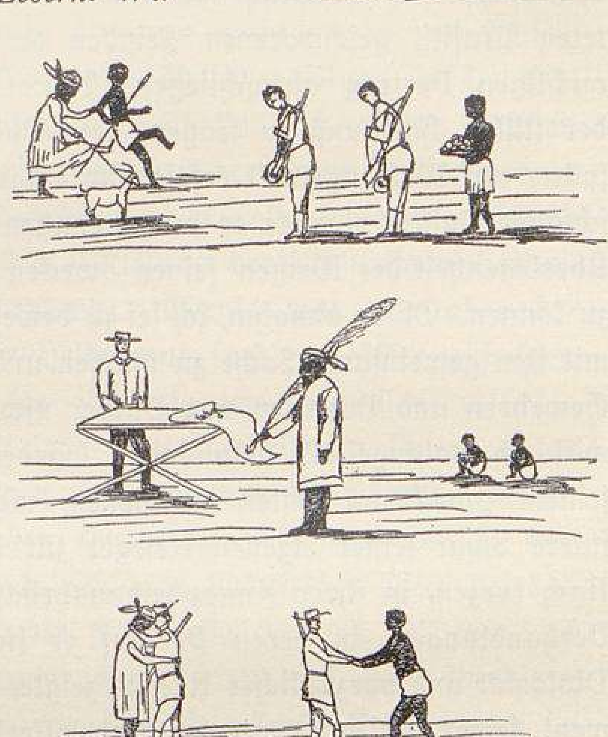


wurde uns ein unseren Absichten ganz unwürdiger Empfang zuteil, und wir verließen es, weil wir uns verletzt fühlten, nachdem vorher Se. schwarze Majestät geruht hatte, eine kleine Tributforderung allergnädigst entgegenzunehmen. Uehe ist ein Land von außerordentlich großem Wildreichtum, und auch uns bot sich Gelegenheit auf ein „Pharu" zu jagen. Doch glaubt man oft zu schieben und wird geschoben, ebenso wie wir zu jagen glaubten, aber eigentlich gejagt wurden. Dennoch setzten wir unsere Jagdversuche fort. Eine Nilstute warf verlangende Blicke nach mir, sie wurde mein eigen. Leutnant Schlüter hatte das Unglück, von einem schlecht schießenden Gewehr eine Ladung Pulver in das Auge zu bekommen, so daß er zurzeit nebenstehender Figur nicht ganz unähnlich sieht, während Sie aus meinem nebenstehenden Bildnis hoffentlich immer noch meine Salonfähigkeit erkennen werden.

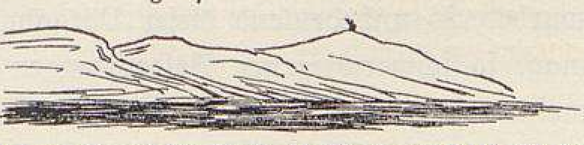




Unsere Gesundheit ist Gott sei Dank



gut. Wir leiden beide ein wenig an geschwollenen Lebern. Wir sind jedenfalls gutes Mutes, da wir von dem Sultan Kidatu sehr freundlich aufgenommen und bewirtet wurden. Einen ihm vorgelegten Vertrag unterzeichnete er bereitwilligst. Wir schieden als Freunde. Von hier beabsichtigen wir nach Mahenge zu gehen, von dort wieder in die Berge, von denen wir im Geiste den Dampfer sehen, der uns wieder in die Heimat führt. Leben Sie wohl, lieber Herr Doktor. Eine Zeile von Ihnen wird mich immer sehr erfreuen und findet mich, wenn an das Bureau der Gesellschaft adressiert. Inzwischen wünscht Ihnen alles Gute und grüßt Sie herzlichst aus der Ferne



Ihr ganz ergebener
Graf Pfeil.

Vorstehender Brief, an Herrn Dr. W. H. in Jena gerichtet, ist, da demselben ein Schreiben an die D. O. A. G. nicht beilag, im Interesse des seit mehreren Monaten für verschollen gehaltenen Absenders heute, am Empfangstage, von mir eröffnet worden. Sansibar, 14. 2. 86. L.

Ehe wir den Ulanga erreichten, gelang es mit Nalioto, dem Häuptling der Mahenge, einem Stamme der gefürchteten Mafiti, geschworenen Feinden der Wahehe, einen wichtigen Vertrag abzuschließen. Nalioto schien sich mit der stillen Hoffnung zu tragen, den Wahehe früher oder später mit Waffengewalt erfolgreich entgegenzutreten. Mit schlauer Politik glaubte er mich benutzen und in mir die Überlegenheit der Weißen seinen Zwecken dienstbar machen zu können. Ob er annahm, ich sei zu bewegen, unverzüglich mit ihm gemeinsame Sache zu machen und ihn mit meinen Gewehren und Vorräten von Pulver usw. zu unterstützen, will ich dahingestellt sein lassen. Jedenfalls dachte er seinem Zweck am besten zu dienen, wenn er mir eine starke Schar seiner eigenen Krieger zur Verfügung stelle. Nach kurzen, in ihrer Knappheit wahrhaft überraschenden Verhandlungen, in deren Verlauf er sich als gewiegter Diplomat und vorzüglicher Redner zeigte, ließ er ein Regiment seiner Krieger antreten und allerhand vorzügliche Exerzierübungen ausführen, wahrscheinlich in der Absicht, zu zeigen, über welche bedeutende Macht und vorzügliche Kriegsscharen er verfüge. Die durchaus fesselnde Vorführung endete mit einer originellen Zeremonie, während deren mir ein elfenbeinerner Ring über den Arm gestreift und ich zugleich zum Häuptling eben dieser Krieger ernannt wurde. So unbedeutend dieser Vorgang an sich erscheinen mag, so schwerwiegende Betrachtungen weckte er doch in meinem sorgenden Innern. Ich verkannte nicht, daß selbst wenn wir eine Charterkompagnie würden und blieben, doch der Augenblick kommen werde, in dem wir einer Exekutivmacht in irgend einer Gestalt bedürfen würden. Keiner

Kolonie war diese Notwendigkeit erspart geblieben. Überall aber, wo in den Kolonien eine regelrechte Militärmacht errichtet worden war, hatte deren Unterhalt und Verwendung im Bedarfsfalle Summen verschlungen von solcher Höhe, daß die Aufbringung ähnlicher Mittel in Deutschland kaum erwartet werden durfte. Ich wußte, welchen Aufwand die Unterhaltung der berittenen Policeforce in Natal verursachte, daß die großen Kosten einer der Gründe gewesen war für die Auflösung der ehemaligen Hottentottentruppe im Kaplande. Ebenso war mir aber bekannt, mit welchem Heldenmut farbige Völker gefochten hatten, nicht nur für ihre eigenen Interessen, wie die Zulus im letzten Kriege oder in früheren Zeiten unter ihren großen Königen, sondern auch dann, wenn sie im Dienste der Europäer Verwendung fanden wie in den Anfängen der Kolonialgeschichte Südafrikas. Hier bei den Mahenge schien mir ein Fingerzeig gegeben, wie wir uns eine bewaffnete Macht schaffen konnten, deren ständiger Unterhalt uns nicht zur Last fiel, deren Verwendung in unserem Belieben stand. Alle diese Erwägungen veranlaßten mich, für die Pläne Naliotos möglichstes Interesse und weitgehendstes Entgegenkommen wenigstens anscheinend zu zeigen. Wurden wir den kleinen Zwecken des Nalioto dienlich, so nützten diese wieder in höherem Maße uns, und es war nur eine Frage der Geschicklichkeit, die Geister die man gerufen hatte, auch wieder los zu werden. Keinesfalls war es das erstemal in der Kolonialgeschichte der Völker, daß eingeborene Stämme gegeneinander ausgespielt und einer gegen den anderen benutzt worden wäre. Ich gestehe, daß ich an den Einfluß, den ich damals unter

den Mahenge unfraglich gewann, nicht geringe Hoffnungen bezüglich der Zukunft unserer Kolonie knüpfte. Es ist immer unrichtig zu klagen, wenn es zu spät ist, ich wage aber die Vermutung auszusprechen, daß die Expedition Zelewski einen wesentlich anderen Verlauf genommen hätte, wäre sie von einer Schar kriegsgeübter, mit der Kampfesweise der Wahehe bekannter Mahenge begleitet gewesen. Die Tatsache, daß später die Mahenge von uns bekriegt worden sind, ändert an meinen Schlußfolgerungen durchaus nichts, sondern zeigt höchstens, wie wenig wir es verstanden, gegebene und geschaffene Verhältnisse in unserem Interesse zu verwerten. Das Herz voll Hoffnungen und erfreut über den Erfolg, den das Geschick mir in den Schoß geworfen hatte, wandte ich mich nun der Aufgabe der Untersuchung des Flusses auf seine Verwendbarkeit als Wasserweg zu. Wir erreichten den Fluß bei Nga Homa, befuhren ihn in zwei Kanoes und gelangten nach langer Fahrt in ausgedehnte Sümpfe, die das Weiterkommen praktisch unmöglich machten. Wir verließen den Fluß, um mit einigen der anwohnenden Ubenahäuptlingen Beziehungen anzuknüpfen und Verträge abzuschließen. Bei allen war die Kunde von unserem Erlebnis unter den Wahehe schon eingetroffen, wir fanden daher bereitwilliges Entgegenkommen. Man erblickte in uns Feinde der Wahehe, die natürlich allen denen als mögliche Bundesgenossen willkommen sein mußten, die sich von ersteren bedrückt fühlten. Deren waren Legion und so fanden wir überall offene Herzen und Hände. Die Untersuchung des Flusses ergab, daß er von der Stelle wo wir uns eingeschifft, stromaufwärts auf eine lange Strecke für Fahr-



Erste deutsche Niederlassung in Ostafrika, Januar 1885

zeuge geringen Tiefganges fahrbar sein muß, noch war es ungewiß, ob stromabwärts bis zu den bekannten Suguli-Fällen nicht Hindernisse sich der Schiffahrt entgegenstellen würden. Ich fand auf dieser Strecke später noch eine Barre quer über den Fluß, deren Beseitigung erst einer kommenden Zeit erforderlich erscheinen wird. Zu Nga Homa zurückgekehrt, zog ich in ernste Erwägung, ob ich nicht vielleicht doch noch selbst die schon mehrfach angedeutete Ringexpedition ausführen solle. Leider sprach alles dagegen. Die Musterung meiner Warenvorräte machte es mir nachdrücklich klar, daß ich über nicht annähernd hinreichende Mittel für ein Unternehmen von längerer Dauer verfügte. Ich überlegte die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit am Südende des Tanganyika Araber zu treffen, in deren Niederlassungen ich meine Warenvorräte hätte ergänzen können. Für mein Temperament schien die Aussicht auf eine höchst interessante Reise entlang dem Tanganyika bis zum Viktoria und von da zur Küste ungemein verlockend, ganz abgesehen von den Erfolgen, die mir dabei vielleicht winkten. Allein zwei Gründe hielten mich von der Ausführung dieses großzügigen Planes schließlich doch ab. Meine Leute hatten mir Beweise ihrer Unzuverlässigkeit gegeben. Ich glaubte nicht, mit einer der Mehrzahl nach aus Sansibariten zusammengesetzten Karawane einen Zug wagen zu dürfen, der sicherlich an Leiter wie Träger ungewöhnliche Anforderungen stellen würde. Zwar wäre die Möglichkeit nicht ausgeschlossen gewesen, an den Ufern des Tanganyika Wanyamwezitrager anzuwerben, allein hier spielte der zweite Grund, dessentwegen ich die Reise unterließ, schon mit hinein. Ich hatte, als ich die Reise entwarf,

ihre Ausdehnung nur bis in das Bergland am Nyassa geplant und vorgeschlagen, mich auch nicht mit mehr als den hierzu nötigen Waren auszurüsten. Alle meine bisher gemachten Beobachtungen weckten in mir das intuitive Empfinden, ich würde, wenn ich das von mir selbst gestellte Programm überschritt, in irgend einer Form verantwortlich gemacht werden, namentlich wenn meine Handlung andere als dafür vorveranschlagte Unkosten verursachte. Im Hinblick auf die Hoffnungen, die ich bezüglich meiner eigenen Zukunft an die koloniale Bewegung knüpfte, durfte ich keine Handhabe geben, die, gleichgültig ob dazu die innere Berechtigung vorlag oder nicht, gegen mich benutzt werden konnte. Nachdem ich diese Sachlage mir klar gemacht und mit Schlüter besprochen, entschlossen wir uns zur Rückkehr an die Küste. Wir hatten wenn auch nicht den ersehnten Ring, so doch das Segment eines solchen gezogen, innerhalb dessen es jetzt schwer halten würde, uns verdrängen zu wollen, auch wenn unsere Ansprüche auf die dort liegenden Gebiete nicht durch Verträge gestützt wurden. Jedenfalls ist diese Auffassung bei der endgültigen Abgrenzung unserer ostafrikanischen Kolonie maßgebend geworden, denn die ausgedehnten Steppenländer zwischen Ruaha und Tanganyika sind uns zugefallen; es war für andere nicht mehr gut möglich, sie in Besitz zu nehmen, als sie den Zugang zu ihnen von der Küste aus zugebaut sahen. Auf diese Weise war uns wenigstens die Gegend der hohen Bergländer am Nordende des Nyassa und damit ein Auswanderungsgebiet in nicht allzu ferner Zukunft gesichert. Mit diesem Resultat mußte ich mich begnügen, das Weitere dem Schick-

sal überlassen. Wir zogen stromabwärts, um den unteren Teil des Flußlaufes noch kennen zu lernen, und strebten dann nach Kilwa, um diesen Hafen in Augenschein zu nehmen. Damals war mir unbekannt, daß es zwei Orte dieses Namens gibt, und daß die Schiffe der Britisch India-Linie den nördlicheren anliefen. Die Führer brachten uns deshalb anstatt nach Kilwa Kisiwani, dem Ort, dessen handelspolitische Bedeutung sich vielleicht dereinst zu neuem Leben erwecken läßt, nach Kilwa Kivindje, wo der nächste Dampfer täglich erwartet wurde. Wir beschlossen mit diesem nach Sansibar zurückzufahren. Hier war man erstaunt, die Totgeglaubten wiederkehren zu sehen, allein die obwaltende Stimmung bewies, wie richtig meine Beurteilung der Lage gewesen war. Für mich war kein Feld der Betätigung zu finden in dem Unternehmen, das ich selbst mit ins Leben gerufen, dessen Grenzpfähle ich soeben erheblich weitergetragen hatte. Mir blieb nur übrig, nach Europa zurückzukehren, vielleicht gelang es dort, für meine weitere Mitarbeit die Grundlagen zu schaffen. Da kurz nach unserer Ankunft ein Privatdampfer des Sultans nach Indien ging, benutzte ich die Gelegenheit zu baldiger Abreise, um auch dieses Land wenigstens flüchtig kennen zu lernen. Leutnant Schlüter schloß sich auch hier an. Berlin erreichte ich eines Abends im Mai. Ich hatte also ohne Unterbrechung anderthalb Jahre in Ostafrika zugebracht, und meine Leser wissen nun, inwieweit es ein Vergnügungsaufenthalt gewesen war. Ich brachte mehrere Verträge mit, die, wenn ich auch durchaus nicht verkenne, daß ihre Bedeutung nur eine theoretische war, doch genau denselben Wert besaßen wie

jene, die wir zuerst abschlossen, mit denen Peters ein Jahr vorher in Berlin anlangte. Ich hatte des Tages Last und Hitze erduldet, ohne in irgend einer Form durch äußeren Beifall, Genüsse der Zivilisation, Aussicht auf eigenen Vorteil oder Ehren getragen oder ermutigt zu werden. Meine Überzeugung, daß unsere Sache gut sei, darauf beruhende Begeisterung für sie und der Entschluß zum Werk, also ein mutiges Herz und starker Wille, waren die Quellen meiner Kraft gewesen. Nach Maßgabe der letzteren hatte ich gestrebt, mein Bestes zu tun unser Unternehmen zu fördern, hatte jedenfalls nach einem überlegten Programm gehandelt und Erfahrungen darüber gesammelt, in welcher Weise draußen weiter vorgegangen werden konnte und mußte. Von den Herren, die jetzt in Berlin am Ruder waren, überragten mich sicherlich alle an Geschäftskenntnis, in der Fähigkeit, sich gegenüber europäischen Einflüssen durchzusetzen. Wer aber konnte sich mit mir messen in bezug auf Kenntnis unseres neu erworbenen Landes, Einblick in dessen latente wirtschaftliche Quellen. Ich hatte somit Anspruch auf zwei Dinge. Auf eine wenigstens die konventionellen Formen wahrende Rücksichtnahme auf meine bisherige Mitarbeit, zweitens auf Gehör bei der Beratung über die Weiterentwicklung unseres Unternehmens in Afrika selbst. Ich durfte mir dabei nicht verhehlen, daß meine Stimme in allen Dingen, die sich auf den Ausbau in Europa bezogen, wahrscheinlich gegenüber anderen Ansichten, die hier mitzusprechen hatten, kaum ein Gewicht in die Wagschale werfen konnte. In allen lediglich afrikanischen Fragen wog dagegen mein Urteil schwerer als irgend ein anderes, das des Herrn Peters einbegriffen. Als ich am Abend

jenes Maitages auf dem Potsdamer Bahnhof in Berlin, die Last meiner jüngsten Vergangenheit tragend, dem Zuge entstieg, fand ich einen Herrn dort, der mir von Dr. Peters die Aufforderung brachte, mich in einer von ihm bezeichneten Kneipe einzufinden, um ihm Bericht zu erstatten. Ich begab mich in mein Hotel, und es vergingen mehrere Tage, ehe ich Herrn Peters zufällig irgendwo traf. Damit endete für die nächste Zeit unsere gemeinsame Tätigkeit. Wenn schon meine auf Kosten von Körper und Gemüt erworbenen Erfahrungen für die Weiterentwicklung unseres Unternehmens so wenig Wert zu haben schienen, daß keinerlei darauf sich gründende Mitarbeit mich zu der Geschäftsstelle der Gesellschaft führte, so konnte ich doch nicht unterlassen, mich in meinem eigenen Interesse einige Male dahin zu begeben. Ich hatte bis jetzt meine Arbeit aus Enthusiasmus für die große Sache geleistet, dadurch auch in Afrika keine eigenen Ausgaben gehabt; in Deutschland aber traten nicht nur die Anforderungen des Kulturlebens, sondern die durch meinen Gesundheitszustand bedingten, an mich heran. Ich glaubte ein Anrecht auf irgend einen Gehaltsbezug zu haben, um so mehr, da von seiten des Dr. Peters bislang bei ihm zweckmäßig erscheinender Gelegenheit stets ein Angehörigkeits- und damit Unterordnungsverhältnis meinerseits zu der neuen Organisation betont worden war. Allein meine diesbezügliche Ansicht muß sich wohl auf falschen Grundlagen aufgebaut haben, denn es war keine Rede davon, daß ich als eingeordnetes Glied der Gesellschaft wie Dr. Peters selbst auch in materiellem Sinne von dieser getragen wurde. Erst im Oktober, wenn ich mich recht erinnere, gelang es

mir, den Bezug von 300 Mark monatlich für die Dauer meines Aufenthaltes in Deutschland durchzusetzen.

Im September des Jahres 1886 fand in Berlin der Kongreß zur Förderung deutscher Interessen im Auslande statt. Man hat vielfach über dieses Unternehmen sich lustig gemacht und ihm jede Wirkung im Sinne seines Titels abzusprechen versucht. Allein man übersieht, daß eine solche durchaus nicht beabsichtigt war. Es handelte sich damals überhaupt nur darum, dem erschlaffenden Interesse des Publikums die Sporen zu geben, und man kann der Meisterschaft die Anerkennung nicht versagen, mit der Peters es verstand, eine Reihe von wirtschaftlich-wissenschaftlichen Körperschaften, die sich schon eines wohlbegründeten Rufes erfreuten, vor den schwer belasteten Wagen unseres kolonialen Unternehmens zu spannen. Es kann nicht geleugnet werden, daß die verschiedenen Kolonialkongresse des letzten Dezenniums sich an jenen ersten Kongreß in Form und Charakter anlehnten mit dem Unterschiede, daß sie nicht in annähernd so hohem Maße Teilnahme und Beteiligung des Publikums zu erwecken vermocht haben. Ich hielt mich zu jener Zeit gerade in Jena auf, um meine wissenschaftliche Bildung zu vervollständigen, und war nicht wenig erstaunt, die Aufforderung zur Mitarbeit auf dem Kongreß in einer Form zu erhalten, die mir kaum eine andere Wahl ließ als sie anzunehmen. Obwohl ich stets die Öffentlichkeit mehr mied als suchte, war ich dennoch dem Publikum bis zu gewissem Grade bekannt geworden; es schien mir daher, als habe man es für ersprießlich erachtet, mich, den ältesten Mitarbeiter in unserer Kolonie, öffentlich zum Worte

kommen zu lassen. Ich sprach über die Erziehung des Negers zur Arbeit, legte dabei die Notwendigkeit der Einsetzung einer Exekutivgewalt dar und suchte diese, wie oben mitgeteilt, in der Verwendung des einen Stammes gegen den anderen. Ich zeigte, daß Arbeit auch für den Neger die beste Erziehung sei, Besteuerung das geeignetste Mittel, ihn zur Arbeitsleistung zu bewegen. Nur wenn man über eine vorhandene Exekutivgewalt verfüge, sei es möglich, ein geregeltes Besteuerungssystem durchzuführen. Meine Ansichten und daran geknüpfte Vorschläge schienen, wenn anders ich aus dem mir gespendeten Beifall Schlüsse zu ziehen berechtigt bin trotz ihrer robusten Form, einmütige Zustimmung zu finden, und schon glaubte ich hinsichtlich meiner zukünftigen Weiterarbeit in der kolonialen Sache einen Fuß in den Bügel gehoben zu haben.

Da fand ich einen unerwarteten Gegner in dem Missionsinspektor Büttner. Dieser erhob sich und legte in längerer Rede dar, wie meine Vorschläge wegen der darin verborgenen Grausamkeit das Blut in seinen Adern habe erstarren machen. Seine Ausführungen über die Abscheulichkeit meines Programmes gipfelten in der Behauptung, es gehe auch anders; leider unterließ der würdige Herr uns zu sagen, wie es gehen könne. Der Verlauf der Entwicklung unserer Kolonie hat schließlich gezeigt, daß meine Auffassungen doch nicht so unmenschlich grausam gewesen sein können. Meine damaligen Besteuerungsvorschläge sind heute alle ausgeführt, unsere ganze Schutztruppe besteht aus Eingeborenen, die wir gegen andere verwenden, und man sucht heute dringend nach Mitteln,

die Arbeitsleistung der Neger über ein Maß hinaus zu steigern, das, so klein es an sich sein mag, uns damals als etwas Ungeheures erschienen wäre. Ich habe später Herrn Büttner ganz gut kennen gelernt und ihn gefragt, was ihn denn so in Harnisch gegen mich gebracht habe. Als er wahrnahm, daß ich gar kein so blutrünstiger Negerschlächter sei, entschuldigte er sich bei mir wegen seines heftigen Angriffes auf dem Kongresse. Er teilte mir mit, er habe als ich sprach, eine Bemerkung fallen lassen, etwa des Inhalts, daß ich mit meinen Vorschlägen ja den Stammeskrieg unter den Eingeborenen entfachen würde. Das habe Peters gehört und ihn daraufhin aufgefordert, meinen Ausführungen entgegenzutreten. Dabei habe er sich in der Form ein wenig übereilt. Nach Büttner sprach Peters in dessen Sinne gegen meine Vorschläge, und nun wußte ich, warum ich zur Beteiligung am Kongreß aufgefordert worden war.

Meine dort gehaltene Rede enthält Belege für Teile meines hier noch einmal niedergelegten, ehemaligen kolonisatorischen Programmes. Um meinen Lesern die Möglichkeit zu gewähren, sich selbst, anlangend die von mir geplanten Grausamkeiten, ein Urteil zu bilden, gebe ich deren Wortlaut nach dem gedruckten Bericht der Schriftleitung des Kongresses hier wieder:

Nunmehr ergreift das Wort Herr Joachim Graf Pfeil über Erziehung des Negers zur Arbeit:

Unter den Erwägungen, die bei afrikanischer Kolonisation in Frage kommen, ist die Arbeiterfrage eine der hervorragend wichtigsten. Der Boden jungfräulicher Länder mag noch so fruchtbar, ihre Produkte noch so man-

nigfaltig sein, der Wert beider ist gleich Null, wenn uns die Hände fehlen, den Boden zu bebauen, die Produkte zu sammeln. Der Europäer kann erwiesenermaßen in tropischen Gegenden sich den körperlichen Arbeiten nicht unterziehen, welche die Kultivation eines Landes erfordert. Es bietet indessen die zahlreiche schwarze Bevölkerung Afrikas ein Arbeitermaterial, welches in dieser Richtung den Europäer unter dessen Oberleitung völlig ersetzt.

Es handelt sich lediglich darum, 1. eine Art und Weise aufzufinden, dieses Menschenmaterial zur Arbeitsleistung heranzuziehen, und 2. die Sicherheit zu schaffen, daß die Arbeitsleistung keine zeitweilige, sondern eine dauernde sei.

In Europa regelt sich das Arbeitsverhältnis nach Bedarf und Angebot, in Afrika gilt dieser Grundsatz nicht, da Bedarf bisher kaum vorhanden war und Angebot nicht existiert. Man darf sich auch nicht der Täuschung hingeben, daß freiwillige Gestellung des Negers zur Arbeit, die hie und da vorkommt, als ein wirkliches Arbeitsangebot aufzufassen sei.

Genügen auch solche Arbeiter wohl einmal, um die zeitweiligen Arbeiten einer kleinen Plantage zu bewältigen, so wird doch die Arbeitslust nur so lange anhalten, als sie den Reiz der Neuheit besitzt, oder gerade lange genug, um die wenigen Ellen Kaliko zu verdienen, die zufällig das zeitweilige Bedürfnis des Negers ausmachen. Hierzu bedarf es keiner übergroßen Ausdauer und der Reiz der Neuheit ist bald vorüber. Sobald aber der Grund für seine Arbeitsleistung nicht mehr vorhanden ist, hört der Neger auf, das Angebot derselben zu machen.

Es fehlt dem Neger die Grundlage für das Angebot europäischer Arbeit, der Erwerbstrieb. Für seinen Lebensunterhalt sorgt durch ihren Feldbau sein Weib.

Abgesehen von der Arbeit, die wir für die Kultivation neuer Länder gebrauchen, liegt uns aber auch die Pflicht ob, deren rohe Einwohner zu erziehen, zu zivilisieren. Was man auch von dem Einfluß des guten Beispiels sagen, und welchen Erfolg man von der Mission in ihrer jetzigen Art erwarten mag, der einzige wirksame Faktor der Zivilisation ist die Arbeit. Durch sie lernt der Mensch seinen Wert kennen, erlangt er das Gefühl seiner Würde, welches entspringt aus dem Bewußtsein der Nützlichkeit des eigenen Daseins.

In zivilisierten Ländern wird von jedem Menschen, je nach dem Grade seiner Bildung ein gewisses Maß von Arbeit gefordert, sei es für das Wohl des Staates, für die Wissenschaft oder die Familie, ja in den meisten Fällen beruht der Lebensunterhalt darauf. Muß aber der Europäer arbeiten, so liegt die Frage nahe, warum soll es der Neger nicht.

Unsere Ansichten über den Neger waren bisher ganz eigentümlich verschroben. Ansprüche, die man an die unteren Volksklassen der Europäer erhob, ja als ganz naturgemäß betrachtete, verschrie man sofort als Roheit, wenn sie an den Neger gestellt wurden, gerade als ob der Neger ein zu besonders zarter Behandlung berechtigtes höheres Wesen sei. Allerlei Rechte, die wir als zivilisierte Völker besitzen und die wir uns durch langes Ringen danach erworben haben, sollen ohne weiteres dem Neger zugestanden werden, der für das Verständnis und die Wertschätzung

derartiger Rechte noch gar nicht die nötige kulturelle Entwicklung aufzuweisen vermag.

Man sprach von dem Neger als einem freien Manne, der über seine Handlungen in gleicher Berechtigung wie die Europäer verfügen könne. Dieses freie Verfügungsrecht über sich selbst wird aber ohne moralische Selbstbeschränkung zur Zügellosigkeit.

Solche Anschauungen über Neger stammen noch aus der Zeit des unseligen Humanitätsdusels, der seinen Ursprung nahm, als übertriebene Gerüchte über die Grausamkeit der Sklaverei nach England gelangten, hier eine Sympathie für den arg unterdrückten, mißhandelten schwarzen Bruder wachriefen und später die Aufhebung der Sklaverei herbeiführten. So berechtigt diese Sympathie in einzelnen Fällen gewesen sein mag, so hat sie doch eine Verzärtelung des Negers zur Folge gehabt, die uns schließlich fast auf den Standpunkt brachte, den Neger überhaupt für Arbeitsleistung untauglich zu halten. Man gewöhnte sich ab, ihn zu zwingen; ohne Zwang arbeitet er nicht, und so suchte man an seiner Stelle lieber andere Arbeiter. Ich verweise auf Südafrika, mit einer dichten schwarzen Bevölkerung, wo man doch schon seit Jahren mit indischen Kulis arbeitet, nicht weil diese besseres Material sind, sondern weil man das vorhandene nicht zur Arbeit veranlassen kann.

Jene Zeiten verschwinden jedoch allmählich, eine gesunde Reaktion beginnt sich gegenüber den damaligen superhumanen Anschauungen geltend zu machen. Solange der Neger ungekannt in seiner Wildnis lebt, mag er jede Berechtigung zu seiner zügellosen Lebensweise haben, diese

muß aber sofort aufhören, wenn er mit dem Europäer in Berührung kommt, und dieser unter der Willkür des Negers leidet. Der Kulturmensch muß die Berechtigung haben, von dem Neger ein gewisses Maß von Arbeit verlangen zu können, wie es von ihm in Kulturverhältnissen gefordert wird; diese wird den Fähigkeiten des Negers entsprechend, mechanischer Natur zu sein haben.

Der Neger verschwindet nicht gleich dem Indianer vor dem Kontakt mit dem Weißen, im Gegenteil, er besitzt eine außerordentliche Widerstandsfähigkeit. In seiner Willkür neben dem Europäer zu leben ist unmöglich, er muß sich daher letzterem anpassen. Das umgekehrte Verhältnis ist ausgeschlossen. Gleichberechtigt mit dem Europäer kann ebenfalls der Neger nicht sein. Wenn der Neger alle die Kulturphasen durchgemacht haben wird, durch welche wir uns vom Pfahlbauern bis zum Kulturmenschen entwickelten, wird er die Berechtigung auf ethischen Besitz ebenfalls erworben haben. Sie ihm jetzt schon zuzusprechen, ist verfrüht.

All die vorher erwähnten Gründe kann man also gegen die einzuführende Arbeitsverpflichtung des Negers nicht mehr einwenden. Aus einer solchen Verpflichtung würden aber für den Neger Vorteile entspringen, die dem mit afrikanischen Zuständen unbekannten Europäer nicht so gleich ins Auge fallen. An hundert Orten zu gleicher Zeit gibt es beständig sogenannten Krieg um der geringfügigsten Kleinigkeit halber. Das heißt: größere oder kleinere Horden kriegerischer Stämme ziehen sengend und brennend durch das Land, eine Menge Leute tötend, eine geringere Anzahl als Sklaven mit sich führend. Obwohl die Sklaven

später eine ganz gute Behandlung erfahren, sind doch die jedesmaligen Opfer an Menschenleben zu bedeutend, um diese Art der Arbeiterherbeiziehung zu billigen. Der Schaffenstrieb der bekriegten Stämme vermindert sich, oft ziehen sie sich in unwirtsame ungesunde Gegenden zurück, und der Stamm verkommt in physischer Beziehung. An Stelle eines kräftigen Menschenschlages tritt ein schwächliches Volk. — Gegen diese Art der Kriegsführung ist das beste Mittel die Arbeitsverpflichtung. Der beschäftigte Neger kann keine Raubzüge machen. Er verlernt Arbeit als eine Schande zu betrachten und muß arbeiten gleich dem Manne, den er sich früher zum Sklaven hielt.

Mit der Einführung der Verpflichtung zur Arbeit wird also kein Eingriff, weder in bestehende noch eingebildete Rechte des Negers getan. Es handelt sich nur um die Methode der Durchsetzung.

Alle Vorschläge in dieser Richtung, die auf schönen Theorien basieren, sind unzweckmäßig, auch leiden sie meist an dem Umstande, daß sie darlegen, was man mit dem Neger tun muß, wenn er zum Arbeiter geworden ist; wie man es anfängt, seiner habhaft zu werden, wird uns nie gesagt. Wie bei dem gefrierenden Wasser zuerst ein einzelner Kristall sich bildet, an dem sich dann unzählige andere anreihen, so muß auch in diesem Werke zunächst ein Nukleus geschaffen werden, um den später Operationen sich gruppieren.

Dieser Mittelpunkt kann aber nur aus einer, wenn auch noch so kleinen, so doch organisierten Macht bestehen. Diese soll nicht dazu dienen, nach Maßgabe europäischer Begriffe von Recht und Gesetz zu richten, denn

letztere können nur erfolgreich angewendet werden, wo sie gekannt und anerkannt sind. Die Art und Weise der Verwendung wird im Gegenteil um so mehr Erfolg haben, je mehr sie sich den Ansichten und Gebräuchen der Eingeborenen anschließt. Schwachen, furchtsamen Stämmen imponiert die Schaustellung der Macht, kriegerische Stämme werden versuchen, sie als Verbündete zu erhalten. Es kommt lediglich auf geschickte Benutzung der jeweiligen Umstände an, um nach kürzerer oder längerer Frist unter allen Umständen das entscheidende Wort zu sprechen und einmal gefaßte, allgemein nützliche Pläne, vielleicht gegen den Willen vieler Stämme, aber mit der Hilfe von einem durchzuführen.

Wir brauchen nur auf die Entwicklung Südafrikas zurückzugehen, um ähnliche Fälle zu finden, deren Studium uns meistens auf den richtigen Weg führen wird.

Als im Anfang des Jahrhunderts die Engländer, vor ihnen die Holländer, die Hottentotten nicht allein bemeistern konnten, riefen sie die Kaffernstämme gegen sie zu Hilfe, und im Kriege gegen die Zulus veranlaßte man die Bassutos des Oranje-Freistaates, sich am Feldzuge gegen entsprechende Entschädigung von Land und Vieh zu beteiligen. In beiden Fällen war die Maßregel erfolgreich, und derartige Beispiele weist die Geschichte Südafrikas eine Menge auf. Dieses Verfahren läßt sich auf zentralafrikanische Verhältnisse übertragen. Eine kleine aber zuverlässige Truppe lege man an den Ort, den man für kolonisatorisches Vorgehen ausersehen hat. Mit dem Häuptling des Stammes, unter dem man lebt, treffe man zunächst das Abkommen, daß er seine Hörigen zur Arbeitsleistung stellt,

zu denen bald ein Teil der männlichen Bevölkerung des Landes herbeigezogen wird. Eine rechtzeitige Schaustellung der bewaffneten Macht kann diese Maßregel zur Durchführung bringen ohne jeden tatsächlichen Zwang, d. h. Anwendung von Gewalt. Der Neger, der sich in alles findet, was eben tatsächlich unvermeidlich ist, wird einer solchen Maßregel keinen Widerstand entgegensetzen, namentlich wenn er sieht, daß man keineswegs Sklaverei beabsichtigt, sondern ihn nach Ablauf der festgesetzten Arbeitsfrist belohnt und ihm die Muße wiedergibt.

Dieses Verfahren genügt, um in einem kleinen Distrikte die Einwohner zur Arbeit zu zwingen. Um aber ganze Volksstämme zur Arbeit heranzuziehen, bedürfen die Mittel einer ausgedehnteren Anwendung und werden abermals den größten Erfolg erzielen, wenn sie den Gebräuchen der Eingeborenen sich anschließen. Überall finden sich kräftige Stämme, deren kriegerischer Sinn sich dadurch kundtut, daß sie in der Weise, wie ich es vorhin beschrieb, ihre schwächeren Nachbarn befehden. So unzulässig diese Raubzüge aus Anlaß von einer kleinen Viehherde oder ein paar Maiskolben sind, so können sie doch geschickt ausgenutzt und zu einem wesentlichen Faktor in unserem zivilisatorischen Programm gemacht werden.

Bei einiger Geschicklichkeit im Umgange mit Negern kann es nicht schwer halten, den Häuptling eines solchen kriegerischen Stammes zum Verbündeten zu gewinnen. Er und sein Volk werden von der allgemeinen Arbeitsleistung dispensiert, übernehmen jedoch die Verpflichtung, andere Stämme, die bei der Stellung von Arbeitern sich saumselig erweisen, und das werden gewöhnlich die friedlichen

sein, die familienweise ohne allgemeines Oberhaupt leben, nötigenfalls mit bewaffneter Hand dazu zu veranlassen. Ein solch kriegerisches Volk wird in dieser Maßnahme nur die Möglichkeit erblicken, mit größerer Unbeschränktheit seinen Räubereien obliegen zu können, namentlich da sie den Weißen, die sie im Besitz starker Kriegsmedizin glauben, als ihre Verbündeten betrachten. Wir aber wissen, daß ihre rohe Gewalt nur dem höheren Endzwecke allgemeiner Zivilisation dienen soll. Die friedlichen Stämme dagegen werden lieber sich dem Verlangen der Weißen unterwerfen, als von feindlichen Negerstämmen, deren Grausamkeit sie aus Erfahrung kennen, getötet, ausgeplündert und in Sklaverei geschleppt zu werden.

Bei einer geschickten Handhabung der Fäden würde die Ausübung einer Gewaltmaßregel niemals nötig werden.

Auch in noch anderer Weise kann ein derartig kriegerischer Stamm Verwendung finden. Wir können uns aus ihm eine Kolonialmacht heranziehen, denn nicht aktiv darf ein wildes Volk in eine zivilisatorische Aufgabe eingreifen, ohne zugleich passiv einem Kulturprozeß unterworfen zu sein.

Von einem kriegerischen Stamme werden jährlich eine bestimmte Anzahl kräftiger Leute in die Reihen unserer immer noch vorhandenen kleinen Truppe eingefügt, es wird ihnen vor allem die Notwendigkeit des Gehorsams gelehrt. Diese Leute werden so lange geübt, bis sie imstande sind, die ursprünglich als Truppen gebrauchten Leute zu ersetzen, worauf deren doch immer Kosten beanspruchender Unterhalt in Wegfall kommt. Daß dieser

Zustand nicht in allernächster Zeit eintreten wird, liegt wohl auf der Hand, allein ihn herbeizuführen liegt durchaus im Bereich der Möglichkeit. Vielleicht befindet sich unter meinen Zuhörern einer oder der andere, der zur Zeit des Zulukrieges sich in Südafrika befand, er wolle sich dann nur die Haltung der bewaffneten Bassutos ins Gedächtnis zurückrufen; eine für unsere Zwecke brauchbarere Truppe ließe sich kaum wünschen. —

Dies ist das erste Stadium unserer Aufgabe. Es besteht darin, den vorderhand gänzlich zügellosen Neger zur Arbeit überhaupt zu veranlassen. Denn ehe wir ihn *erziehen* können, müssen wir seiner erst habhaft werden. Und das ist nur möglich durch eine wirkliche, niemals in Zweifel gezogene Autorität, durch welche zunächst die Oberhäupter der Stämme veranlaßt werden, sich wenn auch ohne ihr Wissen an der Arbeit der Zivilisation zu beteiligen.

Wir treten nun in das zweite Stadium unserer Aufgabe, dies ist die planmäßige *Erziehung* des Negers, durch welche seine Tätigkeit erst Dauer gewinnt. Zur Erziehung des Negers genügen nicht zeitlich beschränkte Maßnahmen, sie ist nur durch Einführung dauernder Einrichtungen möglich.

Die Erziehung zur Arbeit bedeutet nicht, die Veranlassung zur Ausübung der Arbeit zu geben, sondern befaßt sich mit der Modellierung des Geistes, in welchem der Drang zur Arbeit, der Arbeit selbst halber, geschaffen werden soll. Wir täuschen uns, wenn wir glauben, daß wir in jetzt lebenden Generationen von Negern diese Einsicht hervorrufen können. Wir können diese in einen Zu-

stand der Arbeitsverpflichtung versetzen, müssen aber bei der Erziehung zur Arbeit unser Augenmerk auf kommende Generationen richten.

Ebenso wie unter zivilisierten Völkern, wird auch unter wilden das Kind zunächst von der Mutter erzogen. Die Behandlung des Weibes verdient also in unserem Erziehungsprogramm ganz besondere Berücksichtigung. Und gelingt es, die Weiber in unser Programm hineinzuziehen, so werden zukünftige Generationen bereits leichter zu behandeln sein, als die jetzigen.

Ich glaube nicht, daß man auf große Schwierigkeiten stoßen würde, zöge man auch einen Teil der weiblichen Bevölkerung eines Landes zur Arbeit heran. Unter den Stämmen lastet die Hauptarbeit sowieso auf dem Weibe, wodurch ihre Tauglichkeit zur Arbeit erwiesen wird. Außerdem würde zunächst in dem Neger nur der Gedanke sich an diese Maßregel knüpfen, daß für jedes arbeitende Weib ein Mann weniger zu arbeiten hätte.

Bei der Erziehung zur Arbeit, muß auch der Modus der Arbeitsverteilung berücksichtigt werden.

Hier kann man abermals Vorhandenes, unter Anpassung an vorliegende Verhältnisse einführen.

Am zweckmäßigsten dürfte sich eine rotierende Gestellung erweisen, derart, daß ein Prozentsatz der Bevölkerung zu einer vielleicht zweijährigen Arbeit herbeigezogen würde. Nach Ablauf eines Jahres zöge man dieselbe Anzahl Leute herbei, die nunmehr von ihren eigenen, schon etwas angelernten Stammesgenossen unterwiesen würden. Jeder, der Gelegenheit gehabt hat mit Negern zu arbeiten, weiß wie stolz der Neger ist auf jede kleine von Weißen

erlernte Kunstfertigkeit und wie gern er sich seinen weniger bevorzugten Kameraden gegenüber damit brüstet.

Diese Bewegung läuft um, bis nach Ablauf einer bestimmten Frist die eben einmal in Arbeit gewesene Abteilung an die Reihe kommt.

Durch dieses Verfahren wird der Neger die Überzeugung erlangen, daß man ihn nicht als Sklaven betrachtet, das Weib wird an der Arbeit teilnehmen und das Kind instinktiv sie als etwas zum Leben unvermeidlich Dazugehöriges betrachten lernen.

Noch ein anderes Hilfsmittel steht uns zu Gebote, den Neger zu erziehen. Man legt ihm die Pflicht des Erwerbs auf.

Nachdem man durch diskrete Anwendung der zu Gebote stehenden Macht sich in den Stand gesetzt glaubt, Maßregeln wie die zu erwähnende durchzuführen, zieht man die über weite Gebiete zerstreut lebenden Leute auf kleinere Kreise zusammen. Man weist ihnen Lokationen an.

Hierdurch wird die Aufsicht der Neger erleichtert und eine bessere Kontrolle ermöglicht, inwieweit sie sich der Erwerbspflicht zu entziehen oder ihr nachzukommen suchen. Diese besteht darin, daß man ihnen eine Kopfsteuer auferlegt. Jeder erwachsene Neger hat eine Abgabe von bestimmtem Wert zu entrichten. Um den Betrag zu erwerben, wird der Neger seine Arbeit zu Markte tragen müssen, die wiederum nur bei dem Weißen Abnahme findet.

Schon frühzeitig entsteht hierdurch bei dem jungen Neger das lehrsame Gefühl der Verpflichtung, und man muß es erlebt haben, wie ängstlich sich die Neger auf den wichtigen Tag der Steuerzahlung vorbereiten, um

die Wichtigkeit dieser Maßregel vollkommen würdigen zu können.

Ist erst der Zeitpunkt herbeigekommen, wo selbständige Farmer sich in den Kolonien niedergelassen haben, so kann man ferner das Verfahren einschlagen, daß dann jeder, je nach der Größe seines Grundbesitzes, ein Anzahl Familien von Eingeborenen zugewiesen bekommt, die auf seinem Lande wohnen und nach privater Übereinkunft zu einer gewissen jährlichen Arbeitsleistung zu bestimmtem Lohne sich verpflichten. Entbände man die so wohnenden Leute von der Kopfsteuer, so würden sie mit Vergnügen ihren Wohnsitz auf privatem Grundbesitz aufschlagen und die Farmer niemals an Arbeitermangel leiden. Man könnte an Stelle dieses Verfahrens auch eine Verwaltung einsetzen, an welche die arbeiterbedürftigen Farmer sich zu wenden hätten und welche diese mit aus den Lokationen entnommenen Arbeitern versähe. Hierdurch würde vielleicht eine größere Kontrolle über die Arbeiter ausgeübt, allein eine Kosten beanspruchende Verwaltung träte eben an Stelle des einfacheren Verfahrens.

Noch ein wichtiger Faktor in der Erziehung der Neger dürfte die Mission werden, wenn sie es über sich gewinnen könnte, etwas weniger zu predigen, ihr Augenmerk etwas mehr auf den Unterricht in praktischen Arbeiten zu lenken.

Beten und arbeiten war bisher ihr Grundsatz, der bei einem Volk ganz angebracht sein mag, welches über dem letzteren das erstere vergißt.

Bei den Negern kann man diesen Satz getrost umkehren und den Schwerpunkt auf das Arbeiten legen. Nicht so und so viele Gebet-, Lese- und Schreibestunden

sollten die Missionare wöchentlich ihren Zöglingen erteilen, sondern ebensowohl ihren Leuten Handwerke lehren, wobei immer noch so viel Religionsunterricht mit unterlaufen könnte, als für einen Neger verdaulich ist. Der Neger plappert Sätze, denen eine philosophische Anschauung zugrunde liegt, nach, ohne sie je annähernd verstehen zu lernen. Wenn aber von den Missionsstationen Leute hervorgingen, die, anstatt schlecht lesen und schreiben, gut zimmern und schmieden können, so würden die Missionszöglinge stets sehr begehrte Leute sein, an Stelle des Gegenteils, wie es jetzt oft der Fall ist. — Überall würde man Missionsstationen gern sehen und sie könnten zu einem nicht geringen Teil zu dem Werke der Erziehung des Negers beitragen.

Nicht mit Theorien und Phrasen löst man die vorliegende Aufgabe, sondern mit tätigem energischem Eingriff. Deswegen habe ich mich nicht weitläufig darüber verbreitet, daß der Neger zur Arbeit gezwungen werden muß, sondern ich habe gezeigt, wie es geschehen kann. Daß man dabei nicht mit den weichen Mitteln von Überredung und Beispiel zu Werke gehen kann, ist klar, es bedarf kräftiger Beilhiebe, ehe der gänzlich rohe Klotz eine Gestalt bekommt, der ihr letztes Gepräge mit der Feile gegeben wird. Überlassen wir die Anschauung von Würde und Freiheit der Neger den Philanthropen, und wie wir uns politisch zur Macht aufgeschwungen haben, emanzipieren wir auch unser Urteil von dem Einfluß der Anschauung fremder Völker, und lösen wir die vor uns liegende Frage auf spezifisch deutsche Art. Die Mittel dazu sind eine Benutzung der tatsächlich obwaltenden Um-

stände und Ausübung einer niemals zu bezweifelnden Autorität. Wenn wir mit weiser Mäßigung am richtigen Ort, aber mit unerbittlicher Konsequenz unsere Macht ausüben, so liegt kein Grund vor, warum nicht auch der Neger zu einem brauchbaren Arbeiter erzogen werden soll, wenn auch erst unsere Enkel die Früchte ernten, deren Samen wir ausgestreut. (Äußerst lebhafter Beifall.)

Ich möchte, ehe ich fortfahre, mich mit allem Nachdruck dagegen verwahren, daß ich eine Anklageschrift gegen Dr. Peters schreibe. Hätte ich das gewollt, ich hätte Anlaß genug dazu gehabt, dazu wäre aber vor Jahren der richtige Zeitpunkt gewesen. Ich habe meine Beschwerden niemals öffentlich zur Sprache gebracht, ebensowenig wie ich zu den Vorgängen, aus denen man heftige Vorwürfe gegen Peters herleitet, jemals öffentlich Stellung genommen habe. Ich vermied das alles, weil ein offener Streit zwischen uns den Gegnern der kolonialen Sache, sowie dem Auslande Anlaß zur Kritik unserer Kolonialpolitik geben mußte, die dem Gedeihen des Werkes, das ich selbst habe schaffen helfen, nur nachteilig sein konnte. Wenn aber Peters jetzt nach 22 Jahren vor breiter Öffentlichkeit mir den Vorwurf der Illoyalität ins Gesicht schleudert, so mögen doch die geschilderten Vorgänge Erwähnung finden, damit die Leser, denen Peters seine Verleumdungen meiner Person auftischt, auch die andere Seite hören und sich ein Bild machen können, ob überhaupt Illoyalität in Frage kommt und wo sie dann zu finden gewesen ist. Ich meine, es liegt auf der Hand, daß ich im Inneren Afrikas weilend mich kaum großer Illoyalität gegen irgend jemand schuldig machen konnte.

kann man die Haltung als eine kollegialische um nicht zu sagen loyale bezeichnen, die Peters mir gegenüber einnahm, als ich in Afrika abwesend war, an dem Stuhle zimmernd, auf den er selbst sich setzte? Nicht Anklagen schreibe ich also, sondern Abwehr hämischer Angriffe.

Im Laufe des Sommers 1886 wurde der Versuch unternommen, auch das Somaliland in den Bereich unserer Interessensphäre zu ziehen. Da zu diesem Zweck trotz der durchaus anders gearteten Anlage und Gliederung des Volkes, mit dem wir jetzt zu tun bekamen, dieselben Mittel angewandt wurden, mit denen es gelungen war, die ersten Erwerbungen auszuführen, mußten die diesbezüglichen Bestrebungen natürlich versagen. Hätte Peters einige Kenntnis der Verhältnisse besessen und diesen entsprechend seine Fähigkeiten angestrengt, Somaliland in Deutschland resp. England zu erwerben, ich habe wenig Zweifel, daß es ihm bei seinem Talente, die Menschen in vorher bestimmter Richtung in Bewegung zu setzen, gelungen wäre, unsere Besitzungen bis dorthin auszudehnen. Ihn verfolgte jedoch das Mißgeschick, daß alles, was er in Afrika anfing, wie es ja nur natürlich war, europäisch gedacht und getan wurde und deshalb erfolglos bleiben mußte. Der ungelenke Versuch, die sehnigen Somalis niederzuringen, schlug fehl und kostete sehr viel Geld und die ersten Menschenleben in unserer neuen Kolonie. Leutnant Günther ertrank in der Juba-Mündung, Dr. Jühlke wurde in dem kleinen Küstenorte Kismayu von einem wahrscheinlich gedungenen Somali in dem Augenblick in den Rücken gestochen, als er sich wandte, um dem Mörder aus einer Kiste die erbetene Medizin

zu reichen. Durch die überlegte energische Art, wie sein Begleiter, ein Herr Janke, die Leiche barg und bestattete, hat er sich Anspruch auf Achtung erworben. Die Nachricht wirkte auf das deutsche Publikum nicht in ermunternder Weise und hätte uns darüber aufklären sollen, daß so interessant Berichte über kühne Züge, unglaublich rasch geschlossene, Tausende von Quadratkilometern uns überweisende Verträge für den Durchschnittsleser auch sein mochten, das denkende, und vor allem das zahlende Publikum verlangte, doch greifbarere Resultate zu sehen, als eine interessant redigierte Wochenschrift. Es herrschte aber damals die Auffassung, daß man fortfahren müsse zu erwerben; man ahnte nicht, wie schwer man es finden würde zu benutzen. Da hilft es auch nichts, sich zu beklagen, daß das deutsche Volk nicht aus seiner politischen Indifferenz zu erwecken sei, daß Engländer und Franzosen, wenn ihnen so gewaltige Bissen dargeboten worden wären, wie die Komoren und der südliche Teil von Madagaskar, sicher zugelangt hätten. Ein wirklicher Politiker kennt eben die Kräfte seines Volkes und mutet ihnen nicht mehr zu, als sie zu bewältigen vermögen. Darüber hinauszugehen, macht der Phantasie des Betreffenden wohl alle Ehre, stellt aber seiner politischen Urteilskraft kein glänzendes Zeugnis aus. Es ist schwierig genug geworden, die Kolonie so, wie sie heute ist, uns zu erhalten, und es hat nicht an Stimmen gefehlt, die für deren Veräußerung lebhaft eintraten. Ich frage mich, was aus unserem Besitz geworden wäre, wenn zurzeit, als die Regierung ihn übernehmen mußte, um unsere Reputation als kolonisierende Macht zu retten, er halb

Afrika und einige seiner Inselgruppen umfaßt hätte. Kein Parlament und keine Regierung der Welt hätte sich bereit gefunden, die Gefahren und Kosten auf sich zu nehmen, die allein aus Verwaltungsgründen mit einem solchen Besitze verknüpft waren, ganz abgesehen von der politischen Angriffsfläche, die er bot. Niemand kann nachdrücklicher als ich den Standpunkt vertreten, daß im gegebenen Augenblick eine Regierung entschlossen und kräftig nach Vorteilen greifen soll, die ihr auf irgend eine Weise geboten werden. Niemand jedoch kann in betrübenderer Form erfahren haben, wie sehr unsere Regierung sich in dieser Hinsicht unzulänglich erwiesen hat, hinter dem Beispiel, das andere Völker geben, zaudernd zurückbleibt. Allein ebensosehr erkenne ich die Notwendigkeit an, einer Regierung nur solche Vorschläge zu machen, die sich innerhalb des Rahmens ihres politischen Könnens halten. Dr. Peters wird ganz gewiß in der Geschichte unseres Volkes leben als ein Mann mit hervorragenden Verdiensten um unsere koloniale Politik, sein Ruhm wird es vertragen können, daß er als gereifter Mann in ernsthaftem Tone noch Pläne darlegt, die man seiner Jugend vergeben konnte.

Dr. Jühlke hatte unter anderen die Aufgabe gehabt, den Flußlauf des Wobushi im Somalilande auf seine Nutzbarkeit zu untersuchen. Als er gefallen war, wurde mir, der ich nun in einem festen Vertragsverhältnis zu unserer Gesellschaft stand, die Weiterführung dieser Aufgabe übertragen. Da sie ein nicht unwesentliches Moment der Gefahr in sich barg, war es für mich natürlich Ehrensache, den Auftrag anzunehmen, obwohl damals gerade Pro-

fessor Schweinfurth sich an mich gewandt hatte, um mich zu bewegen, die Expedition zur Rettung Emin Paschas zu übernehmen. Ich begab mich in Begleitung mehrerer Herren nach Aden, wo ein kleiner Dampfer lag, mit dem die Reise nach der Somaliküste angetreten werden sollte. Am selben Orte fand ich einige Mitglieder einer früheren Expedition, die mir die erschreckende Mitteilung machten, ihr Aufenthalt in Aden habe bereits solche Summen verschlungen, daß die mitgebrachten Gelder nicht annähernd hinreichten, die ausstehenden Rechnungen zu begleichen. Mit meinen Begleitern besuchte ich unseren Dampfer. Eine kurze Besichtigung hatte ihrer aller Weigerung zur Folge, sich diesem Fahrzeug anzuvertrauen. Einer der Herren, Jurist und Assessor, vernahm die Führer des Fahrzeuges und legte in einem Protokoll fest, daß selbst diese Leute Bedenken trugen, die schon einmal damit gemachte Fahrt zu wiederholen. Als ich vor zwei Jahren meine letzte Reise nach Ostafrika ausführte, hatte ich die große Freude, in dem liebenswürdigen Kapitän des eleganten Dampfers, mit dem ich fuhr, den Steuermann jenes miserablen Fahrzeuges wiederzuerkennen und mit ihm von jenen erinnerungsschweren Zeiten plaudern zu können. Immer bestrebt, unserem Unternehmen wirtschaftliche Erfolge abzuringen, suchte ich meiner jetzigen Aufgabe einen merkantilen Charakter zu geben. Ich bemühte mich, einen im Hafen von Aden liegenden englischen Dampfer zu chartern, um damit im Somalilande Vieh und Häute zu kaufen und nach Aden zu verfrachten. Ich dachte mir dabei die Begründung eines Viehhandelsgeschäftes zwischen dem Somalilande und dem wegen der Zahl der dort an=

laufenden Passagierschiffe stets fleischbedürftigen Aden einzurichten. Die Verpflegung dieses wichtigen Sperrforts des Roten Meeres wenigstens teilweise in deutsche Hände zu leiten, schien mir nicht aussichtsloser als die Erwerbung des Somalilandes, jedenfalls schon in absehbarer Zeit ganz rentabel.

Auf der diesem Zwecke dienenden Reise hätte sich die Untersuchung des Wobushi-Flusses in Booten ausführen lassen, und wir hätten doch einmal eine Expedition gehabt, die, wenn auch nicht viel eingebracht, doch wenig gekostet hätte. Ein eigener Umstand kam uns zu Hilfe. Mit einem Somalihäuptling geringeren Grades war von einer früheren Expedition irgend ein Abkommen abgeschlossen worden, das uns zur Zahlung einer Geldsumme, ihn nicht zu irgendwelcher Gegenleistung verpflichtete. Einzelheiten sind mir, wegen deren Unwichtigkeit und weil den dorthin zielenden Bestrebungen nicht weiter nachgegangen wurde, entfallen. Der Mann erschien, und gegen Zahlung der ihm zustehenden Summe suchte ich ihn zu bestimmen, uns eine möglichst große Anzahl Rinder zur Abholung mit dem zu charternden Dampfer bereitzustellen.

Ich habe mir niemals viel von diesem Somali versprochen, mir war zu gut bekannt, wie eingeborene Häuptlinge Verträge zu halten pflegen. Aber ich sollte gar nicht in die Lage kommen, seine Zuverlässigkeit auf die Probe zu stellen, denn das Unternehmen wurde von Berlin aus nicht gebilligt. Die Kosten für den zu charternden Dampfer wurden mit Recht gegenüber dem aus dem Geschäft zu erwartenden Gewinn als zu hoch erachtet. Immerhin wirkte es befremdend, daß man einen eigenen Dampfer, auch

wenn dieser die „Isolde“ war, lediglich zu Erwerbszwecken nicht für zu teuer hielt, wohl aber einen anderen Dampfer, der demselben Zweck, aber auch geschäftlichem Gewinn dienen sollte. Da die Reise mit unserem Dampfer „Isolde“ wegen dessen Seeuntüchtigkeit als untunlich erachtet wurde, andere Mittel nicht verfügbar waren, um die Somaliküste zu bereisen, so trat ich die Reise nach Sansibar wieder an. Hier fand ich einige inzwischen eingetretene Veränderung in der Lage der Dinge.

So wenig offiziell zugegeben werden durfte, daß meine Ansichten innere Berechtigung hatten, so sehr bestrebte man sich doch sie zu verwerten. Meine Station Simatal sowie deren Nachbarin Kiora waren aufgegeben worden und man hatte sich auf die Küste zurückgezogen, auf die uns inzwischen ein Rechtstitel erwachsen war. Allein auch die Anlage der Küstenstationen zeigte, wie gering noch unser Verständnis für praktische koloniale Aufgaben in Afrika selbst war. Die Anlage dieser Niederlassungen hat große Summen verschlungen, doch sind sie ohne Ausnahme aufgegeben worden. Ihnen fehlte das Programm, in das sie paßten, der Daseinszweck, und fragte man heute, wo es ratsam wäre, neue Unternehmen ins Leben zu rufen, man würde trotz des jetzt schon erheblich weiter vorgeschrittenen Stadiums der Entwicklung Ostafrikas ganz gewiß nicht die Kinganilinie dazu aussuchen. Allein die an sich richtige Maßregel der Verlegung des Schwerpunktes in die Nähe der Küste war nur halb ausgeführt, denn im Inneren war in Mbusini, an der Stelle, wo wir unsere ersten Verträge geschlossen hatten, wiederum eine neue Station errichtet worden. Ich lasse gern die

Pietät gelten, mit der man gerade die Stelle des ersten Vertragschlusses zur Stätte wirtschaftlichen Wirkens stempeln wollte, allein wo solche Anwandlungen ungeheure Geldaufwendungen forderten, durfte von Berlin aus niemals die Zustimmung zu so unrentablen Unternehmungen gegeben werden. Zwar wurde der Ort von einem ungemein tüchtigen Manne, Herrn Hermes, verwaltet, der mir später nach Neu-Guinea folgte, wo er dem Klima erlag. Aber auch seine sachgemäße Leitung vermochte dem Orte keinen Wert zu verleihen, die Station existiert heute ebensowenig, wie irgend eine der anderen damals angelegten. In Sansibar war für mich nichts zu tun, die dort nötigen Bureauarbeiten hatten weder Reiz für mich, noch war ich für deren Ausführung der geeeignete Mann. Ich gehörte meinen Fähigkeiten und Neigungen nach an die Spitze der Verwaltung ins Innere, um dort den wirtschaftlichen Betrieb zu organisieren. Da die inzwischen in Sansibar ins Leben getretene Verwaltung den Eindruck hervorrief, als wolle sie sich der wirtschaftlichen Interessen mehr als das bisher geschehen war, annehmen, so hielt ich es für das Richtigste, mich von dem Stande und dem Werte der bis jetzt geschaffenen Anlagen zu überzeugen. Für diesen Plan fiel nicht wenig ins Gewicht, daß der damalige Generalkonsul in Sansibar mich ersuchte, ihm ein Gutachten über die Entwicklungsmöglichkeit des Landes zu erstatten. Auch im nördlichen Teile der Kolonie waren inzwischen Stationen angelegt worden. Diese beschloß ich zuerst zu besichtigen, und von dort nach Süden ziehend, das küstennahe Land auf seine wirtschaftlichen Eigenschaften zu untersuchen, alle

bestehenden Stationen kennen zu lernen und ihr Wirken nach Möglichkeit in einen einheitlichen Plan zusammenzufassen. Meine Reise begann in Pangani. Wie schon früher, schlossen sich mir auch diesmal eine Anzahl Herren an, um auf ihrer ersten Reise von meinen Gewohnheiten und Übung in Karawanenführung profitieren zu können. Entlang der Panganilinie waren zwei Stationen angelegt worden, Korogwe und Mafi. Trotz erschreckend hoher hierfür gemachter Ausgaben, war nicht einmal menschenwürdige Unterkunft für die Bewohner der Station vorhanden. Von landwirtschaftlichem Betriebe, der wegen der sonst nicht ungeschickt gewählten Stationslage wohl möglich gewesen wäre, existierte kaum ein Ansatz. Die etwaige Wahrnehmung politischer Interessen, wie die Beherrschung des Weges nach dem Klimandscharo oder nach Usambara, war noch verfrüht und hätte in die Hände für solche Aufgaben vorgebildeter Männer, Offiziere oder geschulter Kaufleute, gelegt werden müssen. Ich sah mich genötigt, den Arbeiten, soweit sie den Bau eines in riesigen Dimensionen gehaltenen Hauses aus Luftziegeln betrafen, Einhalt zu gebieten und die Tätigkeit der hier waltenden Herren durch Verhaltungsmaßregeln, die ich ihnen gab, auf wirtschaftliches Gebiet, Produktion und Handel hinzulenken, damit die Stationen einen Schimmer von Daseinsberechtigung erhielten. Da mir keiner der hier arbeitenden Herren auch nur annähernd bekannt war, ich es aber für meine vornehmste Pflicht hielt, zu streben, Ausgaben von Höhe und Charakter der hier nachweisbaren zu verhindern, setzte ich einen meiner Begleiter, einen älteren, sehr gewissenhaften, verabschiedeten Offizier, Herrn v. B., als Chef über

die Gegend ein, ihm die beiden Stationen unterordnend. Zur Zeit meiner Ankunft in Korogwe ereigneten sich unliebsame Vorkommnisse, indem ein Europäer sich gelegentlich der Bestrafung eines Trägers unerhörte Grausamkeiten zuschulden kommen ließ. Um dem Einwurzeln solcher Gewohnheiten vorzubeugen und ein für allemal in dieser Hinsicht eine Norm zu schaffen, hinterließ ich ebenfalls Anweisungen, wie zu verfahren sei, falls sich dergleichen wiederhole. Ich drucke die von mir gegebenen Instruktionen hier ab, vielleicht vermögen meine Leser die Überzeugung zu gewinnen, daß ich planvoll arbeitete und von überlegten, wohl zu begründenden Gesichtspunkten geleitet wurde.

Korogwe, 24. März 1887.

Instruktion für Herrn v. B.

Herr v. B. übernimmt von dem Tage der Aushändigung dieser Instruktion die Oberleitung der Stationen Korogwe und Masi. Für ihn sind folgende Gesichtspunkte maßgeblich, deren Innehaltung er nach besten Kräften anzustreben hat.

Erstens und vor allem hat Herr v. B. sein Augenmerk darauf zu richten, daß die landwirtschaftlichen Arbeiten auf den Stationen zu deren Selbsterhaltung führen.

Die Selbsterhaltung der Station ist deren erste Pflicht, und sollen lieber andere Maßnahmen unterlassen werden, als solche, die zur Erreichung dieses Zweckes dienen. Nächstdem sollen auf der Station Plantagenbauversuche begonnen werden, in deren Einzelausführung Herrn W. Selbständigkeit zusteht, aber ohne die Bewilligung des Sta-

tionschefs Herrn v. B. nicht begonnen werden dürfen. Zunächst ist das Hauptgewicht auf Baumwolle zu legen, doch sind, sobald als möglich, auch Versuche mit Tabak, resp. anderen Artikeln zu machen. Ganz besondere Aufmerksamkeit hat Herr v. B. auf die Arbeiterverhältnisse zu richten und über diese nach einiger Zeit Bericht zu erstatten, wobei folgende Fragen eingehend zu beantworten sind:

Auf wie lange Zeit vermieten sich die Leute hier am liebsten?

Welches ist der niedrigste, welches der höchste Lohnsatz?

Welche ist die Zahl der sich monatlich zur Arbeit anbietenden Leute?

Was leistet der hiesige Tagelöhner im Vergleich zum Europäer?

Ist im Verhältnis zur geleisteten Arbeit der bisher gezahlte Lohn hoch oder niedrig zu nennen?

In bezug auf den Umgang mit den Eingeborenen wird Herrn v. B. die größte Umsicht zur Pflicht gemacht und er angewiesen, das Verhältnis zu ihnen so freundschaftlich als möglich zu gestalten. Er hat zu versuchen, die Sultane der Umgegend zu bewegen, ihren Einfluß in der Weise auszuüben, daß sie Leute veranlassen, sich auf monatliche, statt auf Tagesarbeit zu verdingen. Inwieweit Versuche mit Viehzucht auf der Station anzustellen sind, wird von den zur Verfügung stehenden Geldern abhängen. Wenn irgend möglich, sollen sie jedoch begonnen werden.

Die zum Betrieb der Station erforderlichen Gelder fordert Herr v. B. von der Vertretung in Sansibar im

Namen der Vertretung für Korogwe und Mafi, doch wird ihm die größte Sparsamkeit zur strengsten Pflicht gemacht.

Neubau von großen Gebäuden ist völlig zu unterlassen. Sollte der Zustand des vorhandenen Wohnhauses bedenklich werden, so hat Herr v. B. in der ihm und den anderen Herren mündlich mitgeteilten Weise sich zu behelfen.

Herrn v. B. unterstehen auf der Station außer Herrn W. noch die Gärtner L. und B., von denen ersterer hauptsächlich Herrn W. als landwirtschaftlicher Hilfsarbeiter zugewiesen wird. Ein besonderes Ressort wird keinem von beiden übergeben. Sie haben den Anordnungen des Herrn v. B. Folge zu leisten.

Im Falle von Krankheit oder sonstiger Verhinderung des Herrn v. B. tritt Herr W. an dessen Stelle, für den dann obige Instruktionen ebenfalls maßgebend sind.

Für die genaue Ausführung und Innehaltung vorstehender Anweisungen wird Herr v. B. auf das strengste verantwortlich gemacht.

In Vertretung der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft.

J. G. P.

Korogwe, 24. März 1887.

Sekret.

Instruktion für Herrn v. B.

Angesichts der Herrn v. B. bekannten Vorkommnisse von heute nachmittag sehe ich mich gezwungen, ihm folgende Regeln für sein Verhalten in Fällen ähnlicher Ereignisse nach meiner Abreise zu erteilen.

Es ist Herrn v. B. bekannt, daß nach stattgefundenem Vorfall mit der Karawane des Grafen T. die größte Vorsicht geboten ist, um nicht aufs neue die Gemüter der Eingeborenen zu beunruhigen. Sollte der zurzeit hier anwesende Herr . . . die heutige Behandlung seiner Leute wiederholen, so hat Herr v. B. dieselbe ohne jede persönliche Bemerkung passieren zu lassen und nur darauf zu achten, daß die eigenen Leute nicht aus Furcht vor ähnlicher Behandlung entlaufen. Sollte Herr . . . ., nachdem seine eigenen Leute ihm entlaufen sein werden, einen Stationsarbeiter oder irgend einen der Station angehörigen Neger handgreiflich strafen, so hat Herr v. B. unverzüglich dem Herrn . . . . den weiteren Aufenthalt auf der Station zu kündigen mit der Motivierung, daß unsere Arbeiterverhältnisse durch Brutalität keine Störung erleiden dürften, da durch solche die Interessen der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft gefährdet würden.

Herr v. B. hat nur im alleräußersten Notfalle, d. h. im Falle wirklich geschehener Handgreiflichkeiten seitens des Herrn . . . . gegen einen Stationsneger von obigen Anweisungen Gebrauch zu machen, dieselben dann auf das höflichste aber ebenso auf das allerbestimmteste durchzuführen.

In Vertretung der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft.

J. G. P.

Masi, 5. April 1887.

Instruktion für Herrn Br.

Herr Br. übernimmt von dem Tage der Aushändigung dieser Instruktion wiederum die Leitung der Station Masi.

Unterstellt wird ihm Herr Ba., der seinen Anordnungen Folge zu leisten hat.

Folgende Gesichtspunkte haben für Herrn Br. maßgebend zu sein.

Die erste Pflicht einer Station ist deren Selbsterhaltung; Herr Br. hat also sein Augenmerk darauf zu richten, daß die landwirtschaftlichen Arbeiten der Station bewirken, sie in bezug auf Nahrungsmittel unabhängig zu machen.

Den gärtnerischen Teil der Stationsarbeiten soll hauptsächlich Herr Ba. betreiben. Wenn auch Versuche mit Anbau von Handelsprodukten sehr empfehlenswert sind, so kommen doch auf der Station Mafi landwirtschaftliche Arbeiten erst an zweiter Stelle, da sie als Handelsstation hauptsächlich andere Zwecke zu verfolgen hat. Herr Br. hat zu versuchen, mit den umwohnenden Eingeborenen sich auf freundschaftlichen Fuß zu stellen und sie möglichst zu veranlassen, solche Handelsartikel, als sich in ihrem Bereich befinden mögen, ihm zum Verkauf zu bringen. Zu diesem Zweck sind ihnen die gewünschten Handelsartikel immer wieder ins Gedächtnis zurückzurufen, und verweise ich hauptsächlich auf Wachs*) und Kautschuk, welche beide in möglichst großen Quantitäten aufgekauft werden müssen.

Um vorteilhaft erscheinende Verbindungen anzuknüpfen, kann Herr Br. sich zeitweilig von der Station entfernen, doch ist es wünschenswert, daß solche Abwesenheit die Dauer von höchstens sechs Tagen nicht überschreitet.

---

*) Ist inzwischen einer der bedeutendsten Handelsartikel in unserer Kolonie, Kautschuk der ertragsreichste Gegenstand des Anbaues auf unseren Plantagen geworden.

Im Falle der Abwesenheit von Herrn Br. darf sich Herr Ba. nicht von der Station entfernen. Trotz der bisher ungünstigen Resultate hat Herr Br. den Ankauf von Vieh fortzusetzen und zu versuchen, die Ursache von dem Hinsterben des Viehes zu ergründen. Ganz besonders wird Herr Br. darauf aufmerksam gemacht, daß Eingeborene gern krankes Vieh verkaufen.

Gesundes, schönes Vieh läßt sich eventuell bei befreundeten Eingeborenen zur Hütung unterbringen.

Nach Korogwe oder Sansibar ist kein Vieh mehr hinzusenden.

Neue Bauten auf der Station hat Herr Br. nicht mehr auszuführen, ausgenommen ein etwa nötig erscheinendes Häuschen der schon bestehenden Art, zur Unterkunft für Herrn Ba.

In seinem vorhandenen Wohnhaus hat Herr Br. einen Stampfflur zu legen.

Herr Br. soll den Arbeiterverhältnissen besondere Aufmerksamkeit widmen und festzustellen versuchen, wieviel Monats- und Tagearbeiter im Laufe des Monats sich anbieten und zu welchen Preisen sie zu haben sind.

Ebenso hat Herr Br. zu versuchen, die zurzeit bestehenden unverantwortlich hochgeschraubten Arbeiterlöhne erheblich herabzusetzen. Über den Stand der Arbeiterverhältnisse hat Herr Br. jeden Monat möglichst eingehenden Bericht einzusenden.

Wegen seiner und der Bedürfnisse der Station hat Herr Br. sich an den Vorsteher der Station Korogwe zu wenden.

Für gewissenhafte Ausführung obiger Instruktion wird Herr Br. auf das strengste verantwortlich gemacht.

In Vertretung der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft.

J. G. P.

Wenn auch die Stationen nicht meinen Beifall finden konnten, so mußte ich mir doch sagen, daß der Pangani-Fluß einer näheren Untersuchung wert sei. Es war nicht unmöglich, daß hier sich die Wasserstraße fand, deren Entdeckung ich so sehnlich erhoffte. Sie mußte hier von besonders hohem Wert sein, weil das Hochland viel näher an die Küste herantritt, als im Süden der Kolonie. Ich zog deswegen noch eine erhebliche Strecke am Strom hinauf, um ihn an möglichst vielen verschiedenen Stellen in Augenschein zu nehmen. Leider mußte ich schon damals zu der Überzeugung kommen, daß auch hier eine wirkliche Wasserstraße nicht vorhanden sei, wenn nicht eine über bessere technische Mittel verfügende Zukunft es möglich machen würde, die kurzen Strecken tiefen Wassers im Fluß praktisch zu verwerten. Das Empfinden, daß der Charakter der Gegend der Baumwollenkultur günstige Aussichten eröffne, führte mich weiter ins Innere, ich hoffte, daß sie sich mit der Zeit hier beheimaten würde, doch fehlte mir damals noch hinreichende Kenntnis von deren Kultur, um mich maßgeblich äußern zu können. Ich legte Wert darauf, auf meinen Zügen mit den Eingeborenen bekannt zu werden, was mir, da ich die Sprache nunmehr vollkommen beherrschte, leicht wurde. Ein alter, anscheinend einflußreicher Mann, neben dessen Dorf ich lagerte, erklärte mir, daß er gern meiner Expedition sich anschließen

würde, um mich im Massailande zu einer großen Partie Elfenbein zu führen, von der er wisse, und die er glaube leicht erwerben zu können, wenn wir mit Waren reichlich versehen seien. Ich stellte daher den Antrag nach Berlin, mir eine entsprechende Menge Waren zur Verfügung zu stellen, damit ich den Zug unternehmen und das Elfenbein erwerben könne. Ich habe auf diesen Antrag niemals eine Antwort erhalten, doch hat mir Jahre danach einer der späteren Herren Direktoren der Gesellschaft mitgeteilt, daß man meinem Gesuch entsprochen und die Waren an mich abgesandt habe. Ich habe keinen Grund, an dieser Mitteilung zu zweifeln, sie bestärkt jedoch den Eindruck, der sich mir in jener Zeit unabweislich aufdrängte, daß ich äußerlich bekämpft wurde, daß man aber im stillen gern alle meine Vorschläge befolgte, weil sie praktisch waren. Ich zog nun nach Süden und kehrte dem ragenden Pare, den bewaldeten Usambara-Bergen den Rücken. Ich habe sie erst im Jahre 1905 wiedergesehen. Als ich mich in diesem Jahre auf dem Rückwege vom Kilimandscharo befand, passierte ich das nördliche Ufer des kleinen Manga-Sees, den ich 1887 entdeckt hatte. An seinem Ufer steht ein Baobab-Baum, in dessen Rinde ich die Anfangsbuchstaben meines Namens eingehauen habe. Ich gedachte meines Zuges vor 18 Jahren durch das dichte, hohe Gras der trockenen Niederung, der Mühen und Anstrengungen, die damals nötig waren, um kleine Entfernungen zurückzulegen und die bereiste Gegend doch nur oberflächlich kennen zu lernen. Jetzt marschierte ich auf einer ebenen, gut angelegten Heerstraße, die deutlich und unverkennbar die Spuren täglichen Verkehrs zeigte. In die Vergangen-

heit zurückblickend, sah ich mich als jungen Menschen am Ufer des Sees liegen, durchnäßt von flutartigem Regen. Meine Kleider hatte ich in der Nähe eines gewaltigen Feuers zum Trocknen aufgehängt und mir von einem meiner Leute ein Kansu, d. i. ein langes Hemd der Waswaheli geliehen. Mit den Trägern lag ich ums Feuer, dabei passierte es mir, daß ich, auf dem Bauche liegend, meine Füße in die Luft erhob. Ich lernte bei dieser Gelegenheit einen Teil des Anstandskodex der Sansibariten kennen, denn mein Diener belehrte mich sofort mit der scharfen Bemerkung, es sei sehr unschicklich, die Füße in die Luft zu erheben, wenn man ums Feuer auf dem Boden liege. Nun wußte ich, wie ich mich zu benehmen hatte und habe danach in dieser Hinsicht keinen Anstoß mehr zu Klagen gegeben. Auf jener Reise 1905 kam ich auf dem Rückwege von Amani zu einer herrlichen Stelle.

Auf schmalem Saumpfade reitet man durch schattigen Hochwald, dessen Dunkelheit dichtes Unterholz vertieft und zugleich selbst für fußgewandte Neger undurchdringlich macht. Der Fels wird zusehends steiler, zuletzt zur fast senkrechten Mauer, an deren Fuß unser Pferd nur gerade Raum findet, weil einen Schritt weiter seitwärts die Wand Hunderte von Fuß senkrecht abstürzt. Selbst das klammernde Unterholz findet keinen Platz, zurücktretend, läßt es eine Lücke frei, durch die das Auge wie im dunklen Rahmen die Niederung eingefaßt sieht, sie bis in weite Ferne überblickend. Ich hielt ein wenig still, um das herrliche Landschaftsbild meinem Gedächtnis einzuprägen. Ein ganzer Malkasten ist zur Zusammenstellung der Farbentöne einer solchen afrikanischen Niederung aufgebraucht

worden. Das hohe Gras der späten Jahrsezeit gibt einen rötlichen bis ins bräunliche spielenden Grundton; grasarme, kahle Stellen erscheinen blendend grell, die Mimosen werfen grau-grünliche Schatten in die Farbensymphonie, die ihre kräftigsten Töne dem saftigen Laube der reicheren Vegetation verdankt, die den Ufern des wandernden Stromes feuchtere Nahrung entzieht. Einen stimmungsvollen Abschluß findet das Ganze in hellblau leuchtenden Bergzügen im Süden, deren schroff geformte Gipfel allmählich alte Erinnerungen wecken, bis ich sie als gute Freunde wiedererkenne, die ich in vergangenen Jahren Dutzende von Malen mit der Bussole anpeilte, um ihre Bekanntschaft auch der europäischen Kulturwelt zu vermitteln.

Ich verfolgte mit den Augen die Linie meines ehemaligen Zuges, die ich mit Hilfe des Laufes des Pangani-Flusses leicht im Gelände erkennen konnte. Ich gedachte der Einsamkeit und der Stille dieser Steppe, meiner Sorgen um meine eigene Zukunft und um die des Landes, das ich mit berufen war, meinem Volke zu eröffnen. Da brauste mit einem Male auf der Ebene, fast genau meiner einstigen Marschlinie folgend, ein Eisenbahnzug heran, Zeugnis dafür ablegend, daß meinen Wegen von damals, die Kultur mit Eilschritt gefolgt sei, daß jetzt Tausende Erwerb und Heimat da finden können, wo ich vor langen Jahren als einsamer Pionier mühsam die ersten Fußstapfen trat. Ein Dankgefühl überkam mich, daß ich in rüstigem Alter die Wirkung der Arbeit meiner Jugend erleben durfte. Und hat mich manchmal Mißmut beschlichen, daß ich an dem Weiterbau dessen, was ich selbst mit geschaffen habe, nicht mitarbeiten, geschweige denn

jemals Ehren oder Vorteile für meine Mühen ernten durfte, so erkannte ich doch in jenem Augenblick, daß mein Lohn ein größerer ist, als ich selbst gedacht hatte. Äußere Ehrungen werden selten objektiv in reiner Wertschätzung vollbrachter Leistungen dargeboten. Sie erfreuen den Menschen nur so lange, als er die Motive der Gabe nicht kennt. Sie werden nur im Augenblick geachtet, sind dann häufig Gegenstand des Neides, der Eifersucht, gleichgültig worin sie bestehen, und wenig später vergessen und wertlos. Als ich aber unter mir jenen Eisenbahnzug einhereilen sah, da zog in mein Bewußtsein das Gefühl, daß ich nach den schwachen Kräften des Einzelindividuums dazu beigetragen habe, wenn nicht der Menschheit, so doch vielen Menschen Nutzen zu stiften, nicht für den Augenblick, sondern für Generationen, deren späteste erst den ganzen Wert heben werden, dessen Vorhandensein das heutige Geschlecht vielleicht nur widerstrebend zugibt. Ich erkannte, ich habe nicht umsonst gelebt, auch wenn ich meinem Volke nicht die Dienste leisten darf, die leisten zu können ich als Privilegium betrachtet hätte. Das Gelände, das ich fortab in südlicher Richtung durchzog, fand ich nur stellenweise für wirtschaftliche Verwertung geeignet. Immerhin möchte ich mein Urteil in dieser Beziehung heute einschränken. Wenn ich daran zurückdenke, welche Meinung man zu jener Zeit von Tanga und dessen nächster Umgebung hatte, und was inzwischen daraus geworden ist, so kann ich die Ansicht, die ich mir damals über die von mir durchzogene Gegend bildete, kaum mehr im vollen Umfange aufrechterhalten. Ich urteilte am Ende jener Reise nach Maßgabe meiner damaligen Kenntnisse. Es

ist durchaus möglich, daß gerade jene Gegend ebenso durch Plantagenbau erschlossen wird wie das damals einen so wenig günstigen Eindruck hervorrufende Tanga. Als ich den Weg kreuzte, den wir auf unserer ersten Erwerbungsexpedition gezogen waren, fand ich, wie schon erwähnt, an der Stelle, wo wir unseren ersten Vertrag abgeschlossen hatten, in Mbusini, eine weitere neue Station. Wiewohl hier wirklich zweckentsprechend gearbeitet wurde, so mußte ich doch erkennen, daß auch hier das Programm fehlte. Was sollte eine Station in dieser wirtschaftlich nicht viel versprechenden, politisch bedeutungslosen, ziemlich dünn bevölkerten Gegend. Selbst wenn sich hier das Land für Plantagenbau vorzüglich geeignet erwiesen hätte, wie dachte man sich die Versorgung der Plantagen an Stellen, die durch Entfernungen, wie die von Berlin nach München getrennt waren, wie wollte man die Produkte an die Küste schaffen, ohne ihnen ihren Marktwert zu nehmen oder mindestens herabzusetzen. „Planlos und teuer" steht in meinem Tagebuch aus jener Zeit. Ich zog weiter nach Süden, zu den Stationen am Ufer des Kingani-Flusses. Diese hatten wegen ihrer größeren Nähe der Küste besser versorgt werden können und waren äußerlich in ansehnlicherem Zustande wie diejenigen an der Pangani-Linie.

Aber wiederum muß ich mich fragen, welchem Zwecke sollten sie dienen. Zwar hatte man sich insofern von einem praktischen Gesichtspunkt leiten lassen, als man geglaubt hatte, Verbindung und Frachtbeförderung zwischen Stationen und Küste mittelst Dampfbarkasse und Schleppkähnen auf dem Flusse herstellen zu können. Allein diese Hoffnung versagte nach den ersten Proben, die Stations-

gründung in jener Gegend bewies wiederum nur die Mängel an Übersicht, sowie die Unkenntnis derjenigen Erfordernisse, die zu stellen die wirtschaftliche Seite unseres Unternehmens unabweislich nötig machte. Fern sei es von mir, denjenigen Herren auch nur den geringsten Vorwurf zu machen, die jene Stationen anlegten oder leiteten. Ich habe mich überzeugen können, daß viele von ihnen sich mit Eifer und Pflichttreue den Stationsarbeiten widmeten. Aber woher sollten Offiziere oder Ingenieure oder lediglich in den freien Berufen vorgebildete Herren plötzlich den Blick haben, um die wirtschaftlichen Möglichkeiten eines Landes, von dem sie nicht viel mehr kannten als den Namen, zu erkennen und Erschließungsarbeiten zu leiten, die eine ihnen durchaus fremde Technik erforderten. Unbegreiflich war nur, daß in Berlin die grundlegenden wirtschaftlichen Maßnahmen zur Ausnutzung von Landstrichen, ja ganzen Ländern, die auf ihre Entwicklungsfähigkeit überhaupt noch nicht untersucht worden waren, Männern anvertraut wurde, die als Angestellte nicht mitsprechen durften, oder als Neulinge nicht mitsprechen konnten. In Berlin fehlte praktische Kenntnis, hier draußen Zeit, sie zu gewinnen. Von dort aus wurde zur Betätigung gedrängt, hier eifrig danach gestrebt. Nur so ist die Überstürzung zu erklären, mit der man sich die zugangslose, sumpfige Kingani-Niederung zum Operationsgebiet wählte, obwohl geeignete Landesteile in reicher Auswahl vorhanden waren. Daß der ganze Plan, von dem jene Stationsgründung nur ein Teil war, unbrauchbar gewesen sein muß, geht aus der Tatsache hervor, daß von jenen mit ungeheuren Kosten angelegten und verhältnis-

mäßig ausgebauten Stationen keine einzige mehr existiert. Der Einwand, es sei willkürlich alles umgeworfen und noch einmal ganz von vorn begonnen worden, als die Regierung die Kolonie übernahm, kann nicht erhoben werden, denn kein Herrschafts- oder Besitznachfolger verzichtet willig und leichten Herzens auf den Nutzwert von Kapitalien, die der Vorgänger verausgabte. Ich faßte jetzt am Ende meines Kontrollbesuches mein Urteil etwa folgendermaßen zusammen. Selbst bei Unterlassung von Neugründungen und Beschränkung unserer Tätigkeit auf die vorhandenen Stationen, ist es unmöglich, letztere in ein einheitliches Ganzes, als Grundlage zu wirtschaftlicher Entwicklung zusammenzufassen; sie sind dazu über ein zu ausgedehntes Gebiet zerstreut, infolgedessen jede Stationsgruppe Sonderbehandlung, Sonderetat und vielmalige Ausgaben für denselben Zweck erfordert. Jede Station zu einem gesonderten Plantagen- oder Handelsunternehmen auszugestalten, ist nicht mehr möglich, dazu hätte gleich anfänglich die Gegend hinsichtlich ihrer physikalischen Beschaffenheit sowie ihrer Bevölkerungsdichte anders gewählt werden müssen. Die Stationen als rein politische Okkupationspunkte zu betrachten und zu behandeln, ist, mit Rücksicht auf ihre für diesen Zweck ungünstige Lage, ebenfalls untunlich. Schließlich belaufen sich die schon vor Beginn jeder wirtschaftlichen Tätigkeit verausgabten Gelder auf so hohe Summen, daß jedes Unternehmen, sei es finanziell oder politisch, dadurch über seine Tragfähigkeit belastet wird.

Irre ich mich in meinen Gefühlen oder bin ich so vertieft in die Erinnerung alter Zeiten, daß ich auch die Gegen-

wart ein wenig durch die Brille sehe, die ich vor 20 Jahren trug. Könnten nicht die Anschauungen, die ich soeben niedergeschrieben habe, zum Teil auch heute noch ein gewisses Maß von Gültigkeit beanspruchen, oder haben wir, obwohl wir nach Umgestaltung des ersten Direktoriums der Ostafrikanischen Gesellschaft ein wohnlicheres Haus bauten, nicht doch versehentlich einige Stücke des veralteten Hausrates unserer Vorgänger als Inventar übernommen. Tragen nicht einige unserer Stationen in Ostafrika immer noch fast ausschließlich politischen oder militärischen Charakter? Sie wirken nicht produktiv, sie stellen aber auch keinen durchgreifenden Machtfaktor gegenüber kräftigen Negerstämmen dar. Keinesfalls wären sie in der Lage, fremdnationale Übergriffe zurückzuweisen, wobei allerdings zu bemerken ist, daß unsere politischen und territorialen Errungenschaften in Ostafrika nicht mehr der Beanstandung durch fremde Mächte unterliegen können. Es ist fraglich, ob einige unserer Stationen im Falle Ausbrechens aufständischer Bewegungen unter den Eingeborenen, nicht genötigt sein würden, sich aufzulösen, weil in der Gegend, in der sie sich befinden, ein Aufstand nichts gefährden kann, als sie selbst. Könnten nicht solche Stationen bestehenden oder zu gründenden Handelsgesellschaften überlassen werden, die sich eifrig auf die Ausbeutung der in der Gegend zu findenden Handelsartikel werfen würden. Ist es ganz unmöglich, die kaufmännischen Leiter solcher Gesellschaften mit gewissen Machtbefugnissen in bezug auf Landesverwaltung usw. auszurüsten, dafern sie ordentliche Leute sind, und durch ihren Charakter die Gewähr bieten, daß sie solche Machtüber-

tragung nicht zur einseitigen Förderung eigener und zum Nachteil der allgemeinen Interessen mißbrauchen würden. Wäre es ausgeschlossen, mit solchen politischen Handelsstationen die Oberhoheit im Lande ebensogut zu wahren, wie mit solchen, die ausschließlich militärischen oder Verwaltungscharakter tragen? Ließe sich nicht durch eine derartige Methode bei gleicher Wirkung große Kostenersparnis erzielen? Haben wir nicht Beispiele früherer Zeiten, wo die Vertreter großer Kaufhäuser wie in Indien auch Träger ausgedehnter politischer Machtbefugnisse waren? Würde nicht durch die Anwendung eines dahinzielenden Systems der Idealzustand zwar gewiß nicht erreicht, aber doch näher gebracht, daß unsere Kolonie von wirtschaftlichen Gesichtspunkten geleitet, dem Heimatlande materielle Vorteile einbrächte, statt ihm Lasten aufzuerlegen. Würde nicht unter solchen oder ähnlichen Verhältnissen die Stellung der Regierung eine günstigere sein, weil sie bei geringerem Kostenaufwand ihren kolonialpolitischen Gegnern weniger Angriffsfläche böte? Fiele ihr nicht innerhalb der Kolonien eine weit einschneidendere Gewaltausübung zu, weil sie keine Situationen mehr zu schaffen, sondern in solchen nur noch zu entscheiden hätte?

Aber das sind gaukelnde Träume, gestaltlos, ohne Inhalt und praktischen Wert. Ich bin weder Verwaltungsbeamter, noch Militär, am allerwenigsten Jurist, wie käme ein somit gänzlich existenzunberechtigtes Individuum dazu, eine Ansicht über der Verwaltung angehörige Materien zu haben oder Einsicht in wirtschaftliche oder politische Verhältnisse sich anmaßen zu wollen?

Meine Inspektionsreise war beendet, gleichzeitig meine

Tätigkeit in der Kolonie, an der mein Herz hing und hängt. Ich fühlte, daß ich bei meinem auf reelle Dinge gerichteten, allem Scheinwesen abholden Sinne ein Stein des Anstoßes war und keinen Platz haben konnte neben Peters. Privatnachrichten gaben mir deutlichsten Beweis, daß in Berlin die Absicht bekundet und durch eine kleine Indiskretion bekannt worden war, sich meiner unbequemen Sachkenntnis zu entledigen. Als ich die letzte Station am Kingani erreichte, erhielt ich ein Telegramm aus Berlin, worin ich ersucht wurde, nach Deutschland zu kommen, um mich zu verantworten. Wofür ich hätte zur Verantwortung gezogen werden können, wurde nicht gesagt, ich dachte auch nicht darüber nach, denn die Vernehmung konnte nur für die Partei der Richter unbequem werden. Als ich die Nachricht empfing, konnte ich nicht wissen, daß Peters selbst im Begriff war, nach Sansibar zu kommen; ich hielt die Form des Telegramms daher zunächst für eine weitere Form beabsichtigter Kränkung, habe aber später Anlaß gefunden, anzunehmen, daß man vielleicht ein Zusammentreffen zwischen Peters und mir in Afrika hat verhindern wollen. Allerdings hätte man wohl eine etwas rücksichtsvollere Form der Mitteilung wählen können. Da jedoch meine Empfindungen nunmehr durch die Tatsachen ihre Bestätigung erhielten, zögerte ich keinen Augenblick, sondern trennte offiziell das Vertragsverhältnis, das mich an die Gesellschaft knüpfte. Nach mehreren Eilmärschen erreichte ich die Küste in der Nacht, wo ich eine in Bagamoyo liegende Dampfbarkasse benutzte, um nach Sansibar überzusetzen. Die Maschine des untauglichen Gefährtes versagte; ich vermochte daher erst in den frühen

Morgenstunden zu landen, so daß kaum Zeit blieb zum Kleiderwechsel, ehe ich mich auf dem zur Abreise bereit liegenden Dampfer einschiffte. Als ich auf dem Heimwege Lamoo anlief, begegnete ich auf dem dort liegenden auswärtsreisenden Dampfer Dr. Peters, der sich nach Sansibar begab, um dort selbst die Verwaltung zu übernehmen. Unsere Begegnung war, wie nicht anders erwartet werden konnte, kühl, und wir sind im Leben nur noch wenige Male zusammengetroffen. In Deutschland angekommen, begab ich mich auf das Bureau der Gesellschaft, begierig, zu erfahren, worüber man mich nun zur Verantwortung ziehen werde. Man unterließ das jedoch und tat gut daran. Ich glaube auch nicht, daß die Herren, in deren Händen die Direktion nunmehr lag, sich in wirklichem Gegensatz zu meiner Auffassung der Dinge befanden. Ernstliche Einwände gegen meine Tätigkeit, die darin bestanden hatte, Erwerbungen zu machen und ein Arbeitsprogramm aufzustellen, in dem wirtschaftlicher Fortschritt mit Sparsamkeit verbunden war, beabsichtigten, sie wohl kaum zu erheben.

Ich bin überzeugt, daß ich mit ihnen, soweit ich einige von ihnen kennen lernte, sehr gut hätte arbeiten können, doch waren sie wohl auch nicht frei zu tun, wie sie vielleicht gewollt hätten. Nach Verlauf einiger Jahre zog mich mein Herz noch einmal zur Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, allein sie war inzwischen ganz kaufmännisch geworden, und ich hätte deswegen schwerlich ein Feld der Tätigkeit bei ihr finden können. Außerdem aber war nach meiner Rückkehr aus Neu-Guinea meine Gesundheit so angegriffen, daß ich nicht glaubte, noch einmal dauern-

den Aufenthalt in den Tropen, wenigstens nicht unter Verhältnissen, die den inneren Menschen so stark in Mitleidenschaft zogen, auf mich nehmen zu können.

Ich habe im Jahre 1891 Ostafrika noch einmal besucht. Bei dieser Gelegenheit fand ich Anlaß, mich zu bemühen, die Expedition Zelewski zu verhindern, allein Zelewski wollte nicht hören; er vertraute auf sein unleugbares Geschick, mit Eingeborenen umzugehen, und hielt alle Eingeborenen für genau so veranlagt wie die Sansibariten, die allein er kannte. Der Arme hat seinen Eifer mit dem Leben büßen müssen. Im Jahre 1905 besuchte ich Ostafrika zum letzten Male, doch gehört das, was ich zu der Zeit erlebte, in ein besonderes, noch nicht abgeschlossenes Kapitel.

Damit wäre es nun Zeit, dieses kleine Buch, das dem Leser vielleicht hilft, das Bild in einzelnen Zügen zu vervollständigen, das er sich von der Entstehung unserer größten Kolonie entworfen haben mag, zu beenden. Allein der Anlaß, dessentwegen ich meine Maschine in Bewegung setzte und über Dinge schrieb, die ich lieber der Vergessenheit überlassen hätte, gestattet mir noch nicht freudig mich vom Schreibtisch zu erheben; ich muß meine Leser noch einige Augenblicke um Geduld und ein klein wenig Aufmerksamkeit bitten. Wie im Anfang des Buches, so möchte ich auch an dessen Ende betonen, daß ich widerstrebend schreibe. Was kann mir daran liegen, mich mit Dr. Peters auseinanderzusetzen. Er mag seine Wege gehen, ich verfolge die meinigen, und je weiter sie auseinanderführen, desto besser.

Ganz allein Dr. Peters hat den Anlaß zur Ent-

stehung dieses Buches gegeben. Seine Verleumdungen meiner Person durften nicht unwidersprochen bleiben, wenn ich den Schein vermeiden wollte, als müsse ich aus irgend einem Grunde Peterssche Kritik über mich ergehen lassen. Ihre Schamlosigkeit machte eine ausführlich begründete Zurückweisung nötig. Sie hätte sich in beliebig angreifende, hämische, boshafte Form kleiden lassen, wenn mich die Eigenschaft, deren Besitz Peters mir abzusprechen versucht, nicht hinderte, mich in allem, was ihn betrifft, anders zu äußern, als wie ich es auf Grund eigener Erfahrung und Beobachtung zu verantworten vermag. Wollte ich solche Dinge schreiben, die ich nur vom Hörensagen kenne oder nicht unter juristischen Beweis stellen kann, welches Material hätte mir zur Verfügung gestanden! Allein dann hätte ich dieselben Wege wie Dr. Peters eingeschlagen. Ich bin einmal im Leben mit ihm desselbigen Pfades gewandelt und spüre noch heute die Folgen davon, deswegen keinerlei Gemeinschaft mit Dr. Peters, auch nicht in der Form. Es gab noch andere Mittel, den Fall zum Austrag zu bringen. Ich konnte eine Verständigung und sachliche Auseinandersetzung mit Peters anbahnen unter Appell an sein besseres Selbst, das ich, wenn seine Logik es nicht war, für die Macht meiner dokumentarischen Beweise zugänglich wähnte. Ich habe weiter oben dargelegt, wie ich das durch Vermittlung eines gemeinsamen Bekannten resultatlos getan habe, das bessere Selbst war an jenem Tage nicht zu Haus. Ich hätte ihn ferner wegen Beleidigung und Verleumdung verklagen können. Allein ich habe in den jüngsten, von Dr. Peters geführten, Prozessen wahrgenommen

und ihn in den Zeitungen laut darüber klagen hören, in wie unzulänglicher Weise die Ehre eines Mannes heute durch Gesetz und Recht geschützt werde. Es war mithin zu erwarten, daß selbst wenn ich, wie man wohl voraussetzen durfte, ein obsiegendes Erkenntnis über Dr. Peters davontrug, dieses ihm eine kaum merkliche Buße auferlegt hätte. Welche Vergeltung an Peters, welche Sühne für mich? In Peters' Buche blieb die Verleumdung stehen, alle Welt hätte es gelesen, aber nichts von der Verurteilung des Autors erfahren. Daß diesem ein derartiger Gang der Dinge als wahrscheinlich vorgeschwebt habe, darf ich natürlich nicht annehmen. Daß sich meinem Verständnis diese illoyale Seite der Frage sofort erschließt, wird er ja selbstverständlich finden. Weil aber der eine Weg sich als ungangbar erwies, ich den anderen nicht beschreiten wollte, schrieb ich dieses kleine Werk, damit derselbe Leserkreis, in dem das Buch von Dr. Peters Verbreitung findet, erfahre, wie ich den Petersschen Anschuldigungen jedes Fundament weggrabe und sie als das nachweise, was sie sind, als gehässige Verleumdungen.

Dr. Peters hat unbedingt Anspruch auf Anerkennung seiner Leistungen für die deutsche Kolonialpolitik. Seine Verdienste bestehen darin, daß er die von dem kolonialen Gedanken erfüllte, aber langsam und planlos sich wälzende Masse auf ein erreichbares Ziel hin in raschere Bewegung setzte. Ich bin objektiv genug, anzuerkennen, daß es dabei nicht darauf ankommt, ob er selbst das Ziel steckte oder ein anderer. Sein eigenstes Verdienst und vielleicht sein größtes, ist es, die Gelder für unser Unter-

nehmen flüssig gemacht zu haben. Damit endet derjenige Teil aller kolonialpolitischen Tätigkeit, den er ohne Überhebung als den ausschließlich seinigen bezeichnen darf. Weder ist die Erwerbungsexpedition am allerwenigsten die Richtunggabe für diese sein alleiniges Werk, noch darf er die etwaigen Resultate politischer resp. diplomatischer Verhandlungen für sich allein in Anspruch nehmen, die später in Deutschland, England oder Sansibar geführt wurden. An letzteren waren außer ihm stets andere beteiligt; stellenweise ist Peters nur das Instrument in der Hand Größerer gewesen, deren Anweisungen er zu folgen hatte. Die Finanzierung unseres kolonialen Unternehmens nach seiner Rückkehr aus Afrika ist fast gänzlich das Werk anderer, solcher Persönlichkeiten, die von der Notwendigkeit deutscher Kolonialpolitik durchdrungen, in dem Erfolg unserer Expedition den Weg erkannten, dieses politische Bedürfnis unseres Volkes zu befriedigen. Die Oberleitung der Geschäfte in Deutschland mußte er nach kurzer Zeit geschäftskundigeren Händen überlassen. Seine Tätigkeit in Sansibar wurde nicht für so ersprießlich gehalten, daß man ihm deren Ausübung dauernd anvertraute. Trotz alledem läßt Peters durch den ihm gefälligen Teil der Presse und durch eine Reihe Anhänger, ganz besonders, seitdem durch seinen Sieg über sozialdemokratische Blätter die Stimmung sich wieder zu seinen Gunsten gehoben hat, die Behauptung verbreiten, daß Deutschland ganz allein ihm die Erwerbung von Ostafrika zu danken habe. Haben nicht andere Männer in höherem Grade als Peters ihr Leben, ihre Gesundheit, ihre Zukunft, vielleicht geringere Kräfte und Können, so

doch in derselben Weise und mit derselben Begeisterung wie er selbst für das große koloniale Ziel eingesetzt? Wie kommen sie dazu, es sich gefallen lassen zu müssen, daß mit den Petersschen Ansprüchen ihre ganze Tätigkeit ausgelöscht und für nichts erachtet wird? Wenn schon sie nichts ausführen konnten ohne den Rückhalt einer kräftigen Organisation im Mutterlande, so war doch auch Peters ohne ihre Mitwirkung nichts, trotz seiner unbezweifelten Begabung. Ich will hier nicht untersuchen, wie sich diese Verneinung aller Leistungen seiner Mitarbeiter, auf deren Schultern Peters oft genug stehen mußte, sich im Lichte der Gesinnung ausnimmt, das mag er mit sich selbst ausmachen. Die Frage ist nur, ob seine Anmaßung, er sei der alleinige Begründer Ostafrikas, mit der Wirklichkeit in Übereinstimmung zu bringen ist, wenn nicht, ob sie unwidersprochen bleiben soll. Ich habe vorhin die wirklichen Verdienste von Peters hervorgehoben und beabsichtige, ihm deren keines zu schmälern. Allein er, der so freigebig mit abfälliger Kritik anderer ist, wird deswegen nicht umhin können, sich auch Kritik gefallen lassen zu müssen, denn wie es in den Wald hineinschallt, so hallt es wider. Was hat Peters, der so gern der Mann sein will, dem Deutschland ganz allein Ostafrika verdankt, zu dessen Entwicklung beigetragen? Als er an der Spitze der Verwaltung stehend in Sansibar weilte, hatte er Zeit, Gelegenheit und die Pflicht, das Unternehmen in irgendeiner Beziehung vorwärtszubringen, seine großen wirtschaftlichen und politischen Pläne zu verwirklichen. Was ist aus letzteren geworden, wo sind die Spuren seiner Wege? Hat Peters der Gegenwart auch nur eine noch

lebende Schöpfung hinterlassen, ist irgend eine der bestehenden wirtschaftlichen Unternehmungen auf seine Initiative zurückzuführen, hat er auch nur eine einzige Direktive gegeben, die zurzeit noch gültig und unentbehrlich ist? Daß er während seines Aufenthaltes in Sansibar wegen Abtretung des Küstenstreifens mit dem Sultan verhandelte, kann nicht als Ausführung seines maßgeblichen Beschlusses gelten, er war in jenem Falle nur Beauftragter und nicht alleiniger Beauftragter der Regierung, ohne deren Rückenstärkung Peters gar nicht in der Lage gewesen wäre, sich überhaupt dieser Aufgabe zu unterziehen. Ich denke nicht daran, seine Geschicklichkeit bei derartigen Verhandlungen in Abrede zu stellen, im Gegenteil, er fühlt sich dabei in seinem Element, aber gerade Inhalt und Charakter jener Vorgänge beweisen, daß er nicht der allein Handelnde gewesen ist. Hat Peters später als Reichsbeamter dauernde Wirkungen seiner Tätigkeit hinterlassen, die wir heute noch in irgendeiner Beziehung als grundlegend und förderlich anerkennen? Allerwegs finden wir, daß da, wo er als Träger von Pflichten hingestellt wurde, wo an ihn die Anforderung herantrat, sich organisierend, Werte schaffend, schöpferisch, nicht nur kritisch, agitatorisch, Widerstand brechend zu bewähren, seine Leistungen nicht den Erwartungen entsprachen, die man an seine Fähigkeiten stellen durfte. Wurden letztere überschätzt? Hat ihm der gute Wille gefehlt, sie selbstlos im Dienste eines Prinzipes zu verwenden? Hat Peters auf unserer ersten Expedition alles Geschehene allein geleistet, so war es überflüssig, daß irgend jemand sich daran beteiligte. Dann sind aber mit gleichem Recht die Errungenschaften

aller anderen Expeditionen oder Handlungen in dem Unternehmen das freie Eigentum derer, die sie ausführten und letztere stehen alle neben Peters als Mitbegründer der Kolonie. Sind unsere ersten Erwerbungen die einzigen, die gemacht wurden, oder wohnt nur denjenigen Erwerbungen ethische und politische Bedeutung inne, an denen Peters beteiligt war? Sind nur die Anstrengungen, Entbehrungen und Mühseligkeiten, die er duldete, verdienstlich, erlebten andere nur eitel Freude im Dienste unserer großen Sache? Ist Peters wirklich alleiniger Urheber der Vorgänge gewesen, die sich nach der Erwerbung als Verwaltungsmaßnahmen in Ostafrika abspielten, so möge man ihm auch alle die unnötigen und darum schweren Verfehlungen jener ersten Zeit auf sein alleiniges Konto setzen. Ich habe jene Periode und Geschehnisse miterlebt und vielleicht mehr Recht als irgend ein anderer, sie auf ihren richtigen Wert einzuschätzen. Trotz ihrer will ich gern Dr. Peters allen Ruhm gönnen, den er augenscheinlich haben möchte; mag er sich von Presse oder Helfern bis in den Himmel tragen lassen, ich werde ihn weder beneiden noch habe ich ihn gehindert.

Ich selbst habe niemals nach äußeren Ehren gestrebt, habe ich doch keine epochemachenden Entdeckungen, keine neuen Durchquerungen gemacht, weder Kriege geführt, noch Gold gefunden. Ich habe stillschweigend, aber in höherem Maße als Peters, mein Leben für unsere große Sache aufs Spiel gesetzt, nicht weniger Kräfte als er ihr gewidmet, ohne mich dafür feiern zu lassen und große Emolumente zu beziehen. Wenn ich trotzdem heute

der Gegenstand Peterscher Verleumdungen werde, wenn Peters seine Notorität benutzt, um mich in den Augen der Nation loszutrennen von unserem nunmehr der deutschen Geschichte angehörigen Unternehmen vom Jahre 1884, wenn diese seine Anfeindungen der einzige Lohn sind, den ich für meine uneigennützige — wie meine Leser jetzt wissen, nicht leichte — Mitarbeit davontragen soll, dann fällt für mich, selbst im Hinblick darauf, weitere Angriffe von Dr. Peters erwarten zu müssen, jeder Grund fort, durch Stillschweigen scheinbar zuzugeben, Peters sei berechtigt oder irgendwie in der Lage, mir hinsichtlich des Umfanges und Wertes meiner Mitarbeit den Platz anzuweisen. Zur Steuer der geschichtlichen Wahrheit, in Wahrung meiner eigenen Interessen weise ich jeden diesbezüglichen Versuch von Peters zurück und halte fest, was er mir durch seine Verleumdungen eigensüchtig zu nehmen sucht, meinen vollen Anteil an der Erwerbung und Gründung unserer größten und schönsten Kolonie, Deutsch-Ostafrika!

*

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig.

Geld- und Bankwesen

Ein Lehr- und Lesebuch

von

Dr. Oskar Stillich

In Ganzleinen gebunden M. 4.20

Ein zur Einführung in die schwierige Materie des Geld- und Bankwesens äußerst geeignetes Werk, das aufs angelegentlichste, insbesondere auch für junge Kaufleute, welche die Handels-Hochschule besuchen, zu empfehlen ist. Wissenschaftlicher Weitblick verbindet sich mit klarer Herausschälung der praktisch bedeutendsten Kapitel. Die theoretischen Ausführungen werden durchweg durch gute Beispiele aus dem täglichen Leben ergänzt.

(Literarisches Centralblatt für Deutschland.)

Schon ein flüchtiger Blick in das Buch von Stillich belehrt darüber, daß der Verfasser gehalten hat, was er im Vorwort versprach. Sein Buch, das er ein Lehr- und Lesebuch nennt, gehört wohl zu dem besten, was die letzten Jahre auf diesem Gebiete gezeitigt haben. Es hat den großen inneren Wert, daß sowohl das große Publikum, das aus beruflichem Interesse oder aus Neigung sich für die betreffenden Fragen interessiert, als auch der jüngere und ältere Kaufmann Belehrung und Anregung daraus empfangen. Aber auch derjenige, dem die theoretischen und praktischen Quellen, aus denen der Verfasser schöpft, geläufig sind, wird nicht ohne Genuß das Werk des Verfassers noch einmal lesen, um in anregender Form den ungeheueren Stoff an sich vorbeiziehen zu lassen. — Es werden wenig Werke aufzuweisen sein, die mit gleicher Gründlichkeit, Wissenschaftlichkeit, Anschaulichkeit und Leichtverständlichkeit den Leser in die wissenschaftliche Materie einführen. Das äußere Zurücktreten des gelehrten Apparates, aber die gleichzeitige wissenschaftliche Schärfe der Darstellung, die wissenschaftliche Durchdringung des Stoffes, die aus jeder Zeile hervorleuchten, stellen das Lehrbuch des Verfassers in die erste Reihe der dem nämlichen Zwecke dienenden Werke.

(Internationaler Volkswirt.)

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig. 33242.